Teufelsstreiche.

Sagen aus dem Harzgebirge

von

Moriz Reichenbach.

Erstes Bändchen.

Aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Teufelsstreiche.

Sagen aus dem Harzgebirge

von

Mariz Reichenbach,

Verfasser „der Freischützfunken, der drei Gräber auf der Haide, des Bundes mit dem Bösen, des Dalijunkers, der Blume von Granada“ u. s. w.

Erstes Bändchen.

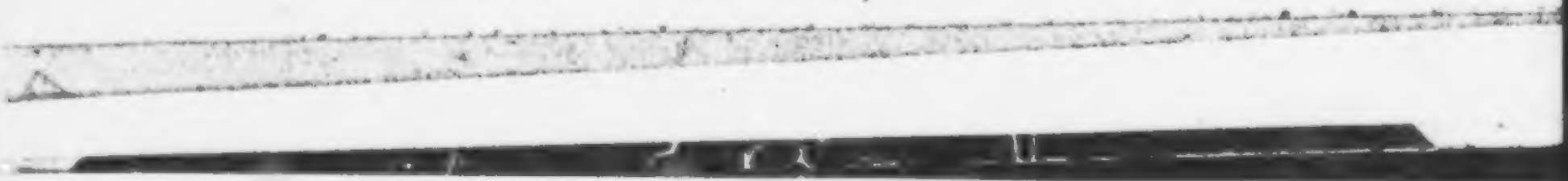
Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.

1840.

Landesbibliothek Detmold

Inhalt.

	Seite
I. Prinzessin Mathildis und ihr Hündchen	1
II. Die Teufelsmühle	123
III. Ritter Hackelberg und Tut-Ursel	173



1.

Prinzessin Mathildis

und

ihr Hündchen.

1.

Es war zu Ende des Novembermonats im Jahre 1054, als rings um die kaiſerliche freie Reichsſtadt Goslar ein reges Leben herrſchte, denn der deutſche König und römiſche Kaiſer, Heinrich der Dritte, der eben ſein Hoflager zu Goslar hielt, hatte in der wald- und wildreichen Umgegend eine große Wolfshetze veranſtaltet. Nicht allein Alle, die zum kaiſerlichen Hofſtaate gehörten, ſondern auch eine große Menge Gaugrafen und Ritter, welche meilenweit hergekommen, ja ſogar die Prinzeſſin Mathildis, des Kaiſers Tochter erſter Ehe, und mehrere Edeldamen waren der Jagd gefolgt, nach damaliger Sitte, und das wilde Treiben ſchien ihnen denſelben Reiz, denſelben Genuß zu gewäh-

ren, welchen wohl heutigen Tags ein solenner Ball, in irgend einem fürstlichen Pallaste hervorzubringen vermag. Es herrschte einer jener schönen Wintertage, welche uns zuweilen mit der rauhen Jahreszeit versöhnen, indem sie uns, bei mäßiger Kälte und heiterer Luft, die Schönheiten einer Winterlandschaft im hellsten Lichte zeigen. Mittag war schon längst vorüber; am wolkenleeren, azurblauen Himmel senkte sich der purpurstrahlende Feuerball den hohen Bergen zu und vergoldete mit seinen flammenden Lichtstreifen, hier und da die herrlichen, wildromantischen Parthien der höher gelegenen Thäler; doch in jenem engen und tiefern Grunde, welcher jetzt unter dem Namen Ockerthal bekannt ist, brach schon die Dämmerung herein. Die Gegend war hier wilder, fast grauenerregend. In der Tiefe des Grundes strömte ein Waldwasser pfeilschnell über sein enges Kieselbett, schäumend und brausend, wo es in seinem Laufe von herabgestürzten Felsstücken gehemmt wurde. Die himmelhohen, steilen Berge, welche zu beiden Seiten, in weit fortlaufender Kette, in mehreren Krümmungen dies Thal bilden, waren dicht mit schneebedecktem Nadelholze bewachsen. Nur hier

und da ſchaueten, wie finſtre Forſtwächter, hohe, graue Felsſpitzen über das Tannengebüſch hinaus und auch die hohen, nackten Berggipfel trugen die Laſt wunderbar geformter Felſengruppen bis zu den Wolken empor.

Ungefähr in der Mitte dieſer öden Schlucht, an einen hohen Steinblock gelehnt, welcher vielleicht vor undenkbarer Zeit ſchon herabgeſtürzt war von der felſigten Höh' ſtand ein Frauenbild, deſſen Jugend, Lebensfriſche und ſeltene Schönheit auffallend contraſtirte, mit verwitterter, todter und wildgrauſiger Umgebung. Gleich einem ſeligen Geiſte, der im Glanze himmliſchen Lichtes ſeinem Grabe entſteigt, und bevor er ſich aufſchwingt zu den lichten Höhen des Jenſeits, einen Blick des Abſchieds auf die ſtille, ſchaurige Erdengruft wirft, der er angehörte bis jetzt; ſtand die herrliche Geſtalt, wie regungslos, in tiefes Sinnen verloren den wehmüthigen Blick weit hinausgerichtet nach den Krümmungen des wilden Thales. Wunderbare, unwiderſtehliche Reize waren den harmoniſchen Zügen ihres edlen Antlitzes eingeprägt, und obgleich die blendend weiße Stirn ein tiefer Kummer zu umwölken ſchien, ſo ſtrahlte doch das feu-

rige, dunkle Auge hohen Muth. Ein kurzes Jagdkleid von grünem Sammet, mit feinem Pelzwerk verbrämt und mit reichen Stickereien versehen, umhüllte die schöne Gestalt und ein Baret, ebenfalls von grünem Sammet, mit reichem Federschmuck, deckte ihr Haupt, von dem in reicher Fülle die goldne Lockenpracht bis auf die Schultern niederfiel. Ihre Rechte hielt einen leichten Jagdspieß umfaßt, der ihr jetzt zur Stütze zu dienen schien, denn zierliche, leichte Fußtapfen, auf der Schneedecke des hinter ihr sich erhebenden Berges, zeigten deutlich, daß sie von der beträchtlichen Höhe, auf steilem, gefährlichem Pfade, sich mit Hülfe ihrer Waffe ins öde Thal herabgeschwungen hatte. Es schien als ob sie der Jagd nicht mehr gedächte, die fernerhin, bald hoch auf den Berggipfeln, bald tief in der Schlucht ihr wildes Halloh! ertönen ließ, als ob das Grauen des Ortes, wo sie sich befand, ihr Inneres nicht ergriffe, nur Einsamkeit, in welchem Winkel der Erde es auch wäre, ihr erwünscht und nothwendig sey. So hatte sie schon geraume Zeit, wie in tiefes Sinnen verloren, zugebracht, ihre fast regungslose Stellung nicht ändernd und nur zuweilen gab sie durch ein

tiefes, halbunterdrücktes Seufzen kund, daß noch Leben in ihr wohne; aber plötzlich fuhr sie erschrokken zusammen, und der Rosenhauch ihrer Wangen erblich auf Augenblicke, denn kaum einige hundert Schritte weit von ihr entfernt, erscholl ein dumpfes, gräßliches Geheul und im engen Thalgrunde wurden eilige Schritte hörbar, die, auf dem gefrorenen Schneeboden knisternd, die hastige Annäherung eines starken Thieres vermuthen ließen. Nur wenige Augenblicke lang hielt der Schrecken die einsame Jägerin gefesselt; die Nähe einer dringenden Gefahr ahnend, wandte sie sich schnell nach jener Gegend um, von welcher her das Geräusch immer lauter ertönte, spähete mit scharfen Blicken den, in die erste Dämmerung gehüllten Fußpfad entlang und kaum schien sie den Gegenstand ihrer Forschung fest ins Auge gefaßt zu haben, als sie muthig und entschlossen den leichten Jagdspeer mit beiden Händen ergriff und mit zuversichtlicher Kühnheit, sich der immer steigenden Gefahr entgegenstellte. Eine Wölfin von seltener Größe, welche das Jüngste ihrer Brut, dem ein Pfeilschuß die linke Vorderklaue gelähmt hatte, im Rachen mit sich fortschleppte, trabte im wilden

Laufe, unter gräßlichem Geheul immer näher und hemmte erſt ihre Schritte, als ſie die glänzende Geſtalt der muthigen Jungfrau in geringer Entfernung von ſich erblickte. Einzelne, gellende Töne der äußerſten Wuth, ſtieß die wilde Beſtie beim Anblick der muthigen Gegnerin hervor, daß es rings um gräßlich wiederhallte an den gewaltigen Felſen, als ob rings um ein hölliſches Geiſterchor ſein Weſen triebe. Die blutdürſtigen Augen rollend auf die ſchöne Beute gerichtet, legte die Wölfin behutſam das verletzte Junge auf die Schneedecke, und war ſchon im Begriff, die Klauen zum wüthenden Sprunge zu erheben, und ſo die ſcharfen Zähne im blutigen Rachen zuſammenknirſchend, ſich der Jägerin zu nahen; als ein leiſes Geheul ihres wunden Schützlings ſie zurückrief und augenblicklich der Mordluſt entſagend, folgte die wilde Beſtie dem Triebe der Mutterliebe, ſtieß klagende Töne hervor, leckte zärtlich die Wunden ihres Jungen und ſchien in Beſorgniß um deſſen Erhaltung, die drohende Gefahr zu vergeſſen, die ihr ſelbſt ſo nahe war. Der zarte Trieb der reißenden Wölfin, den man ſelbſt bei Menſchen oft vergeblich ſucht, die tief herabgeſunken unter die Thiere

des Waldes, ihr eignes Blut zuwellen mit grausamem Haß und Wehrhat verfolgen, war der schönen Jägerin nicht entgangen, und in seltsamer Bewegung, welche innige Rührung verrieth, hatte sie den vorgehaltenen Jagdspeer wieder an sich gezogen, und stand nun, sich darauf stützend, lauschend vorgebeugt, als ob sie nur theilnehmende Zuschauerin eines für sie ganz gefahrlosen Ereignisses sey. Doch plötzlich stieß der junge Wolf ein durchdringendes Geschrei aus und die alte Mutter, von neuer Wuth aufgeregt, brüllte furchtbar dazwischen. — Hoch von einem Felsenblocke, hinter welchem eine dunkle Gestalt auftauchte, war ein scharfer Pfeil herabgeschwirrt, und hatte die Brust des Jungen durchbohrt, welches sich nun in den letzten Todeszuckungen im Schnee wälzte und nach wenigen Augenblicken schon kalt und gestreckt in seinem Blute lag. Aber die Wuth der Mutter, die nun jeden Versuch vereitelt sah, brach nun um so fürchterlicher aus. Hoch sträubten sich die borstigen Haare auf ihrem Rücken empor, den blutriefenden Rachen weit öffnend, drang ein heiseres Gebrüll aus ihrer Kehle hervor und gegen die Jägerin, die sie für die

Mörderin ihres Jungen hielt, rasend stürzte sie sich in blinder Mordlust ihr entgegen. Die bedrohete, welche theilnehmende Zeugin des ganzen Vorfalls gewesen, säumte nicht, mit Muth und Besonnenheit sich jetzt wieder der wüthenden Wölfin entgegenzustellen, aber ihre zierliche Waffe war schon beim ersten Angriffe der Bestie, ihr wie ein leichtes Rohr entrissen und vom scharfen Gebiß des grimmigen Thieres zersplittert, in Trümmern am Boden zerstreut worden. Nur schleunige Flucht konnte der Jägerin in dieser schrecklichen Lage Rettung gewähren, und mit seltner Geistesgegenwart benutzte sie die wenigen Augenblicke, welche die wüthende Wölfin an der Zermalmung ihrer Waffe vergeudete, sich schnell auf das hinter ihr sich erhebende Felsstück zu schwingen. Doch der Berg hinter ihr erhob sich steil, seine Schneedecke war glatt und so oft sie es versuchte, sich mit der Hand am Gesträuche anklammernd, festen Fuß zu fassen, glitt sie zurück auf den Felsblock, welcher der Bestie, da ihr alle Mittel sie abzuwehren fehlten, leicht erreichbar seyn mußte. Wirklich erhob auch die rachedürstige Wölfin, nachdem sie ihre Wuth an Zersplitterung des Jagdspeeres genugsam aus-

gelaſſen, die Vorderklauen bis auf die Platte des Steinblocks, um ſchnaubend ſich emporzuſchwingen bis zu ihrem rettungsloſen Opfer, welches jetzt erbleichend, mit gefalteten Händen, zum erſten Male einen lauten Hülferuf ertönen ließ. Und wie die Stimme eines Engels, erklang ihr der heitere Ruf eines Jagdhorns, welcher auf dem engen Pfade, auf welchem die Wölfin ſich ihr genähert hatte, laut und nahe erſchallte. Hoher Muth belebte ſie aufs Neue und als jetzt die Beſtie, welcher mehrere Verſuche, ſich durch die Kraft ihrer Vorderklauen auf den ſteilen Felsblock zu ſchwingen, mißlungen waren, ſich einige Schritte entfernt zum wilden Anlaufe erhob, der einen günſtigern Erfolg vorausſehen ließ; da ergriff die Bedrohete mit beiden Händen einen gewaltigen Stein und ſchleuderte ihn gegen das grimmige Thier. Doch nur am Rücken verletzt durch den kräftigen Wurf, drehete ſich die Wölfin einige Mal im Kreiſe, ſchüttelte ſich heulend und zähnfletſchend und ſchien mit der vorigen Wuth aufs Neue den Angriff wagen zu wollen. Doch ſchon wurden eilige Schritte laut, wallende Federn wurden ſichtbar über dem niedern Gebüſch am engen Hohlwege;

noch ein lauter Hülferuf der Jungfrau ertönte, und wie im Fluge eilte ein hoher Mann den Pfad herab, mit geschwungener Lanze und entblößtem Schwert. Auch der Wölfin war seine Annäherung nicht entgangen und aufs Neue gereizt stürzte sie sich dem heran eilenden Retter entgegen, der jedoch kraftvoll und geübt im Kampfspiel aller Art, die grimmige Bestie mit Schwert und Lanze anfiel, daß sie in blinder Wuth sich dem Tode entgegenstürzte und ohne dem mächtigen Gegner nur die mindeste Verletzung beigebracht zu haben, nach kurzem Kampfe an schweren Wunden verendete.

2.

„Mathildis!" rief mit dem Ausdrucke der Freude und des Staunens der hohe Mann, welcher reiche Jagdkleidung trug, und seinem blühenden Ansehn, seinen raschen, festen Bewegungen nach, noch im kräftigsten Mannesalter stand. „Mathildis!" rief er und breitete ihr die Arme entgegen. Sie neigte sich vom Felsenstücke herab zu ihm an seine Brust und so schwang er sie, lautaufjauchzend, zu sich nieder, indem er einen glühenden Kuß auf ihre Lippen drückte. — „Mathildis! mein — gerettet!" rief er wieder im Uebermaaße seiner Freude, laut und jubelnd, umschloß sie fest mit seinen Armen

und wendete die glühenden Blicke nicht ab von ihrem reizenden Antlitze.

„Ja, laut vor Gott und mit dankerfülltem Herzen bekenne ichs, daß Ihr mich errettet vom gräßlichsten Tode!" entgegnete ihm die Jungfrau. „Ihr gebt mir heute mein Leben zum zweiten Male, vergönnt, daß ich Euch knieend danke und Eure Hand mit meinen Thränen netze, mein Vater!" — Und mit festem Ernst, doch mit frommer Demuth in ihren Blicken, wand sie sich los aus seinen sie fest umschlingenden Armen, ergriff seine Rechte, sie küssend und beugte ihre Kniee.

Doch ihr Retter zog sie schnell wieder empor an seine Brust; seine blitzenden Augen nicht von ihr abgewendet, drückte er seine heißen Lippen ihr wieder auf Augen, Stirn und Mund und sprach im Tone freundlichen Vorwurfs: „ei, was soll das, närrische Maid? knieen — Hand küssen — Tollheit! — War ich je Dir König oder Kaiser? — Ruhe aus in meinen Armen, schmiege Dich fest an meine Brust, daß Du neue Kräfte sammelst, während ich den Jägerlohn von Deinen Lippen küsse. Klopft Dein Herzchen doch noch

immer ſo bang und ängſtlich, als ob das Wolfsthier ſeine Klauen nach Dir ſtreckte —"

„Ach, mich gemahnt's daran!" erwiederte Mathildis ſchnell und ſeufzend; doch in demſelben Augenblicke ſchien ſie auch ſchon den unwillkührlichen Ausruf zu bereuen und warf einen bittenden Blick auf ihren Vater, der ſie plötzlich ernſt und finſter aus ſeinen Armen ließ.

„Beim Kreuz des Herrn! Du treibſt es arg mit mir, Mathildis!" fuhr er heftig auf, die dunkeln Augenbrauen finſterer zuſammenziehend auf der gefalteten Stirn. — „Du ſtellſt mich gleich mit jener wilden Beſtie dort; bei allen Teufeln! womit habe ich das verdient? — Säuſelt nicht das Hofvolk mir tagtäglich ſeinen Geſang ins Ohr von allen meinen Tugenden, daß ich es ſelbſt ſchon lange feſt geglaubt, ich ſey ein wackerer Kaiſer? Und fürwahr, ich wüßte nicht, was mich zum Wolfsthier machte? — Greif' ich in meine Bruſt, da ſind ich gute Saat die Menge und keine Dornen die mich zwicken, denk ich an meinen Schöpfer oder an den Tod. Daß ich Dich liebe, wohl anders als man eine Tochter liebt; ich kann's nicht ändern — 's iſt mir angethan! — Als

Deine Mutter Dich geboren hatte vor ſechszehn Jahren, da fürcht' ich, hab ich mich verſündigt. Ich läſterte Dein ganz Geſchlecht, ich ſtieß Dich von mir, weil Du nicht ein Bube warſt, und vermaß mich hoch- und theuer, Dich nimmermehr ans Herz zu drücken. Darob empörten all die Weiber ſich, die Deine Mutter pflegten, und eine kluge Frau aus Böheim trat hervor aus ihrem Kreiſe, nahm Dich aus der Wiege und flüſterte und krächzte einen langen Spruch in ihrer Sprache, ſchob Dir drei dürre Blätter unters Köpfchen, die ſie aus ihrem Buſen zog, und legte Dich mit dann in meine Arme, indem ſie grinſend prophezeihte: ich würde einſt Dich heißer lieben, als alle Buben und würden deren mir noch zehn geboren. — Ich war wie umgewandelt, herzte Dich und tändelte von Stund an gern mit Dir, ſo oft ich Dich nur zu Geſicht bekam. — Du weißt es ſelbſt, wie ich von Kindheit an Dir zugethan, wie ich Dich zärtlicher geliebt als meine beiden Buben, die nach Deiner Mutter frühem Tode, meine Agnes mir geboren; und iſt's ein Zauber der auf ſo wunderbare Art mich an Dich feſſelt, ſo möcht'

ich nimmer ihn zerstören; denn nicht ertragen könnt' ich's, mein Herz von Dir zu wenden."

„Ja, ein böser Zauber ists!" entgegnete Mathildis eifrig und fuhr hoch erröthend fort: — „denn gegen Gott und die Natur ist Eure Liebe, mit der Ihr mich verfolgt. — Wärs nur des Vaters reine Zuneigung zu mir, mir würde wohl seyn, ach, recht wohl! in Euern Armen; aber da sprüht es wie verzehrende Flammen aus Euern Blicken, Eure Lippen sind glühend und Eure Hände zucken; Angst und Grauen überfällt mich oft in Eurer Nähe; deshalb vergebt mir auch das rasche Wort, das ich vorhin so unbedachtsam sprach. Ihr seyd ein wackerer Kaiser, voll Muth und Klugheit, beherzt in Gefahren, großmüthig gegen Eure Feinde, gütig gegen Eure Völker; so seyd auch gütig gegen Eure Tochter, erfüllt redlich meine Bitte: laßt mich von Euch ziehen; ich will mich gern in Einsamkeit begraben, indeß die Macht der Kirche Euch befreit vom schlimmen Zauber."

„Daß ich ein Thor wäre!" rief der Kaiser laut auflachend. — „Dich von mir ziehen lassen — meinen Zauber lösen? toller Schnack! — Hat die Kirche Macht den Hexenbann zu lösen, hat sie

trotz ihres Sträubens, laut lachend mit sich fort, die enge Schlucht entlang, bis zu dem Ausgang. Vielfältig hallte sein Gelächter wider an den hohen Felsen; doch seltsam und widerlich, in ganz andern schauerlichen Tönen, drang ein gellendes Lachen herab, hinter einem hohen Felsstücke hervor, gerade über jener Stelle, wo der Kaiser die Welfin getödtet, und das Zwiegespräch mit seiner Tochter gehalten hatte. Bald darauf aber sah man auf dem Bergrücken einen Mann sich durch die Gebüsche winden, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und in frembartiger, glänzender Kleidung. Der Feuerblick seines schwarzen Auges war hinabgerichtet ins Thal, auf den Kaiser und Mathildis doch unmöglich war es, aus den seltsam bewegten Zügen seines übrigens einnehmenden, schöngeformten Gesichts, den Eindruck zu erforschen, den sein heimliches Spähen in seinem Innern hervorgebracht hatte; denn bald spielte freundliches Lächeln um seine Lippen, bald zogen sich die schmalgezogenen, glänzend schwarzen Augenbrauen finster zusammen; bald stand er still oder eilte entschlossen einige Schritte vorwärts, bis er endlich eilig,

ohne Aufenthalt, den Bergrücken hinabſtieg, bis zu dem freien Platze, wo der Jagdtreß den Kaiſer erwartete.

3.

Auf einer Ebene, ſeitwärts der Bergkette, wurde die Jagdbeute ſchon bereits auf Karren und Laſtthiere geladen und hier hielten auch die Roſſe der Jäger, welche zu Fuß ſich in den wilden Gebirgen zerſtreut hatten. Die weithinſchallenden Töne der Horſthörner riefen ſie zurück zur Heimkehr und Alle waren beinahe ſchon verſammelt, als der Kaiſer aus der Felſenſchlucht hervortrat, die noch immer widerſtrebende Mathildis auf ſeinen kräftigen Armen tragend.

„Halloh! ihr Herrn, ſchaut auf!“ rief er den Rittern und Höflingen fröhlich zu. — „Wir ha-

auch die Macht mir jede Sünde zu vergeben und Du weißt: ich kann den Papst selbst zwingen, nach meinem Willen sich zu fügen. – Weshalb soll ich denn wie ein Pfaffe mich kasteien, um eines sündigen Gedankens Willen, der mich mehr vergnügt, als ob ich mir ein ganzes Land erobert. — Ich träume mir: Du seyst mir fremd, — wildfremd — ein armes Ritterfräulein meines Hofes; und so liebe ich Dich im Traume, glühend, brennend — was weckst Du mich doch immer, und zeigst in kindlich frommer Demuth mir die Tochter?"

„Ich zeige mich Dir, wie ich soll, mein Vater;" erwiederte Mathildis ernst. — „Wie Gott es wohlgefällig, wirst Du immerdar mich finden, damit ich mir mein Seelenheil bewahre und das Deinige.

„Beim Kreuz des Herrn! da haben wirs!" fuhr der Kaiser wieder lachend fort. – „Man merkt Dir's an, daß Du im Gandersheimer Kloster groß geworden, die frommen Schwestern haben Dir Dein Herzchen überfüllt mit ihren geistlichen Flausen! — Doch laß nun gut seyn, will deshalb nicht mit Dir schelten; habe selbst auch

Stunden, wo ich fromm bin, wenn ich gleich nicht Tag und Nacht die Sinne mir zermartere mit Gebet und Buße. — Wohl wär es anders, wenn Deine Mutter am Leben mir geblieben; Du bist ihr Ebenbild in allen ihren Zügen, Du bist ihr Ebenbild im ganzen Wesen, und als ich Dich, nach langen Jahren aus dem Kloster wieder empfing, wohin ich Dich als Kind, kaum zwei Jahr alt, gegeben; da glaubte ich mein Weib an meine Brust zu schließen, mein liebes, erstes, theures Weib, das meine Agnes mir nicht halb ersetzt. Du warst mir wirklich fremd geworden und harten Zwang hat's mich gekostet, wenn ich Dich Tochter nannte. Drum laß mich träumen wenigstens, Du seyst mein Weib, Mathildis, und liebtest mich, wie's Deine Mutter that."

„Nein, nein!" erwiederte Mathildis bestimmt. — „Auch solche Täuschung wäre Sünde; verlange niemals mehr, als was der Tochter ziemt!"

„Ei, so predige Du!" — rief der Kaiser, unter fröhlicher Aufwallung seinen Unmuth verbergend, umfaßte sie plötzlich, schwang sie auf seine Arme empor, und trug sie so, gleich einem Kinde,

den mit einer wilden Wölfin um unſere Mathildis gerungen, die, obgleich ſie ſich ritterlich gewehrt, doch waffenlos dem Tode ſchon ins Auge ſah! Wer nun von Euch findets wider Zucht und Sitte, daß ich das glücklich mir geborgene Kleinod auf meinen Armen trug die Schlucht entlang? wem giebts wohl Anſtoß, wenn ich jetzt den Dank von ihren Lippen küſſe?" — Ohne auf ihre Bitten zu achten, küßte er ſie jetzt im Kreiſe der Ritter und Frauen wiederholt, welche Alle ſich eifrig bemühten, in ihren Mienen den unverkennbarſten Beifall über den kaiſerlichen Scherz an den Tag zu legen. Denn das eigentliche Hofſchranzenvolk des ehernen Zeitalters, war nicht beſſer als das Höflingsgeſchmeiß ſpäterer Zeiten; ſie waren gerade wie jetzt: bald bewegliche Marionetten, die ihre künſtlichen Wachsmasken, nach jeder Laune des Gebieters, geſchickt zu verändern wußten; bald lebloſe Statuen, blind, taub, ſtumm und — dumm.

Hocherröthend hatte ſich endlich Mathildis aus der gewaltſamen Umarmung des Kaiſers losgeriſſen, winkte ihren Frauen, eilte nach ihrem Roſſe,

ſchwang ſich in den Sattel und flog pfeilſchnell über die Ebene, gen Goslar zu.

„Fahr wohl, Trotzköpfchen!“ rief ihr der Kaiſer nach, der ſich durch Anordnungen, die Jagdbeute betreffend, noch aufgehalten ſah. Doch endlich beſtieg auch er ſein Roß und im Begriffe ſeiner Tochter nachzujagen, die ſchon einen weiten Vorſprung über die Ebene gewonnen, wandte er ſich zurück zu ſeinem Gefolge, das ungeduldige Roß feſt unter dem Zügel haltend, und fragte haſtig, und nicht ohne Beſtürzung um ſich blickend: „wo iſt Prinz Chombord?“

„Hier, mein kaiſerlicher Herr!“ erwiederte in geringer Entfernung eine volle, männliche Stimme, und es war, als hätte ſich in demſelben Augenblicke aus den langen, ungewiſſen Baumſchatten der Waldbahne eine feſte Geſtalt gebildet; denn ohne daß er früher von irgend Jemanden aus dem zahlreichen Jagdtroſſe bemerkt worden wäre, ritt der, vom Kaiſer Geſuchte, jetzt auf ſeinem ſchnaubenden Rappen an den Rittern und Edeln vorüber, an Heinrichs Seite, der ihn, vertraulich die Hand reichend, begrüßte, und ihn auf-

forderte: auf dem Heimwege nicht mehr von ihm zu weichen.

Es waren Mehrere im Gefolge des Kaisers, die beim plötzlichen Erscheinen des Prinzen, in demselben Augenblicke, wo sie seine längst schon bemerkte Abwesenheit zu melden dachten, einander hochverwundert anblickten. — Andere flüsterten sich Bemerkungen zu, über sein unerhörtes Jagdglück, womit er so Manchen, der umsonst seine Pfeile verschossen, oder Stunden lang umhergeirrt, ohne daß ihm ein Wild zu Gesicht gekommen, weidlich geärgert hatte; denn Alle mußten eingestehen, daß der Fremde den bei weitem größten Theil der Jagdbeute ganz allein geliefert. Ja einige murmelten sogar sehr vernehmlich von Zauberkünsten, und meinten: jene ein und zwanzig Pfeile, welche der Prinz sämmtlich, vor ihren Augen ohne Ziel zu fehlen, abgeschossen, und womit er ein und zwanzig der stärksten Wölfe erlegt, wären gefeiet gewesen und deshalb solch seltnes Jagdglück gar nicht zu verwundern. Es trat nach und nach eine dumpfe Stille unter dem lustigen Jagdtrosse ein, während welcher ein Jeder seinen eigenen Gedanken nachhing, welche größtentheils, mehr oder

weniger, die Perſon des fremden Prinzen betraf. Dieſer aber, der kein Anderer war, als jener Lauſcher auf der Höhe der Bergſchlucht, in deren Tiefe der Kaiſer ſeine Tochter aus den Klauen der wüthenden Wölfin errettet, ritt mit anſcheinender Ruhe und kecker Zuverſicht zur Linken Heinrichs, der im eifrigen Geſpräche mit ihm begriffen, faſt keinen ſeiner Begleiter zu bemerken ſchien, und immer langſamer reitend, ſelbſt der ſchon weit vorausgeeilten Mathildis nicht mehr gedachte.

Dieſe hatte indeſſen auf ihrem flüchtigen Renner die Ebene überflogen, und die beiden Frauen, welche Anfangs ſich dicht an ſie geſchloſſen, weit hinter ſich zurückgelaſſen, bis ſie, nur noch wenige Schritte vom Thore der freien Reichsſtadt Goslar entfernt, bis zu einem Hügel gelangt war, auf welchem ein einfaches, in Stein gehauenes Marienbild ſtand, vor welchem ſie, ſo oft ihr Weg ſie vorüberführte, nie verſäumte, ihr Gebet zu verrichten.

Auch jetzt, obgleich die Dämmerung ſchon Berg und Thal überall in graue Schleier hüllte, glaubte ſie hier ihre bange Seele zur Heiligen erheben zu müſſen, denn ein unnennbares, ängſtliches Gefühl

hatte ihre ganze Bruſt erfüllt. Sie ſtieg vom Roſſe, deſſen Zügel ſie an einen niedern Baumaſt knüpfte, knieete auf dem Schemel nieder, der vor dem Bilde angebracht war, und mit der reinen, brünſtigen Andacht der unentweihten Unſchuld drang leiſe flüſternd ihr banges Flehen empor zur milden Himmelskönigin, um Schutz und Rettung vor ihres Vaters unnatürlicher Nachſtellung. Wohl mehrere Minuten lag ſie ſo, alle ihre Sinne nur auf ihr heißes Gebet gerichtet, ihr thränenſchweres Auge flehend nach dem ſchmerzlich lächelndem Antlitze der Gottesmutter gewendet. Da war es, als ob zu dreien Malen ein lieblich tönender Lufthauch, wie Harfengeſäuſel, durch die entblätterten Zweige der hohen Linde flirrte, welche mit ihrem Wipfel von allen Seiten das Bild ſchirmte, und kaum hätte ſie ſich erhoben vom Schemel, da vernahm ſie ein Raſcheln zu ihren Füßen im dürren Laube, und aus einer Höhlung des Piedeſtals, worauf die Madonna ruhete, ſprang munter und gewandt ein zartes, ſchneeweißes Hündchen hervor, näherte ſich Mathilden unter fröhlichen Sprüngen, ſchmiegte ſich zutraulich an ſie, leckte die ihr dargebotene Hand, und wedelte un-

aufhörlich mit dem Schweife, der nach Art der nordiſchen Hunde mit langen, ſchneeweißen Haaren geziert war. Mathildis war hocherſtaunt über das plötzliche Erſcheinen des niedlichen Thieres, deſſen klugé, treue Augen ihr ſo hell entgegenleuchteten; ſie fühlte ſich von unwiderſtehlicher Neigung zu ihm hingezogen, nahm den kleinen Schmeichler auf ihre Arme, ſtreichelte ſeinen ſammetweichen Rücken, küßte ſein ſilberlockiges Köpfchen und drückte ihn feſt an ihren hochwallenden Buſen, was er ihr ſchmeichelnd und duldſam, ſich ihren Liebkoſungen fügend, vergalt. So ſtand ſie noch, ganz verſunken im Anſchauen ihres Findlings, ſeit deſſen Erſcheinen die bange Qual ihres Herzens einer friedlichen Ruhe gewichen war, als die beiden zurückgebliebenen Hoffrauen endlich bei ihr anlangten. Es ſchien Beiden nichts Außergewöhnliches, die Prinzeſſin bei dem Marienbilde verweilen zu ſehen, doch als ſie auf ihren freundlichen Zuruf keine Antwort erhielten und bemerkten, wie Mathildis, ohne ihre Ankunft zu beachten, nur für Etwas Augen zu haben ſchien, was ſie, an ihren Buſen drückend, zärtlich ſtreichelte, da trieb ſie die Neugier vom Roſſe, und ſich der

Gebieterin leise nähernd, unterschieden sie jetzt deutlich den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit; und die Aelteste von Beiden, Irmentraut genannt, welche einst Amme der Prinzessin gewesen, rief laut, als sie das zarte Hündchen erblickte: „ach, welch' allerliebster Quedler!"

Unwillkührlich war der guten Irmentraut das Wort „Quedler," welches in unsrer jetzigen deutschen Sprache „Wedler" bedeutet, entflohen, als sie das Hündchen so ruhig im Arme Mathildens erblickt hatte, wo es nur durch das Wedeln seines Schweifes sein Leben zu erkennen gab.

„Ja, Du hast recht, Irmentraut!" erwiederte Mathildis lächelnd, und wie ein Kind, das sein Püppchen tauft, fuhr sie in fröhlicher Laune fort: „mein kleiner, süßer Findling soll Quedler heißen!" — Und so geschah es auch. — Denn als sie nun mit ihren Frauen in der kaiserlichen Pfalz zu Goslar eintritt, und, das Hündchen im Arme, ihr Gemach betrat, da erzählte sie den ihr nachfolgenden Frauen und Zofen, wie ihr der kleine Schmeichler draußen am Muttergottesbilde plötzlich erschienen und Alle nannten von Stund' an das muntre, freundliche Thierchen: Quedler oder Quedel.

4.

Als der Kaiser heimgekehrt war von der Jagd, beeilte er sich, nachdem er seine Gemahlin Agnes flüchtig begrüßt, die Freuden der Tafel zu genießen, welche in der großen Trinkhalle schon bereitet war. In dem hohen, gewölbten Saale brannten schon die silbernen Ampeln, eine Ausbeute der reichen Erzgruben des Rammelsberges, nahe bei Goslar, welcher schon im Jahre 968, der Sage nach, von dem Ritter Ramus entdeckt worden, welcher, der Jagd nachgehend, sein Roß auf jenem Berge an einen Baum gebunden, und bei seiner Rückkehr bemerkte, wie das ungeduldige Thier die Moosdecke vom festen Boden hinweggescharrt und so das braune Erz entblößt. Der

erstaunte Ritter machte seine Entdeckung sogleich bekannt, und nach ihm wurde der Berg Rammelsberg genannt, als Kaiser Otto der Große die reichen Erzgruben eröffnen ließ.

Die geräumige Speisehalle wurde sanft erwärmt durch ein wohlerhaltenes Kaminfeuer, und bot, außer den schon erwähnten silbernen Ampeln und der mit Speisen reichlich besetzten Tafel, nichts Bemerkenswerthes dar. Denn in jenen Zeiten der groben Barbarei und thierisch-dummen Andächtelei wurde nur wenig, außer in Kirchen und Klöstern, auf äußern Prunk und glänzende Pracht gesehen; die sogenannten Palläste der Fürsten und Großen des Reichs hingegen verriethen schon durch ihr plumpes Gewand, wie durch ihre geschmacklose, jeder feinern Lebensweise entfremdete, innere Einrichtung, die rohen Sitten ihrer Bewohner. Obgleich man hier und da noch rühmliche Beispiele von Edelmuth, Ehrliebe, Treue und Aufrichtigkeit fänd, so war doch im Allgemeinen die Sittenreinheit der alten, heidnischen Deutschen schon fast gänzlich verschwunden. Selbst die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes wurde nur selten treu bewahrt; Frauen und Mädchen wetteiferten durch

ihr allzufreies, oft freches Betragen, durch unzüchtige Kleidung und rohe Theilnahme an männlichen Vergnügungen zur Sittenverderbniß anzureizen; daß die Männer das ganze weibliche Geschlecht nur als Spielzeug ihrer wilden Sinnenluſt betrachteten, und ſogar Fürſten und Edle, ſelbſt gegen Frauen aus den höchſten Ständen oft ein pöbelhaftes Betragen annahmen, wovon die Geſchichte damaliger Zeit mehrere ſcandaleuſe Beiſpiele aufzuweiſen hat. Es iſt deshalb wohl eben nicht zu verwundern, wenn der feſſelfreie Trieb glühender Leidenſchaft zuweilen eine unnatürliche Richtung nahm, wie es bei Kaiſer Heinrich dem Dritten wohl der Fall geweſen. Er war der Letzte der deutſchen Kaiſer, welcher die, von ſeinen Vorfahren aufs Höchſte geſteigerte, Macht der deutſchen Krone, mit Kraft und Klugheit ſich zu erhalten wußte; denn ſchon unter ſeinem unglücklichen Sohne, Heinrich dem Vierten, wurde die Macht des deutſchen Scepters ſo gewaltig gelähmt, daß ſie niemals wieder bis zu ihrer vorigen Ausdehnung und Größe gelangte. — Heinrich der Dritte hatte zwar von ſeinem Vater, Conrad II. und beſonders von ſeiner Mutter Giſela eine,

nach damaligen Begriffen vortreffliche, Erziehung erhalten, welche, als er im zwei und zwanzigsten Jahre den deutschen Thron bestieg, einigermaßen ersetzte, was ihm an Erfahrung des Alters abging; aber seine fast immerwährenden Kriegszüge nach Böhmen, Ungarn, Lothringen, Italien u. s. w., welche er größtentheils mit dem glücklichsten Erfolge beendigte, erzeugten einen unbezwingbaren Uebermuth in ihm, dem er selbst im häuslichen Kreise, bei wichtigen und geringern Fällen freien Lauf ließ. Seine Macht war endlich so weit ausgedehnt worden, daß er sich sogar mit Erfolg zum Schiedsrichter in kirchlichen Angelegenheiten aufwarf und als im Jahre 1046 sich drei Päbste zu gleicher Zeit krönen ließen, unterstützt von ihren feindlich gegen einander gesinnten Anhängern, ging er eiligst nach Rom, berief zu Sutri eine Kirchenversammlung, brachte die streitenden Partheien zur Ruhe, setzte die drei Päbste förmlich wieder ab und führte den Bischof von Bamberg, Suidger, auf den päbstlichen Stuhl, welcher unter dem Namen: Clemens der Zweite, sogleich feierlich gekrönt wurde. Auch schloß er vor seiner Abreise von Rom einen festen Vertrag: daß ohne

kaiſerliche Beſtätigung ferner kein Pabſt gewählt werden dürfe; welcher Vertrag jedoch nur bis zu ſeinem Tode in Kraft blieb, und ſchon unter ſeinem Sohne, Heinrich dem Vierten, als völlig aufgelöſt betrachtet wurde. Die Religion war überhaupt bei dem deutſchen Volke, welches nur ſeinen wilden Leidenſchaften nachjagte, dem Bruderliebe, Treue und Menſchlichkeit fremd geworden, welches unter Mord, Raub, Brand und Laſtern aller Arten aufgeſäugt wurde, in tiefen Verfall gerathen, und beſtand größtentheils nur noch in Beobachtung von Formen und Nebendingen und in der Willfährigkeit, das zu glauben, was von redlichen und unredlichen, dummen oder klugen Prieſtern, als Glaubensartikel gelehrt wurde. Die Prieſter ſelbſt aber waren, mit wenigen Ausnahmen, unwiſſende, habgierige, abergläubige und herrſchſüchtige Menſchen; daher war es natürlich, daß auch ſelbſt der mächtige Kaiſer dieſes Volkes, Heinrich der Dritte, welcher ſich ſelbſt über den Pabſt erhoben, keinen Begriff hatte von wahrer Frömmigkeit und reinem Religionseifer, ſondern nicht anders, als der Niedrigſte ſeines Volks, ſich nur an Beobachtung der kirchlichen Formen hielt

und die Diener Gottes nur als Vollstrecker seines Willens und Beförderer seiner Leidenschaften betrachtete.

Ein solches Werkzeug seines Willens war der Pater Flavius, der früher Prior eines Klosters, jetzt von ihm zur Würde seines Beichtigers erhoben worden war. Das Aeußere des Paters war wenig geeignet, Vertrauen einzuflößen; denn seine unbedeutende, fast verschrobene Gestalt, sein schwammiges, plattes ausdruckloses Gesicht, seine scheinheiligen Reden, die er unter Augenverdrehungen seufzend hervorstieß, waren für den ruhigen Beobachter abstoßend, und doch hatte sich dieser Mann nicht allein die Gunst, sondern, wie es schien, auch einen hohen Grad des Vertrauens bei seinem Gebieter erworben, da er sich geschickt und geschmeidig dessen Willen zu fügen und gleich einem modernen Kammerdiener unserer Zeit, den Launen seines Herrn zu schmeicheln und dessen galante Wünsche zu begünstigen wußte.

Mit halb zugekniffenen Augen und gefalteten Händen, betrat der fromme Mann den Speisesaal, an der Seite des Kaisers, der nach der Heimkehr von der Jagd, den Prinzen Chomborb zur

Tafel führte, und die verſammelten Gäſte, welche eingeladen waren, Theil zu nehmen am fröhlichen Mahle, machten theils ſcheu, theils ehrfurchtsvoll, den beiden Begleitern des Kaiſers Platz, damit dieſe ungehindert ihre Sitze dicht neben dem Gebieter einnehmen konnten. Der Prinz Chomborb verrieth durch ſeine frembartige Kleidung ſeine ausländiſche Herkunft und wer ſeinen ſammtnen engen Jagdrock auf der Bruſt und an den geſchlitzten von der Schulter herabhängenden und zugeſpitzten Aermeln, mit goldenen Schnüren reichlich beſetzt, ſeine ſackförmige, herabhängende Mütze mit dem Reiherbuſche, ſeine kurzen und enganliegenden, ebenfalls mit Gold beſetzten Stiefeln betrachtete, konnte nicht zweifeln, daß er ungariſcher Abkunft ſey, wenn ſein Name, ſein nationales Geſicht, ſein langgelocktes, ſchwarzes Haar und der nach dem Kinn ſich herabkrümmende Knebelbart, dies nicht noch mehr beſtätigt hätte. Er war ein Mann in voller Jugendkraft, ſeine Geſtalt war gebietend, ſein Geſicht, obgleich deſſen Züge nie eine beſtimmte Form annahmen, war anziehend, weil es, wie mit einem Geheimniß bergenden Schleier bedeckt ſchien und aus ſeinem ſchwarzen Auge zuckten

zuweilen Strahlen einer verzehrenden Gluth, welche auf Diejenigen, welche sie trafen, einen unheimlichen Eindruck hervorbrachten.

Der Kaiser, welcher bei seinem Uebermuthe keineswegs hochmüthig war, belebte bald seine Gäste durch Scherzreden und lustige Trinksprüche, foppte Einige wegen ihres Jagdunglücks, Andere wieder wegen erfolglosen Liebesbewerbungen bei seinen Hofdamen und wußte geschickt die Gemüthsbewegungen Aller so aufzuregen, daß in kurzer Zeit die kaiserliche Halle von einem wilden Tumulte erdröhnte, und rohe Scherze, lauter Streit, Becherklirren und Trinklieder verworren durch einander gemischt, bis in die späte Nacht ein furchtbares Getöse verursachten, bis der Kaiser, der nicht weniger als seine Vasallen dem Becher zugesprochen, sich nach seinem Schlafgemache begab.

5.

Einſam ſaß indeſſen Mathildis in ihrem ſtillen Gemache, verſunken in tiefes Nachdenken über die Vorfälle des verfloſſenen Tages. Obgleich Muth und Geiſtesgegenwart in allen Lagen ihres Lebens ihr eigen waren, ſo fand ſie doch weit weniger Vergnügen an den wilden Jagdbeluſtigungen, als die übrigen Frauen des Hofes und ſie bereuete es innig, daran Theil genommen zu haben. Sie war der drohenden Gefahr glücklich entgangen; aber ihr Vater, deſſen Nähe zu vermeiden ſie ſich ſtreng auferlegt hatte, ſo viel dies nur ihre kindliche Pflicht geſtattete, war ihr Lebensretter geworden, und ſie ſahe ſich gezwungen, ihrer glühenden Dankbarkeit, die ſie ſo gern im vollen

Ausbruche ihres innigsten Gefühls laut geäußert hätte, drückende Fesseln anzulegen, um seine mehr als väterliche Liebe, vor der ihr reines Herz erbebte, nicht durch falsche Hoffnung zu beleben. Seit sie aus dem Kloster geschieden, um am Hofe ihres Vaters zu erscheinen, fühlte sie sich mitten im lärmenden Treiben der kaiserlichen Hofhaltung einsam und verlassen; denn ihres Vaters Herz durchschauend, mußte sie ihn fliehen, der, durch Blutsbande so eng mit ihr vereint, ihr der Nächste war im weiten Weltall, dem sie so gern vertrauungsvoll mit der reinsten Gluth kindlicher Liebe sich in die Arme geworfen, hätte nicht die unnatürliche Richtung seiner Gefühle sie von ihm zurückgeschreckt. Ihre Stiefmutter Agnes hatte sie schon bei ihrem ersten Erscheinen am Hofe mit neidischen, eifersüchtigen Blicken betrachtet und ihr von Tage zu Tage immer mehr Beweise ihres Hasses gegeben, daß sie endlich im unermüdeten Eifer ihr Wohlwollen, wenn auch nicht ihre Liebe, zu erlangen verzagte, und endlich ganz darauf verzichtete, in dem kalten Herzen der hochfahrenden Frau einen Funken mütterlichen Gefühls für sich zu entzünden. Die Hoffrauen, angesteckt von der

allgemeinen Sittenverderbniß jener Zeit, waren ſämmtlich weder fähig, noch würdig, ſich dem reinen Gemüthe Mathildens zu nähern, und ſo ſahe ſie ſich ſtets verfolgt oder verlaſſen in der geräuſchvollen Hofburg ihres Vaters. Sie ließ ſich nur bedienen von Irmentraut, ihrer Amme und einem jungen Hoffräulein, Clara von Artern, dieſelben, welche ihr auf der Heimkehr von der Jagd bis zum Marienbilde gefolgt waren. Beide waren einfältig, doch gutmüthig, auch fromm und tugendhaft, da ihren in jeder Hinſicht ſehr beſcheidenen Reizen keine Nachſtellungen und Verſuchungen droheten. In faſt ſtetem Umgange mit dieſen beiden, wenig unterhaltenden Geſellſchafterinnen verlebte Mathildis ihre ſchönſte Lebenszeit, und nur der Reiz des heitern Wintertages und der natürliche Drang, ſich in freier Luft zu bewegen, hatte ſie vermocht, ſich dem Jagdzuge anzuſchließen, was ſie jetzt ſo bitter bereute.

Nun ſaß ſie ſeit ihrer Heimkehr einſam im düſtern Gemache, denn die beiden Frauen hatten, ermüdet durch die ungewohnte Bewegung, zeitig ihr Lager geſucht, und begünſtigt von der Pein der drückenden Einſamkeit, nagte der bittre Harm

gieriger, als jemals, an ihrem Herzen. Stunden lang hatte ſie ſchon, von ihrem Kummer gemartert, in einem dunkeln Winkel ihres Gemachs geſeſſen; da ſtieg nach und nach eine unnennbare, mit leiſem Flammenhauch ihr Herz belebende, Sehnſucht in ihrer Bruſt empor nach einem verſchwiegenen Weſen, gleich ihr denkend und fühlend, vertrauend und theilnehmend, dem ſie ſich hingeben dürfte voll heiliger, reiner Neigung, mit der ganzen Gluth ihrer Seele. — Feſt und innig drückte ſie den kleinen Hund, den ſie den ganzen Abend noch nicht von ihrem Schooße gelaſſen, an ihren hochwallenden Buſen, und heiße Thränen, die ſie nicht zu deuten wußte, träufelten herab auf das weißlockigte Haupt ihres kleinen Findlings. — „Ja" — flüſterte ſie endlich, im Tone der tiefſten Wehmuth — „Dich hat Madonna mir geſendet; Du ſollſt mein einziger Freund auf Erden ſeyn, da in keiner Menſchenbruſt für mich ein Herz ſchlägt, im ſanften Einklange mit dem Meinigen." — Und als ob das Thierchen dieſe klagenden Worte verſtanden hätte, erhob es ſein krauſes Köpfchen, blickte mit ſeinen treuen, hellen Augen zu ihr empor, legte die beiden ſammetweichen

Vorderpfötchen in ihre Rechte und ſchmiegte ſich traulich an ihren Buſen. — Da tauchte in ſeiner herrlichſten Pracht der volle Mond hinter den Bergen auf, welche in der Nähe der kaiſerlichen Pfalz ſich erhoben, und mit einem Male erfüllten ſeine bleichen Silberſtrahlen das düſtre Gemach mit ihren magiſchen Scheine. Die Geſtalt der Jungfrau ſchwamm in einem heiligen Lichte, die goldenen Locken, die jetzt wunderbar erglänzten, bildeten eine Glorie um ihr Haupt, und ihr blühendes Antlitz, gebleicht durch des Mondes Silberſchein, gab das treueſte Bild der leidenden Himmelskönigin, reizender als es jemals die Phantaſie eines Künſtlers erſchuf. Doch immer räthſelhafter wurden ihr jetzt im Meere des magiſchen Lichtes, welches rings ſie umwogte, die Empfindungen ihres Herzens; immer mächtiger flammte die unnennbare Sehnſucht in ihrem Buſen auf; ein leiſes Zittern durchbebte ihre Glieder, und wie Feuerſtröme fühlte ſie das Blut durch ihre Adern rieſeln. Eine immer ſteigende Bangigkeit, deren Grund ſie nicht zu nennen wußte, ſchreckte ſie von ihrem Seſſel auf; ohne ſich eines beſtimmten Gefühls, eines beſtimmten Gedankens bewußt zu ſeyn, ließ ſie den Hund

aus ihren Armen gleiten, achtete nicht mehr auf sein freundliches Schmeicheln, mit welchem er sich an sie schmiegte, öffnete hastig, mit bebender Hand, die Thür des Söllers, welcher die Aussicht nach dem Schloßgarten bot, und kühlte draußen ihr glühendes Antlitz und trank in vollen Zügen die reine, frische Winterluft. Kein Frostschauer durchbebte sie, ihr war unendlich wohl, als sie, gestützt auf die Brüstung des Söllers, hinüberschaute nach den Bergen, deren Fuß in dichten Nebel gehüllt, nur die schneebedeckten Häupter stolz empor trugen, die im täuschenden Mondlichte, gleich glänzenden Silberschiffen auf einer Wolkenfluth, hinauf zu den Sternen zu segeln schienen. Im Garten unten war es still und dunkel, denn die hohen Mauern beschatteten einen Theil des kleinen Parks und doch schien es sich zu regen im niederen Gebüsche, dicht unter dem Söller, der, nicht höher als die Wipfel der naheſtehenden Bäume, aus der Mauer hervorragte. Es kniſterte und rauschte unten in den dürren Zweigen, und kaum glaubte sie ihren Augen trauen zu dürfen, als sie jetzt deutlich eine hohe Männergestalt im Garten erblickte, welche, beide Hände auf die Brust ge-

legt, regungslos unter dem Söller ſtand, und wie flehend zu ihr emporſchaute. Der dunkle Schatten von der Mauer her ließ die Geſichtszüge nicht genau unterſcheiden; doch war es hell genug, die fremdartige, glänzende Kleidung zu erkennen, welche Mathildis über den nächtlichen Spaziergänger keinen Augenblick in Zweifel ließ; doch die Abſicht ſeines Beſuchs, in ſpäter Mitternachtsſtunde, im Garten, welcher in ſeiner winterlichen Hülle ihm nicht die mindeſten Reize darbieten konnte, vermochte ſie nicht zu enträthſeln. Eben ſo wenig begriff ſie ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine faſt anbetende Stellung, in welcher er zu ihr heraufſchaute; denn ſeit den drei Monden, welche er bereits an ihres Vaters Hofe zugebracht, hatte er ſie, ſo oft ſie der Zufall in ſeine Nähe geführt, kaum mit einem flüchtigen, kalten Blicke betrachtet.

„Mathildis!“ rief es von unten herauf, und in einem ſo ſchmelzenden, lieblichen Tone, welcher tief zum Herzen dringen mußte. Es war, als ob mit dieſem Ausrufe plötzlich das Siegel des Schweigens von einem Herzen gelöſt worden ſey, welches lange ſchon heimlich die lodernde Flam-

me einer glühenden Leidenschaft verborgen gehalten, und in dem Klange des einzigen Wortes, welches von Prinz Chombords Lippen strömte, war der Ausdruck des höchsten Entzückens, zugleich mit dem des innigsten Geständnisses, der dringendsten Liebeswerbung und der glühendsten Sehnsucht gepaart. Wohlthuend war der, mit dem unnennbaren Zauber der männlich schönen Stimme ausgesprochene, Namensruf tief zu Mathildens Herzen gedrungen, welche dadurch, wie gebannt in ihrer Stellung, halb herabgebeugt über die Brüstung des Söllers beharrte; doch mit keinem Laute den Ruf zu erwiedern vermochte.

„Mathildis!" drang es auf's Neue zu ihr herauf. — „O, weile nur noch wenig Augenblicke; jeder einzelne wäre mit einem Menschenleben mir nicht zu theuer erkauft. O, wie lange schon habe ich ein solches Glück, als höchstes Ziel aller meiner Wünsche, mir geträumt! — Ich darf Dich sehen, ungestört, darf zu Dir sprechen, unbelauscht, und jeder Laut der über meine Lippen dringt, wird zum Verräther meiner heißen Liebe. Herrlicher als die Sterne des Himmels strahlt Deiner Augen Glanz zu mir herab, lieblicher als der zarte

Purpur des jungen Morgenroths leuchtet Deiner Wangen Gluth mir durch die Nacht. Der düstre Mond mit seinem blassen Leichenantlitz, flieht beschämt vor Deinen lebensfrischen Reizen und wagt es nicht mehr mit seinen kalten Strahlen neidisch Deiner Schönheit Sonnenglanz zu bleichen. Siehe! hinter finstre Wolken birgt er sich und schon senkt die Nacht dienstfertig ihren schwarzen Schleier herab, freundlich der Liebe sie bietend zur schützenden Hülle. — Heißgeliebte! vergönne mir, hinauf mich zu schwingen in Deine Nähe, daß Dein Hauch zum Lebensbalsam mir werde, daß ich den Saum Deines Kleides küssen darf mit heißen Lippen und flehen zu Deinen Füßen um mein Urtheil!"

Mathildis Sinne schwanden, eine entsetzliche Angst schien sie zu Boden zu drücken, und nur die noch immer flammende Sehnsucht in ihrem Herzen, die unerklärlich in den wenigen, kurzen Momenten ein bestimmtes Ziel gefunden, hielt sie aufrecht. Noch wagte sie keinen Laut der Erwiederung, kein Wort auf seine letzte Bitte, und wie im engen Zauberkreis gebannt, stand sie regungslos und hinderte es nicht, daß Chombord zu ihr heraufstieg, was er mit seltner Kraft und Schnellig-

keit schon in der nächsten Minute vollbracht hatte. Er lag zu ihren Füßen, küßte den Saum ihres Kleides, doch bald auch bemächtigte er sich ihrer herabhängenden Hand und ließ davon nicht ab mit seinen glühenden Lippen. Endlich sprang er auf, schlang fest und feurig seine Arme um sie, neigte sein schwärzgelocktes Haupt zu ihr nieder, daß fast Stirn und Stirne sich berührte, ihr reines Auge sich schloß vor seinen verzehrenden Flammenblicken und mit dem unwiderstehlichen Geflüster der innigsten Zärtlichkeit, rief er: „Mathildis! darf ich hoffen?"

Doch sie vermochte es nicht, das leise Geständniß ihrer so schnell und wunderbar erwachten Liebe ihren Lippen zu vertrauen und nur ein sanfter, kaum bemerklicher Druck ihrer Hand antwortete ihm; doch wie ein jäher Schmerz durchschnitt es ihre Brust in diesem Augenblicke und mit einem Angstschrei entriß sie sich seinen sie immer fester umschlingenden Armen und der kleine Hund, der scheu im Zimmer sich verkrochen, erhob plötzlich ein klägliches Gewinsel. Aber im Tone des höchsten Triumphes, rief Chombord eilig: „ich habe Dich verstanden, Du bist mein! diesen

Kuß zum Pfande!" und ſchneller als ihre Gedanken ſeinen Worten zu folgen. vermochten, fühlte ſie den brennenden Kuß auf ihren Lippen, ſahe ihn über die Brüſtung hinabſpringen in den Garten und ſpurlos verſchwinden im Dunkel der Nacht.

Da trat der Mond hinter den ſchwarzen Wolken wieder hervor, die ihn bisher gänzlich verdeckt gehalten und bleicher war ſein Schimmer nicht, als Mathildens Wange, welche vom eiſigen Schauer durchrieſelt, zitternd ſich über den Söller hinabbeugte.

„O heilige Mutter Gottes! War das ein Traum?" rief ſie endlich wie von peinigender Todesangſt gefoltert und wankte zurück in ihr Gemach; aber noch mehrere Stunden verfloſſen ihr in wachen Träumen, welche der furchtbare Widerſtand ihrer Gefühle erzeugte und erſt gegen Morgen ſchloß ein unruhiger Schlummer ihre Augenlieder.

6.

Der Prinz Chombord war vor einigen Monden als Flüchtling erschienen am Hofe des Kaisers Heinrichs des Dritten. In Ungarn, seinem Vaterlande, herrschten schon seit einer langen Reihe von Jahren immerwährende Unruhen, welche Heinrich selbst schon mehrmals mit der Gewalt des Schwerdtes zu stillen gesucht; doch vergebens. Schon seit dem Tode des Königs Stephan, welcher sein Volk nicht allein durch heilsame Gesetze regierte, sondern auch mit Hülfe des Bischofs Gerard, die christliche Religion, welche noch wenig Eingang bisher gefunden, befestigte und verbreitete, hatten sich die Unruhen in Ungarn entsponnen; denn zwei Kronprätendenten waren da-

ſelbſt aufgetreten: Peter, Stephans Schweſterſohn und Obo, Stephans Schwager. Den Erſteren hatten die Stände zwar zum Könige gewählt; doch kaum hatte er den Thron beſtiegen, ſo machte er ſich auch verhaßt im ganzen Reiche durch übles Regiment und laſterhaftes Leben. Deshalb bemächtigte ſich Obo, unterſtützt von einer großen Schaar ſeiner Anhänger, im Jahre 1041 des Reichs und zwang den entthronten Peter zu fliehen, und eine Freiſtatt bei dem Grafen Adalbert von Oeſtreich zu ſuchen. Von dort aus bat der Vertriebene, nebſt ſeinem Schutzfreunde, den Kaiſer Heinrich um Hülfe, welcher auch ſogleich von Burgund, wo er ebenfalls, um Ruhe zu ſtiften, mit einem Kriegsheere ſich befand, nach Ungarn eilte und Peter wieder auf den Thron ſetzte. Allein der Haß ſeines Volkes brach nur um ſo ſtärker gegen ihn aus, und da Heinrich daraus erkannte, wie es unmöglich ſeyn würde, ihm ſeine Krone zu ſchützen, ſo ließ er ſich durch die dringenden Vorſtellungen der Edeln Ungarns bewegen, den abgeſetzten Obo wieder zum Könige zu erheben. Dieſer aber vergalt die Nachgiebigkeit des Kaiſers damit, daß er ſogleich anfing, den Mark-

grafen Adalbert von Oeſtreich zu befehden, weil er ſeinem Gegner Peter Schutz und Hülfe verliehen, und ſo ſahe Heinrich ſich auf's Neue genöthigt, in Ungarn einzufallen, Obo zu entthronen und die Krone zum dritten Male auf Peters Haupt zu ſetzen, der ihm, im Jahre 1045, den Eid der Treue ſchwur. Obo aber wurde bald darauf au: Peters Anſtiften ermordet. Lange jedoch behaup tete auch dieſer die drei Mal errungene Kron nicht; denn ehe zwei Jahre vergingen, wurde er der Königswürde wieder beraubt, und Andreas, ein Sohn Ladislaus, und Stephans leiblicher Vetter, wurde von Peters Gegnern auf den Thron erhoben unter der Bedingung: daß er die chriſtliche Religion in Ungarn wieder ausrotten ſolle. Dies geſchah auch wirklich nach und nach, und Glaubensſtreit und politiſche Spaltungen trennten das Volk und verheerten das Reich.

Da erſchien in einer dunkeln regnigten Herbſtnacht Thomhord am Hofe des Kaiſers, gab ſich als Flüchtling kund, ſtellte ſich als einzigen Sohn des ermordeten ungariſchen Königs Obo dar und erklärte: wie er lange Zeit in ſeinem Vaterlande ſich verborgen gehalten, bei Freunden ſeines Va-

ters, wie aber der jetzige König seinen Aufenthalt erforscht, und aus Furcht, er möge Ansprüche an seine Krone machen, ihn hart verfolgt, so daß er gezwungen worden sey, aus Ungarn zu fliehen. Da kein Grund vorhanden schien, die Wahrheit seiner Worte zu bezweifeln, so wurde ihm Schutz und Freistatt am kaiserlichen Hofe zugesichert, und Heinrich fühlte sich auf seltsame Weise zu dem Jünglinge hingezogen, welcher stets gewandt, heiter, und trotz seiner Jugend, in jeder Wissenschaft damaliger Zeit gar hoch erfahren, zur Unterhaltung seines hohen Beschützers bereit war. Monde waren auf diese Weise verflossen und immer höher stieg der ungarische Prinz in des Kaisers Gunst, um so mehr, da er nie davon Gebrauch machte zur Erfüllung von Wünschen und Bitten. So erschien Chombord als ein angenehmer Gast, nicht aber als bedürftiger Schützling am Hofe, denn es schien ihm am Golde nicht zu mangeln, zur Befriedigung aller seiner Bedürfnisse, was er, wie er zuweilen flüchtig bemerkte: der Unterstützung seiner mächtigen Freunde in Ungarn zu danken hatte. Der Kaiser aber gewöhnte sich bald so sehr an seinen Umgang, daß er fast keine Stunde des Tags

ohne ihn zuzubringen vermochte, ihn oft in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, und ihn auszeichnete vor allen Andern seiner Umgebung.

So hatte Heinrich auch einst dem Prinzen, in fröhlicher Weinlaune, seine unwiderstehliche Neigung zu seiner Tochter mitgetheilt, und Chombord, der wenig überrascht schien durch ein solches Bekenntniß, stimmte dem Kaiser bei: daß er nie eine Jungfrau gesehen, reicher an Anmuth und Reizen, als Mathildis, und mit glühender Beredsamkeit entwarf er die lockendsten Schilderungen ihrer Schönheit, scheinbar nur um der Neigung seines Beschützers zu schmeicheln. Immer mächtiger loderte die lüsterne Flamme in Heinrichs Busen empor, er lauschte zwar nicht ohne Wohlgefallen den spitzfindigen Reden seines Günstlings, welcher ihm zu beweisen suchte, daß selbst das heiligste Naturgesetz zu drehen und zu wenden sey, und einem so mächtigen Kaiser, der den Pabst und die gesammte Clerisei nach seinem Willen lenke, kein Hinderniß seyn könne, einen heimlichen Wunsch seines Herzens zu befriedigen; und doch schauderte er vor dem Gedanken: sein eignes Kind zu verführen. Chombord aber fuhr lächelnd fort,

jeden Schein der Ueberredung vermeidend, ſeine Leidenſchaft zu entflammen und verließ endlich den Kaiſer im Zuſtande höchſter Aufregung und im furchtbarſten Gegenſtreite ſeiner Gefühle.

Glühender als jemals aber flammte dies verderbliche Feuer in ſeiner Bruſt ſeit jener Wolfsjagd, wo er der Lebensretter ſeiner Tochter geworden und am andern Morgen, als ſein Beichtiger, der Pater Flävius zu ihm ins Gemach trat, errieth dieſer leicht, warum die finſtern Wolken des Unmuths die Stirn des Gebieters umzogen, warum die feuerflammenden Blicke wild und unſtät umherirrten und die ſchweren Athemzüge ſeiner Bruſt wie Seufzer erklangen. —

„Ihr ſeyd krank, mein Herr und Kaiſer,“ redete er ihn demüthig an und näherte ſich ihm lauernd.

„Du haſt recht!“ erwiederte Jener unwirſch, — „doch iſt's kein leibliches Gebreſte, was mich alſo peinigt, daß ich wie ein Schemen bei lebendigen Leibe umgehe, Tag und Nacht, ohne Ruh und Raſt. Ein Salamander ſitzt mir tief im Herzen, der nagt und frißt und macht mir bittre Qual, und ſchmeichelt doch dabei ſo ſüß und ſingt

verführerische Minnelieder mir ins Ohr und bläst mit seinem gift'gen Hauche mir ein wildes Feuer durch die Adern, daß jede Nerve mir erbebt und oft ein Schwindel mich befällt vor toller Sehnsucht." —

„Ein Salamander?" wiederholte der Pfaffe ungläubig und sein Gesicht nahm den Ausdruck der vollendetsten Dummheit an, obgleich sein Ohr begierig lauschte und sein Auge pfiffig blinzelte.

„Nun ja! nenn's Salamander — Höllengeist; nenn's Liebe — Hexerei — 's mag Alles gleich seyn, tauf' es wie Du willst!" fiel ihm der Kaiser unmuthig ein. —

„Ei, ei! ich taufe nur was meiner Kirche dient!" entgegnete der Pfaffe, fromm sich bekreuzend. — „Auch wage ich die Entscheidung nicht, ob Liebe aus der Hölle stammt oder herab vom Himmel kam? denn bald führt sie zum tiefsten Abgrund, bald mag sie wohl zur Seligkeit geleiten. Demnach möcht' ich die Liebe als ein Zwitterding betrachten; ein solches aber ist gegen die Natur und begreiflich ist es, daß ein zwitterhaft Gefühl auch unnatürliche Verlangen kann erzeugen. Längst habt Ihr mir's gebeichtet, mein hoher Herr und

Kaiſer, wohin dies Zwitterding, das Euer Herz umſtrickt, ſein glühendes Verlangen lenkt und ich kann als Euer Seelſorger und Gewiſſensrath nicht ſo auf offnem Wege Euch zum Ziele führen, da's die Kirche nun einmal verdammt; doch auf verdecktem Pfade würde mirs vielleicht gelingen, ein Pförtchen aufzufinden, das Euch, unbeſchadet Eurem Seelenheile, zur Erfüllung Eurer Wünſche leiten könnte. Drum — wolltet Ihr ein freies Spiel mir gönnen — und — ein ſchweres Werk ſteht mir bevor — und deshalb — meine ſtets getreuen Dienſte — Euch koſtet's nur ein Wörtlein —"

„Verſtehe! unterbrach der Kaiſer die ſtockende Rede des Pfaffen und ſein Antlitz erheiterte ſich merklich. — „Du wirſt alt, Dein leichtes Käpplein wird Dir unbequem, die ſchwere Biſchofsmütze, meinſt Du, ſolle Deinen Glatzkopf wärmer halten. — So ſey es denn! mein kaiſerliches Wort, das Bisthum Merſeburg iſt Dein, führſt Du mich meinem Seelenheile unbeſchadet, bald zum Ziele. Doch höre wohl: Dein prieſterlich Gewand wird Dir zum Leichenhemd, bedieneſt Du Dich gegen

unſre Tochter auch nur mit einem Wörtlein der Gewalt.“

„Seyd unbeſorgt!“ entgegnete der Pfaffe, ſchelmiſch grinſend; — „Mathildis ſelbſt bleibt fern von meinem Spiel; auch nicht der leiſeſte Hauch meines Mundes ſoll ihr Ohr berühren, und dennoch ſollt Ihr bald ſie umgewandelt ſehen.“

„Bei allen Heil'gen, Pfaffe! das wär' ein Hexenwerk!“ rief der Kaiſer betreten, doch heimlich erfreut. „Wer ſollt' es wohl auf Deinem Antlitz leſen, daß Du die ſchwarze Kunſt ſo wohl ſtudirt? — Doch ſchärf' ich Dir es hart ein, gedenke unſrer Abrede: unbeſchadet meinem Seelenheil!“

„Hm! bin ich nicht Euer Beichtiger? — Ich kenne keine ſchwarze Kunſt, bedarf auch deren nicht; denn auch das Schwerſte kann ich durch der Kirche Macht vollbringen.“ Und indem er ſegnend ſeine Hände nach dem Kaiſer bewegte, entfernte ſich der würdige Diener Gottes.

7.

Mathilde war seit jenem nächtlichen Auftritte auf dem Söller ihres Gemaches, wie umgewandelt. Als sie erwachte am andern Morgen, gedachte sie des seltsamen Ereignisses fast ohne Scheu, und konnte sich es nicht erklären, warum sie des Prinzen ungestümer Zärtlichkeit so kalt begegnet sey. Zu einem frommen Gebete vereinigten sich sonst alle ihre Gedanken beim Erwachen, heute schien sie dieser Pflicht fast gänzlich zu vergessen, denn ihr erster Blick, nachdem sie sich vom Lager erhoben und in ihre Kleider gehüllt hatte, war hinabgerichtet nach dem Garten, und mit ängstlicher Theilnahme maaß sie die Höhe vom Gipfel

des Baumes, woran der kecke Prinz sich bis zu ihr emporgeschwungen, bis zum festen Boden. Ihr Auge, das glühender flammte als sonst, spähete gierig auf der Schneedecke unten nach den Fußtapfen des Geliebten; doch der Wind hatte sie verweht und auch nicht das kleinste Zeichen ihres nächtlichen Abentheuers vermochte ihr Blick zu erforschen. Nur ein dürres Reis, vom Wipfel der hohen Linde, an welcher Chombord sich zu ihr auf den Söller geschwungen, von seiner Hand vermuthlich abgebrochen, lag auf der Brüstung. Sinnend nahm sie den verdorrten Zweig, und ihn von allen Seiten mißmuthig betrachtend, sprach sie zu sich selbst: „hab' ich nicht gehört von unserm alten Minnesänger, in seinen Liedern: daß der junge Ritter der Geliebten nach der ersten, heimlichen Zusammenkunft einen frischen Blumenstrauß zurückließ, zum Angedenken jener seligen Stunde? — Ach ja! das war recht sinnig von dem jungen Ritter erdacht: er wollte ihrer Schönheit damit huldigen. Das Blau des Veilchens sollte ihrem Auge gleichen, das frische Roth der Rose ihren Wangen, das Weiß der Lilie ihrer Unschuld — ja, ja! ganz recht! so sangs der Minnesänger neu-

lich erſt im Liede, und Er — und Chombord? nichts als den dürren Zweig hier hat er mir zurückgelaſſen! — Aber klangen ſeine Worte denn nicht lieblich? — Und wo hätt' er Blumen finden ſollen, jetzt im harten Winter? ach! ich bin auch ganz verkehrt!" Und mißmuthig warf ſie die Thür des Söllers hinter ſich zu und betrat mit trübem Antlitz ihr Gemach, wo ihr Quedel entgegenſprang, und als ſie, unbekümmert um ihn, mit raſchen Schritten auf und niederging, zog er ſich traurig vor ihr zurück und verkroch ſich leiſe winſelnd am Kamin. Sie aber ſchloß nach kurzem Sinnen einen großen Schrein auf, in welchem ſie ihre Prachtgewänder aufbewahrte und ſo einfach und anſpruchslos ſie ſonſt gewöhnlich ſich gekleidet, ſo ſchwer wurde ihr heute die Wahl; denn keins der wirklich ſtattlichen Kleider, womit der Kaiſer ſie beſchenkt, ſchien ihr prachtvoll genug. Endlich wählte ſie ein Gewand von rothem Sammet, mit goldenen Stickereien; denn Roth, dachte ſie, ſey ja Chomberds Lieblingsfarbe, in die er ſelbſt faſt ſtets ſich kleidete, und obgleich ſie bisher faſt immer der Einladung ihres Vaters, an ſeiner Tafel Platz zu nehmen, ausgewichen, ſo

gedachte sie doch heute dort im blendendsten Prunke zu erscheinen. Sie nahm das Gewand aus dem Schrein und breitete es wohlgefällig über die hohe Lehne eines Armsessels, holte geschäftig ihr Schmuckkästchen herbei und zog die mancherlei Kleinodien daraus hervor, die sie seit Jahren nicht betrachtet, und die sie nur als theure Erbstücke ihrer früh von ihr geschiedenen Mutter aufbewahrte. Ein Diadem, kunstvoll gearbeitet, mit reichen Juwelen, legte sie um ihr Haupt, trat vor den hohen Metallspiegel, der bisher nur selten sich ihres Abbildes erfreute, und als wolle er sich jetzt rächen für frühere Vernachlässigung, gab er ihr heute ihr Bild, verblichen und auf widerliche Weise verzerrt, zurück. Schaudernd erbebte sie vor ihrem eignen Antlitze, das so verunstaltet aus der trüben Metallplatte ihr entgegenschaute. Mit seinen treuen Augen ihr eitles Treiben verfolgend, war der Hund aus seinem Winkelchen hervorgekrochen, hatte sich ihr langsam genähert, und zupfte sie jetzt wiederholt am Kleide. Sie aber, von quälender Angst erfüllt, über die Entstellung ihres Gesichts, war eben eifrig beschäftigt, mit einem Tuche die Fläche des Spiegels zu erhellen; doch so viel sie auch

darauf hauchte und daran putzte, so sahe sie doch alle ihre Bemühungen nur mit dem schlechtesten Erfolge belohnt; denn anstatt hellen Glanz aus dem Metall hervorzulocken, wurde es nur immer trüber und schien endlich wie mit einem dichten, unzertrennlichen Gewebe überzogen.

Mit jedem Augenblicke steigerte sich ihr Unmuth und weder im Beschauen des kostbaren Gewandes, des blitzenden Geschmeides, noch in der traulichen Annäherung des Hündchens, welches schmeichelnd wieder um sie her sprang, vermochte sie Zerstreuung zu finden. Alle ihre edelsten Gefühle, die, wie üppige Blumen, im unentweihten Paradiese ihres Busens aufgeblüht, schienen mit einem Male wie vom eisigen Hauche eines Nachtfrostes vernichtet, und nur die Eitelkeit war in ihrem erkalteten Herzen pilzartig aufgeschossen über Nacht, und bereits zur riesigen, Alles um sich her unterdrückenden Größe gediehen. Selbst die lieblichen Züge ihres Gesichts hatten sich verändert, wenn auch nicht so verzerrt, wie der Spiegel sie zeigte; aber statt der anspruchslosen Bescheidenheit hatte sie jetzt eine hoffärtige, stolze Miene angenommen, und ein wildes Feuer blitzte aus ihren

Augen, welches, die zarten Regungen weiblicher Tugend verzehrend, nur einer einzigen, mächtigen Leidenschaft Nahrung gab. Vergebens bemühte sich der kleine Quedel, durch die possierlichsten Sprünge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, vergebens zupfte er sie am Kleide, erhob die Pfötchen, wie bittend, ihm zu folgen, und drehte sein lockiges Köpfchen unaufhörlich nach dem kleinen Betaltare, welcher in der östlichen Ecke des Zimmers angebracht war, und vor dem sie sonst täglich im glühenden Erguſſe ihres reinen Herzens, ihr Morgengebet verrichter hatte. Sie aber stieß den kleinen freundlichen Mahner unwirrsch mit den Füßen von sich, und als er demungeachtet nicht abließ, und immer ängstlicher am Saume ihres Gewandes sie mit sich fortzuziehen strebte, da ergriff sie zornig jenes dürre Reis, welches sie auf der Brüstung des Söllers gefunden, und schlug damit den kleinen Findling, dem sie gestern Schutz gelobt und freundliche Begegnung, und den sie an ihren Busen gedrückt als ihren einzigen Freund. Das arme Hündchen aber zog den Schweif ein, schloß die klaren Augen, drückte sich nieder auf den Bauch und zog sich so, am Boden kriechend, langsam von

ihr zurück, ohne den leiſeſten Klageton hören zu laſſen, und nur durch convulſiviſches Zucken ſeines Körpers, verrieth es die ſchmerzlichſte Empfindung. Hinter den Vorhängen des Betaltars krümmte er ſich zuſammen und regungslos blieb er dort liegen. „Iſt Dir ſchon recht geſchehen!“ rief Mathildis, indem ſie, noch mit zornrothem Antlitz, den dürren Zweig, der halb zerſplittert war, von ſich warf. — „Kaum hab' ich den kleinen Landläufer gaſtlich aufgenommen, will er den Herrn ſpielen in meiner Behauſung. Erfrieren hätte ich ihn laſſen ſollen, den undankbaren Schelm, in der rauhen Nachtluft, draußen auf offnem Felde; hätt' ich's nur ahnen können, daß er mir zum unleidlichen Quälgeiſte werden würde in meinem ſtillen Gemache. Nun iſt er trotzig, der Friedenſtörer und winſelt nicht einmal und bettelt nicht einmal, daß ich's ihm verzeihe und vergeſſe. — Komm hervor, Quedel! komm, komm, komm! Dein Pfötchen gieb mir her und ſchau mir in's Geſicht!“ — Doch das gemißhandelte Thier rührte ſich nicht von der Stelle; zuſammengekrümmt lag er auf der unterſten Stufe des Betaltars und nur

zuweilen verriethen die schmerzlichen Zuckungen seines Körpers, daß er noch lebe.

„Ei, nun seht mir den trotzigen Gast!" begann Mathildis wieder nach einer langen Pause. — „Da liegt er, wie todt, gebehrdet sich, als ob ihm zu viel geschehen wäre. — Was wollte er auch mit seinem Zupfen und Zerren an meinem Kleide?" fuhr sie fort, nicht ohne leise Regung der Reue. — „Könnt' er nur sprechen, der lose Schäker, so sollt' er mir's jetzt beichten, aber so — wer mag ein Thier verstehen, ohne Sprache?" Sie war bei diesen Worten niedergekauert und hatte sanft mit der Hand seinen Rücken gestreichelt, und als sie nun ihr Haupt erhob und ihr Blick am Marienbilde, welches den Altar zierte, vorüberstreifte, da zuckte sie zusammen, wie von jähem Schmerz ergriffen und unwillkührlich falteten sich ihre Hände. — „Ach, heilige Mutter Gottes! rief sie erschrocken aus — jetzt wird mir's hell und klar! — Fand ich ihn denn nicht draußen am Marienbilde? gelobt ich ihm denn dort nicht Schutz und treue Pflege? — Ach, Heilige, vergieb mir meine schwere Sünde! er wollte mich an meine Pflicht nur mahnen, zu Deinem Altar

wollte er mich leiten, wie ich's sonst ja nie versäumte in der ersten Morgenstunde, die ich heut' vertändelte mit eitlem, sündigen Gedankenspiel." — Und innig sprach sie knieend ihr Morgengebet, und kaum war das Amen ihren Lippen entflohen, als Quedel munter emporsprang, und als ob ihm nichts von ihr geschehen, schmeichelnd zu ihr auf den Schooß hüpfte und als sie sich vom Betschemel erhoben hatte, tanzend jedem ihrer Schritte folgte.

8.

Es waren Monden vergangen; der junge Lenz hatte mit frischem, saftigen Grün Berge und Thäler bekleidet und eine laue, würzige Maienluft wehete über Gräser und Blumen. Mathildis war zur klaren Erkenntniß jener unnennbaren Gefühle gelangt, welche in der Nacht nach jener Wolfsjagd zum ersten Male in ihrer Brust sich geregt hatten. Sie hatte die zärtlichen Worte des Prinzen Chombord, die er damals auf dem Söller zu ihr sprach, fest im Gedächtnisse behalten und sie fühlte deutlich, daß gleiche Leidenschaft für ihn ungestüm in ihrem Herzen wogte. Jeder ihrer Athemzüge hauchte glühende Liebe, jedes ihrer Worte war ein Wiederhall der heißbewegten Brust und den-

noch empfand ſie nie, weder in ſtiller Einſamkeit, noch in ſeiner Nähe die ſelige Wonne der erſten, reinen Liebesluſt, die in der zarten, ſchüchternen Jungfrau oft hohen Männermuth erweckt, ſie hoch erhebt, begeiſtert, in fremde, nie geahnte Welten ſie verſetzt. Auffallend verändert war ſeit jener Zeit ihr ganzes Weſen, denn wie ſie ſonſt, faſt abgeſchieden von der äußern Welt, die Feſte und den Prunk des Hofes meidend, den größten Theil des Tages in ihrem Gemache, unter ihren Frauen, mit künſtlichen Stickereien ſich beſchäftigt, oder im Gebete zugebracht; ſo war ſie jetzt, ſobald der erſte Sonnenſtrahl ſie weckte, emſig darauf bedacht, ihren Putz zu ordnen, in Auswahl koſtbarer Stoffe und blitzender Juwelen die Zeit zuzubringen und ihrer Eitelkeit wich bald die Andacht und die wahre Frömmigkeit. Sie, die ſonſt abſichtslos und unbefangen, im einfachſten Gewande, gleich einem Ritterfräulein, öffentlich erſchien, ſie überſtrahlte jetzt mit ihrer Kleiderpracht die ſtolzeſten Damen des Hofes, ja, ſelbſt ihre Stiefmutter Agnes, die prachtliebende Kaiſerin. Aber umgewandelt war auch ihr inn're Weſen; die kindliche Einfalt ihres Herzens, die, ihr ſelbſt unbewußt, ein mächti-

ger Schild war gegen jeden Angriff auf ihre unentweihte Tugend, war untergegangen im Drange heißer Wünsche und glühenden Verlangens. Prinz Chombord hatte, unterstützt durch seine blendende äußere Erscheinung, ihr Herz umstrickt und Macht genommen über jedes ihrer Gefühle; doch obgleich er oft Gelegenheit gefunden, die Einsamkeit ihres Gemachs mit ihr zu theilen, so hatte sie doch bis jetzt es nicht über sich vermocht, in seiner Gegenwart eine ihr selbst unerklärbare Scheu, eine quälende Unruhe niederzukämpfen, welche stets bei seinem Anblicke, mit geheimnißvoller Mahnung, sie jeder seiner Liebkosungen widerstehen ließ. Nie hatte sie ihm freiwillig die Lippen zum Kusse geboten, und wenn er ihre Hand ergriff, zuckte es schmerzhaft durch ihre Pulse; wenn er sie an seine Brust zog, dann drang es wie ein verzehrender Feuerstrahl zu ihrem Herzen, das ein jäher Schmerz durchzuckte, und dennoch stand es fest in ihrer Seele: daß sie ihn allein nur lieben könne, daß sie ihm ganz und ewig angehören müsse, denn wie mit diamantnen Zauberfesseln schien sie an ihn gekettet.

Die warmen, glänzenden Sonnenstrahlen eines

schönen Frühlingsmorgens hatte die dunkeln Baumgänge des Schloßgartens kaum erhellt und schon wandelte Mathildis sinnend zwischen Blumen und Gesträuchen, umweht vom würzigen Dufte der Veilchen, die mit den weißen Maienglöckchen zugleich ihre Häupter erhoben, zum belebenden Lichte des Tages. Die frische Morgenluft hatte ein sanftes Roth gehaucht auf die Wangen der Kaiserstochter, und als sie der entlegenen Laube zuschritt, deren Geisblattranken schon eine dichte Wölbung bildeten, fühlte sie mehr als jemals das Bangen der Einsamkeit, regte sich mächtiger die Sehnsucht nach dem Geliebten. Quedel, das treue Hündchen, welches in der letzten Zeit oft von ihr vernachlässigt, ja sogar gescholten und zurückgewiesen wurde, wenn er mit seinen Schmeichelkünsten sich ihr bemerkbar zu machen trachtete, folgte ihren Schritten langsam und sein gesenktes Köpfchen, die halbgeschlossenen Augen, schienen weit eher Traurigkeit, als seine sonst gewohnte Heiterkeit zu verrathen. Auch heute schien Mathildis ihren treuen Begleiter kaum zu bemerken; sie wand sich durch die hohen Haselbüsche der dunkeln Geisblattlaube in und höher röthete sich ihr Antlitz, mächtiger

klopfte ihr Herz, als sie jetzt auf der schwellenden Moosbank den Prinzen erblickte, schlummernd im Halbdunkel der grünen Wölbung. Sein Antlitz war bleicher als sonst, die Züge seines schönen Gesichts, die sonst fast in steter Bewegung, nie die wahre Regung seines Innern vollkommen erkennen ließ, waren, gefesselt vom Schlummer, jetzt bestimmter zu schauen, wie die edeln, kraftigen Linien der Marmorbüste irgend eines Helden. Die langen, vollen Locken seines glänzend schwarzen Haupthaares fielen ungeregelt auf seine Schultern herab und das leichte Morgenkleid, welches über den Hüften der goldene Gürtel zusammenhielt, ließ den Hals frei und bedeckte nur leicht einen Theil der Brust. Ueberrascht und unbeweglich stand Mathildis und es war, als ob jetzt bei dem Anblicke des Schlummernden nur allein die Stimme der Liebe in ihrem Herzen flüstre, die Scheu und Angst aber, die sie sonst in seiner Nähe empfunden, wenn der Feuerstrahl seines Auges sie traf, gänzlich verstummt sey. Noch nie hatte sie so, frei von jeder feindseligen Empfindung, seinen Anblick genossen, und unwiderstehlich zu ihm hingezogen, nahete sie ihm leise; ein unaussprechlich wonniges

Gefühl drängte Thränen in ihr Auge, und ſanft ihr Haupt nach ſeiner Stirne niederbeugend, drückte ſie jetzt den erſten freiwilligen Kuß auf ſeine halbgeöffneten Lippen. Er erwachte plötzlich, und in demſelben Augenblicke ſtieß Quedel, welcher am Eingange der Laube auf duftendem Raſen, im warmen Sonnenſtrahle ſich zuſammengeringelt, ein klägliches Geheul aus, welches ſeltſam contraſtirte mit dem Freudenrufe, der beim Erwachen Chombords Lippen entfloh. Aber die Glücklichen vernahmen es nicht, ſie ſchienen der Welt entrückt. Sie wechſelten Kuß auf Kuß, ſie wiederholten hundertmal den Schwur der Liebe und Mathildis lauſchte entzückt Chombords ſüßen Scheichelworten und erwiederte mit allem Feuer der Leidenſchaft ſeine Liebkoſungen. Sich an ihn ſchmiegend, duldete ſie es, daß er feſt ſeinen Arm um ſie ſchlang; doch als er jetzt ſie ungeſtümer als ſonſt an ſeinen Buſen preßte, und leiſe flüſternd ſeine Lippen ihrem Ohr näherte, da durchzuckte es ſie plötzlich wie jäher Schmerz und Eiſeskälte brachte ihr ſiedendes Blut zum Stocken. Die leichtfertigen Sitten am Hof ihres Vaters waren in den letzten Monden, ſeitdem ſie ſich ins weltliche Gewühl ge-

miſcht, ihren Augen nicht verborgen geblieben; ſie hatte, wenn auch nicht billigend, doch mit weniger Abſcheu Manches bemerkt, was ſonſt die unentweihten Gefühle der Jungfrau tief verletzt haben würde und doch erregten ihr Chombords flüſternde Worte ein tödtliches Entſetzen. Aber nicht ihr geſenktes Auge, nicht die glühende Schaamröthe ihres Geſichts lähmte die Zunge des Verführers, der jetzt mit der hinreißendſten Beredſamkeit der Liebe ihre vorige Heiterkeit zurückzurufen, die gelähmte Aufregung ihres Innern aufs Neue zu erwecken ſuchte, und als er nach geraumer Zeit, dringender als vorher, jene flüſternden Worte wiederholte, da drangen ſie nicht mehr ſo verletzend zu ihrem Herzen, obgleich ſie noch ſtandhaft widerſtrebte. Doch endlich, als ſie ihre Gegenbitten, um Schonung ihres heiligſten Gutes, erſchöpft hatte, als ihre Thränen vergeblich gefloſſen, als die zürnenden Falten auf ihrer Stirn ſeinen Küſſen gewichen, da entwand ſie ſich entſchloſſen, aber lächelnd wieder ſeinen Armen und ſprach leiſe von ihm abgewendet und die feuchten Augen zur Erde gerichtet: „es ſey, Ungeſtümer! ich will ganz Dein ſeyn! doch nur dann, wenn Du mich in einer der drei

nächſtfolgenden Nächte, bis zum Schlage der Mitternachtsſtunde, in meinem Gemache ſchlafend findeſt.“

Eiligſt verließ ſie ihn, nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, und Quedel folgte, freudig ſpringend und luſtig bellend, ihrem Schritte. Chembord aber blickte ihr lange nach und ein ſeltſam gemiſchtes Gefühl von eiſigem Spott und glühendem Triumphe blitzte aus ſeinen Augen, malte ſich in ſeinen Zügen.

9.

Heinrich der Dritte befand sich eben heute in der heitersten Stimmung, denn er hatte seinen Frühtrunk bereits zu sich genommen, der gewöhnlich aus dem feurigsten Burgunderweine bestand, als sein würdiger Seelsorger, der Pater Flavius, zu ihm ins Gemach trat. Das Vollmondsgesicht des Pfaffen leuchtete nicht weniger, als das seines Herrn, denn er hatte gleich diesem sich mit geistiger Nahrung gestärkt und fast lallend brachte er die Worte hervor: „Friede sey mit Euch!"

„Ich weiß nicht, soll ich Deinen Wunsch gut heißen oder nicht?" erwiederte der Kaiser. — „Der Friede macht mich zum Faullenzer, zum Schlem-

mer und wollt' ich der Clerisei folgen, vielleicht gar zum Bethbruder. — Laß Grauköpfe sich am Friedensfeuer wärmen, ich fühle mich am wohlsten, wenn wilde Kriegesflamme mein Blut zum Sieden bringt."

„So wars auch nicht gemeint!" entgegnete der Beichtiger. — „Weiß ich's doch längst, daß Euer Herz im Streite liegt, seitdem der Frieden Euer Schwert in der Scheide hält."

„Ganz recht! Du hast's getroffen, Pfaffe!" fuhr der Kaiser aufgeregter fort. — „Und welches Mittel hat Dein Hirn ergrübelt, den schweren Streit zu schlichten?"

„Ich leg's in Eure Hand, mein Herr und Kaiser!" sprach Flavius demüthig, indem er ihm eine Pergamentrolle darreichte. — „Den schwersten Stein des Anstoßes hab' ich hinweggeräumt, der Pfad liegt offen vor Euch, zum schönsten Ziele."

Flammenblitze leuchteten aus Heinrichs Augen, hoch röthete sich seine Stirn, seine Hand erzitterte, nachdem er flüchtig den Inhalt des Pergamentes überflogen; und nach langer Pause erst

ſtieß er die Worte hervor: „geſtehe, Pfaff', welcher Teufel blies Dir die hölliſche Kunde ein?"

Der Prieſter erbleichte ſichtlich bei dieſer rauhen Frage; doch ſchnell gefaßt nahm er die Miene heuchleriſcher Demuth wieder an und entgegnete im Tone bittrer Kränkung: „ich bin ein Diener des Herrn und habe mit Geiſtern des Abgrunds nichts zu ſchaffen. Die wichtige Kunde ward mir durch einen Traum, den ein Engel des Lichtes mir vor mein ſchlummernd Auge führte; denn Mathildis, Eure hochſelige Gemahlin, war es ſelbſt, die mir erſchien, und mir befahl: der Täuſchung Binde von Eurem Auge zu entnehmen. — Ich hab's gethan, ich hab' geforſcht; ich habe das tief verſteckte Geheimniß ergründet, lege treu Euch die Beweiſe dar und ſehe meinen Eifer, Euch zu dienen, mit dem kränkendſten Mißtrauen vergolten. — Ich bin zu Ende! Friede ſey mit Euch!"

Langſam wollte er ſich entfernen, doch heftig ergriff ihn Heinrich bei der Hand und hielt ihn zurück, indem er ausrief: „ſchon wieder der verdammte Wunſch! willſt Du mich höhnen? — Du ſprichſt von Frieden, jetzt, da wüthender als jemals die wilden Flammen mir am Herzen zeh-

ren? Bleib, ſag' ich, bleib!" — Und nochmals entfaltete er das Pergament und las, in wilder Haſt nur einzelne Worte laut hervorhebend:

„Mathildis — nicht meine Tochter — untergeſchoben für ein todtgebornes Mägdlein!"

„So iſt's, mein Kaiſer!" nahm Flavius erläuternd das Wort. „Es war im Jahre des Heils 1038, als Ihr Euch mit Eurem hochſeligen Vater, dem glorreichen Kaiſer Conrad dem Zweiten, auf einem Rückzuge von Italien befandet, und in einem Städtchen, hart an Deutſchlands Grenze. Eure hochſelige Gemahlin Mathildis, welche Euch auf dieſem Zuge begleitet hatte, erkrankte. Eine ihrer Hofdamen, die Gräfin Hohenſtein, deren Gemahl in Eurem Heere diente, war bei Tag und Nacht ihre Geſellſchafterin, und Beide ſahen der Stunde ihrer Niederkunft entgegen. Sie wurden in einer Nacht entbunden, und nur die erfahrene Irmentraut leiſtete ihnen Hülfe. Ein todtes Mägdlein brachte Euer Ehgemahl zur Welt, von einem friſchen, blühenden Kinde gleichen Geſchlechts genas die Gräfin Hohenſtein. Irmentraut fürchtete, der Jammer über die vereitelte Hoffnung, würde das Herz ihrer ohnedies ſchon

kranken Herrin brechen, und ſchnell gefaßt, legte ſie ihr das lebende Mägdlein in die Arme; die Gräfin Hohenſtein aber ließ ſie das entſeelte Kind als das ihrige beweinen. So wurden beide Mütter getäuſcht; doch Euer Ehegemahl ſollte ſich nicht lange dieſer Täuſchung erfreuen; ſie ſtarb ſchon nach wenigen Tagen an jener verheerenden Krankheit, welche damals in Eurem Heere wüthete. Die kleine Mathildis aber galt für Eure Tochter und Niemand konnte auch nur den leiſeſten Zweifel dagegen hegen, da außer Irmentraut keiner menſchlichen Seele jener Umtauſch bekannt war, die mit Treue und Ergebenheit an ihrer Pflegbefohlnen hing und die Stimme des Gewiſſens erſtickte, da ſie des Kindes Glück geborgen glaubte, und die Gräfin Hohenſtein bald darauf von einem zweiten Mädchen genas, das geſund und blühend ihr den erſten Verluſt vergeſſen machte. Erſt jetzt, da eine ſchwere Krankheit ſie auf's Lager warf, hat Irmentraut mir ihren Frevel eingeſtanden, und dies Pergament documentirt die Wahrheit ihrer Ausſage."

Ein tiefer Athemzug löſte ſich von der beklemmten Bruſt des Kaiſers, und freudig rief er aus:

„ſo darf ich alſo ernſtlich um Mathildis Liebe werben, und doch" — fügte er, nicht ohne ſchmerzliche Bewegung, hinzu: „und doch koſtet's mich ein ſchweres Opfer. Der Minne Lohn kann ich nur erringen durch den Verluſt der Tochter!"

„Hm!" erwiederte der Beichtvater mit liſtiger Miene; — „wenn ich Euch nun einen ſichern Ausweg zeigte, Eure Liebesgluth zu ſtillen, und Euch doch die Tochter zu erhalten?"

„Pfaff'! das wäre ein Meiſterſtück, das Dir den Krummſtab einbrächte! rede!" entgegnete der Kaiſer haſtig.

„Leih't mir nur noch wenige Minuten Euer Ohr, und es wird Euch Alles klar werden!" fuhr Pater Flavius ruhig fort. — Als Euer Beichtiger mußte ich vornehmlich darauf denken, Euer Seelenheil zu wahren; dies iſt geſchehen, nachdem ich klar erwieſen: daß kein Tröpfchen Eures kaiſerlichen Blutes die Roſen auf Mathildis Wangen färbt. Die Sünde, die ihr nur an der Gräfin Hohenſtein Tochter übt, wiegt um Vieles leichter und die Kirche darf Euch Ablaß ſpenden dafür im vollen Maaße. — Aber wie gelangt Ihr nun an's Ziel Eurer Wünſche? denn Mathildis

Herz iſt ſchon verſagt. Chombord, der ſchöne Ungarprinz, fand leicht für ſeine Werbung freundliches Gehör."

„Chombord!" rief der Kaiſer mit dem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung und zornig fuhr er fort: „dem landflüchtigen Prinzen ſollte meine Roſe blühen? eher will ich —"

Gemach! mein kaiſerlicher Herr!" unterbrach ihn der Pfaffe haſtig. — „Der leiſe Hauch Eures Mundes kann zum Wetterſturme werden, der das Haupt des flüchtigen Prinzen vom Rumpfe trennt, der unmerkbarſte Wink Eurer Hand ſein Todesurtheil ſeyn; aber hier wird Euch die Gewalt niemals zum Ziele leiten. Mäßigt deshalb die Wuth der Eiferſucht und hört mich kalten Blutes an. — Es iſt ſo, wie ich geſagt; Mathildis iſt dem Prinzen zugethan in feuriger Liebe; ich ſelbſt war erſt noch heute Morgen Zeuge ihrer heimlichen Zuſammenkunft, und belauſchte Beide in einer Laube Eures Schloßgartens. Ich habe das weltliche Liebesgeflüſter, welches in meinen Ohren keinen Anklang fand, nicht in meinem Gedächtniſſe aufbewahrt, nur der Schluß ihrer Unterredung iſt mir treu noch gegenwärtig. Denn

als der Prinz sein zärtliches Liebeeflehen erschöpft hatte, und die jungfräuliche Schaam ihre Wangen höher färbte, wand sie sich entschlossen aus seinen Armen und sprach: es sey! ich will ganz Dein seyn; doch nur dann, wenn Du mich in einer der nächstfolgenden drei Nächte, bis zur Mitternachtsstunde, in meinem Gemache schlafend findest. Hierauf trennten sie sich, und ich sahe den Prinzen ihr nachstarren mit glühenden Augen und hochklopfendem Herzen, im stillen Vorgefühle seines Sieges, denn Mathildis, denk' ich — wird sich schlafend finden lassen." —

„Der schändliche Verräther!" fuhr der Kaiser wieder auf. — „Er, dem ich mein innigstes Vertrauen schenkte, dem ich das tiefste Geheimniß meines Herzens offenbart, er wirbt für sich um jenen Preis und spottet meiner hinter meinem Rücken! Der tiefste Kerker sey sein Brautgemach!" —

„Ei, ei, mein Kaiser! Ihr eifert doch gleich einem jungen Fant! laßt mich doch nur zu Ende kommen!" unterbrach ihn der Pfaffe wieder. — „Listig stahl der Prinz sich in Mathildens Herz, entreißt ihm listig jetzt den Siegespreis. So be-

zahlt Ihr ihn mit eigner Münze und ſtraft den Verrath wohl härter, als durch Gewalt."

Der Kaiſer ſchritt lange ſchweigend im Gemache auf und nieder, und ſuchte die lodernde Flamme der Eiferſucht durch den Gedanken zu erſticken: ſeinem Nebenbuhler den Preis des Sieges zu entreißen; doch obgleich es nur ſeines Winkes bedurfte, den Prinzen aus dem Wege zu räumen, ſo hinderte ihn doch ein unerklärliches Grauen, und die Pflicht des Gaſtrechts, die ihm heilig war, dieſen Wink zu geben, und herabgeſtimmt wendete er ſich zu ſeinem Beichtiger mit den Worten: „Du weißt, Pfaff', daß ich gewohnt bin, mit dem Schwerte durchzuhauen, wenn ich Verrath wittre und Hinterliſt; doch diesmal will ich Deinem Rathe folgen, obgleich ich ſelbſt kaum weiß, warum ich's thue. So ſpitze denn Dein Pfaffenzüngleln und laß hören, welchen Satansplan Dein Schlangenhirn gebrütet."

Ohne verletzt zu werden durch des Kaiſers eben nicht ſchmeichelhafte Aufforderung, genügte Pater Flavius doch derſelben, mit ſcheinheiligem Eifer ſeinem Herrn zu dienen und fing mit der Erklärung an: daß Prinz Chombord jedenfalls die Ein-

ladung der ſchönen Mathildis benutzen würde und der Kaiſer darauf bedacht ſeyn müſſe, deſſen Stelle einzunehmen. Er erläuterte ferner: wie leicht es ſey, den Prinzen ſelbſt am nächtlichen Beſuche zu verhindern, wozu er ſich ſelbſt verpflichtete und verſprach es auf geheime Weiſe zu veranſtalten, daß Heinrich ſelbſt in Chombords Kleidern Mathildens Gemach betreten ſolle.

Der Kaiſer ſchien zufrieden mit dem Plane; nur beſorgte er, es möchte dem Pfaffen nicht gelingen, den feurigen Prinzen zu entfernen; doch wußte der ſchlaue Beichtiger ſeine Beſorgniſſe auch in dieſer Hinſicht zu beſchwichtigen, und hierauf ſchieden Beide von einander.

10.

Es war am Abende deſſelben Tages, als der Kaiſer ſein Nachtmahl hielt, nur von ſeinem Beichtiger, dem Prinzen Chambord und wenigen Rittern umgeben; aber der laute Frohſinn, welcher ſonſt die Tafelfreuden würzte, war heute einer ängſtlichen Stille gewichen, die unheimlich die Zechenden zu bedrücken ſchien. Heinrich war unruhig und zerſtreut, ſprach wenig mit ſeinen Gäſten und warf nur zuweilen triumphirende Blicke auf Chombord, in deſſen Zügen nicht der leiſeſte Schein einer vorherrſchenden Gemüthsbewegung zu leſen war; der Pfaffe fröhnte ganz unbefangen ſeiner nimmer verſiegenden Eß- und Trinkluſt und die übrigen Tafelgenoſſen unterhielten ſich nur ernſt

und leiſe. Es war natürlich, daß bei dieſer Stimmung die Tafel früher als gewöhnlich aufgehoben wurde, und als der Kaiſer ſich von ſeinem Sitze erhob, niſtete ſich eilfertig der Pater Flavius an den Prinzen, begleitete ihn, von den übrigen Gäſten gefolgt, aus dem Saale, und Heinrich zog ſich in ſeine Zimmer zurück.

Die Nacht brach herein und die dumpfe Glocke des Doms verkündete die eilfte Stunde. Von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, ſaß Mathildis in ihrem Gemache. Dichte Gardinen verdeckten die hohen Fenſter und eine Ampel, welche von der Decke niederhing, erhellte das Zimmer. Mathildis, in einem Lehnſeſſel vor dem Tiſche ſitzend, arbeitete an einer Stickerei, in welcher ſie mit kunſtreicher Hand und in bunten Farben eine Scene aus der bibliſchen Geſchichte: — Chriſtus auf dem Berge und der Verſucher neben ihm, der ihm alle Reiche der Welt zeigt und deren Herrſchaft bietet — darzuſtellen ſuchte. Es war ihr ſchon oft gelungen, die allgemeine Bewunderung durch ihre künſtlichen Arbeiten, welche ſie im Kloſter erlernt hatte, zu erregen, und in mehrern Kirchen und Kapellen wurden koſtbare Altardecken, von ihrer

Hand gefertigt, aufbewahrt. Doch heute ſchien ihre Lieblingsbeſchäftigung ihr wenig Freude zu gewähren; ſie warf gar oft verdrießlich Nadel und Faden von ſich und ſeufzte recht tief und ſtützte ihr Köpfchen in die Hand. Den ganzen Tag über hatte ſie es ſchon bereut, dem Prinzen in der Aufregung ihrer Gefühle eine ſo leichtfertige Zuſage gegeben zu haben, die ſie den ſittenloſen Hoffrauen gleichſtellte, und nur der Gedanke vermochte ſie zu beruhigen, daß ſie ſich bis Mitternacht leicht des Schlafs erwehren könne, und fände ſie der Prinz wachend, ſo würde ſie dies von ihrem unüberlegten Verſprechen entbinden, deſſen ſie jetzt nicht ohne die bitterſte Regung der Reue und Schaam gedachte. Deshalb hatte ſie ſich auch ſeit dem Einbruche der Dämmerung eifrig mit ihrer Stickerei beſchäftigt, welche ihr Zerſtreuung gewähren und ſie munter erhalten ſollte, aber je mehr ſich die Mitternachtsſtunde näherte, deſto läſſiger wurde ſie in ihrer Arbeit, deſto mehr Fehlſtiche hatte ſie wieder aufzutrennen; denn jeder ihrer Gedanken war nur auf den Prinzen und ſein Erſcheinen gerichtet, das ſie eben ſo ängſtlich fürchtete, als ſie es heimlich wünſchte — ihn wenig-

ſtens zu ſehen. — Ihr treuer Gefährte, Quedel, lag zu ihren Füßen und ſchlief feſt, wie es ſchien. Mathildis beachtete ihn nicht; ſie hatte endlich die Nadel ganz von ſich gelegt und blickte unverwandt, wie in tiefes Sinnen verloren, auf ihre Arbeit. Doch bald ſchwammen die bunten Farben vor ihren Blicken durcheinander, wogten auf und nieder, wie die Wellen eines von ſanfter Luft bewegten Weihers; bald ſchien es, als hätte die gelbe und rothe Schattirung der Abendröthe alle übrigen Farben verzehrt und eine blendende Gluth ſtill wogender Flammen bewegte ſich auf und nieder, ſo daß ſie die Augen ſchließen mußte und ſich zurücklehnte im Seſſel. Grauen bemächtigte ſich ihrer, ſie wagte nicht wieder aufzublicken, ſondern legte die flache Hand auf die geſchloſſenen Augenlieder und blieb ſo mehrere Minuten regungslos, gleich einer Schlafenden. Jetzt erhob Quedel ſein Köpfchen und ſchaute mit ſeinen klaren Augen empor zu ſeiner Herrin. Kein Laut verkündete ſein Erwachen, aber ſeine Ohren waren geſpitzt und nach der Thüre gerichtet. Mathildis bemerkte keine ſeiner Bewegungen; denn ſie ſchien in ihrer unveränderten Stellung, vom Schlummer wirklich übermannt

zu seyn, obgleich ihre Sinne noch kämpften gegen die Fesseln des Schlafes und im halben Bewußtseyn ihres Zustandes ihr Herz noch ängstlich klopfte. Da ließ sich endlich ein leises Knistern vernehmen auf dem langen Gange draußen, welcher zu ihrem Gemache führte und schleichende Tritte wurden hörbar; es raschelte an der Thür, doch ehe diese sich öffnete, sprang Quedel mit lautem Bellen an seiner Herrin empor, die plötzlich, wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammenzuckte, sich hochaufrichtete und mit weitgeöffnetem Auge, ihres vollen Bewußtseyns mächtig, nach der Thüre blickte, und mit weithinausgestreckter Hand und abwehrender Gebehrde, dem in demselben Augenblicke Eintretenden ihr Gemach zu verlassen befahl. Der nächtliche Besucher schien bestürzt, und mit dem dunkeln Mantel, der seine ganze Gestalt umhüllte, auch sein Gesicht bedeckend, zog er sich schweigend, und ihrem Befehle gehorchend, leise zurück. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen und Mathildis nun von Innen den schweren Riegel vorgelegt, schlug die Mitternachtsstunde vom Dome, und ein tiefer Seufzer löste die Beklemmung ihres Herzens. Frei aufathmend rief sie den

kleinen Quedel zu ſich, der, um ſie herumtanzend und an ihr heraufſpringend, ſeine Freude äußerte, liebkoſte den treuen Wächter dankbar, verrichtete dann ihr Nachtgebet recht inbrünſtig, und als ſie nun ihr Lager ſuchte, ſchloß ſanfter Schlummer ihre Augenlieder und glückliche, unſchuldsvolle Träume wechſelten in lieblichen Bildern bis zum erſten Morgenſtrahle.

Den Kaiſer aber floh der Schlaf. Er wälzte ſich lange unruhig auf ſeinem Lager, bis ihn endlich der Inhalt eines oftgeleerten Humpens betäubte. In der übelſten Laune erwachte er und begrüßte recht ingrimmig die Strahlen der ſchon hochſtehenden Sonne, die beinahe Mittagszeit verkündeten. Der Pater Flavius war der Erſte, den er zu Geſicht bekam, und als der Pfaffe in widerlicher Demuth zu ihm herankroch, und, den Hohn unterdrückend, der ihm auf der Zunge brannte, mit dummem Lächeln fragte: wie das Abentheuer abgelaufen? da ſtieß der Kaiſer einen ſchrecklichen Fluch heraus, daß der Prieſter, beinah zu Boden ſinkend, ſich an einen Lehnſeſſel klammerte, und nach und nach erſt Faſſung gewann, als Heinrich fortfuhr: „was fragſt Du noch? ſoll ich Dir's beichten, Pfaff,

daß ich mich schäme heute, noch ärger als ein Junkerlein mit Flaumen auf dem Kinn, das beim Tournier vom Rosse fällt, noch eh des Gegners Speer getroffen! — Ich fand sie wachend, und wie eine Heilige stand sie im halbdunkeln Gemache, und ihrem ernsten Winke, mich zu entfernen mußt' ich schweigend Folge leisten. Mir war die Kehle zugeschnürt, ich schlug den Mantel um's Gesicht; sie hat mich nicht erkannt. — Wo ist Prinz Chomborb?"

„Mit Mühe nur gelang mir's, gestern ihn zurückzuhalten in meiner Zelle;" entgegnete der Pfaffe. — „Doch als ich ihm erzählte: Ihr selbst, mein Kaiser, hättet seine heimliche Zusammenkunft mit Mathildis im Schloßgarten zufällig belauscht und wäret Zeuge gewesen ihres Versprechens; darob außer Euch vor Zorn und Wuth, ließ't Ihr den Gang zu ihren Gemächern scharf bewachen. Dies wirkte, denn hierauf lieh' er sein Ohr meinem Rathe: Eure Hofburg heimlich zu verlassen, wenn auch nur auf kurze Zeit, bis Euer Zorn verraucht sey. Er fand es selbst begreiflich, daß, wenn er länger hier verweile und fortfahre mit seiner heimlichen Minne, gleichsam Euch Trotz bietend,

nicht allein der ungarische Thron, dessen Besitz er mit Eurer Hülfe zu erringen denkt, sondern auch Mathildis Hand, die er nur mit Ungarns Krone auf dem Haupte, in offner Werbung von Euch erbitten darf, für ihn auf ewig verloren sey. Vor Tages Anbruch stieg er zu Rosse, wandte sich gen Süden und ich denke: er soll Eure Wege nimmer kreuzen, wenn Ihr nicht ganz den Muth verloren zu ferneren Versuchen."

Nichts konnte den Kaiser mehr aufreizen, als der leiseste Zweifel an seinem Muthe; sey es in ernster Waffenprobe oder im zärtlichen Minnespiel, und der Pfaffe hatte seine letzten Worte wohl berechnet, die unnatürliche Liebesgluth des Kaisers auf's Neue zu entflammen. — „Du hast recht, Pfaffe," sprach er; — „vielleicht ist heute mir der Zufall günstiger, ich will das Spiel zu Ende spielen." —

Damit gab er dem Beichtiger einen Wink, sich zu entfernen, befahl ihm noch, Sorge zu tragen, daß Mathildis von der Entfernung Chombords nichts erfahre, und verbrachte mit heitrer Miene den ganzen Tag unter seinem Hofstaate.

11.

Als nun wieder die Sterne am nächtlichen Himmel funkelten, saß Mathildis, wie gestern, einsam in ihrem Gemache. Die Luft in demselben war drückend, denn der Tag war heiß gewesen und deshalb hatte sie die hohen Bogenfenster welche die Aussicht nach dem Garten boten, geöffnet. Schon hatte die Glocke die eilfte Stunde verkündet und mit dem letzten Glockenschlage zog auch das peinliche Gefühl ängstlicher Erwartung wieder ein in ihre Brust, und lagerte sich dort zentnerschwer, ihr Herz beklemmend. Sie gedachte des gestrigen Abends, nicht der mindeste Zweifel stieg in ihr auf, daß der nächtliche Besucher nicht

Prinz Chombord geweſen ſey. Sie hatte keine Ahnung, daß der Geliebte die Hofburg ihres Vaters bereits verlaſſen; denn obgleich er ſich den ganzen Tag über ihr nicht gezeigt hatte, ſo gab ſie doch keinem andern Gedanken Raum, als dem: daß er ihr zürne, weil ſie ihn ſo ernſt und kalt von ſich gewieſen. Sie machte ſich ſelbſt Vorwürfe darüber und wenn auch die Stimme des Gewiſſens wohlthuend zu ihr ſprach: ſie habe recht gehandelt, daß ſie ſich des Schlafs erwehrt und ihm wachend entgegengetreten ſey; ſo ließ ſich doch die Stimme der Liebe anklagend in ihrem Herzen vernehmen: ſie hätte wohl die Bitterkeit getäuſchter Erwartung, den Geliebten durch ein Paar freundliche Worte verſüßen können. Deshalb war ſie auch feſt entſchloſſen, ſich zwar auch heute des Schlummers zu erwehren; doch wenn der Prinz erſchiene, wollte ſie ihm freundlich entgegentreten und ihn recht innig bitten: ſie jeder ferneren Prüfung zu entlaſſen und offen ihre Hand und ihren rechtlichen Beſitz von ihrem kaiſerlichen Vater zu erflehen. Mit dieſem Vorſatze, welcher ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen ſchien, begab ſie ſich wieder an die Arbeit und ſtickte emſiger als

jemals an der großen Altardecke. Aber die Faſſung mit welcher ſie den nächtlichen Beſucher zu erwarten ſich vorgenommen, ſchwand gar bald wieder, je lebendiger ſein Bild vor ihre Seele trat; und die Einſamkeit, die Stille die ſie rings umgab, die ſchwüle Luft, die ſie athmete, verſetzte ſie nicht wie ſonſt, in den wohlthuenden Zuſtand behaglicher Ruhe, ſondern jagte heute das Blut in wilden Strömen durch ihre Adern. Bald vermochte ſie es nicht mehr ſtill zu ſitzen bei der Arbeit; unmuthig erhob ſie ſich vom Seſſel, trat an das geöffnete Bogenfenſter und ſchaute ſehnſüchtig hinaus in die Nacht, die, indem ſie mit ihrem Schlummermantel Millionen deckte, doch wieder unzählige lichtſcheue Geſchöpfe ins Leben rief, welche eine eigne Welt bildend, nur im grauſigen Dunkel die Natur belebten. Aber ihr Regen und Treiben war auch ſtill und geheimnißvoll, wie ein Werk der Nacht, und Mathildis fühlte ſich immer beklommener, je länger ſie hinausblickte auf die unheimlichen Bergwälder, die wie Sargtücher ausgebreitet lagen unter dem fernen Horizonte. Schwer und bang aufſeufzend, nahm ſie ihren Seſſel wieder ein, aber unthätig blieb ihre

sonst so fleißige Hand; denn ihr Blick haftete unverwandt auf der, ihrem Sitze gegenüber sich befindlichen Thür. Zwei große, graue Nachtschmetterlinge flatterten zum Fenster herein und umschwebten ihr Haupt erst in weiten, dann immer engeren Kreisen; sie bemerkte es nicht. Aber immer langsamer fühlte sie ihr Herz klopfen und wie von magnetischer Kraft berührt, bemächtigte sich ihrer plötzlich eine unwiderstehliche Neigung zum Schlummer. Da gesellte sich zu den Schmetterlingen, die nicht abließen von ihrem Ringelfluge, noch ein ungeheurer schwarzer Käfer, welcher mit ausgebreiteten Schwingen die grauen Nachtvögel zu verfolgen schien, und sein eintöniges, dumpfes Schwirren, womit er das stille Gemach erfüllte, wirkte betäubend, wie ein Schlummerlied, auf die Prinzessin. Ihre Augenlieder schlossen sich unwillkührlich und ihre Hände ruheten unthätig in ihrem Schooße. Da wurden leise Schritte hörbar draußen auf dem Corridor; der kleine Quedel, der unter dem Stuhle seiner Herrin Platz genommen, regte sich lebendig, spitzte die Ohren und streckte die Vorderpfötchen wie zum Sprunge weit vor sich hinaus. Aber Mathildis schien wirk-

lich schon vom Schlummer so befangen, daß sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig war. Nur leise Athemzüge verriethen ihr Leben, Ohr und Auge aber waren fest geschlossen gegen jeden äußern Eindruck. Dicht vor der Thür waren jetzt die Schritte schon hörbar geworden, schon war ihr letzter Schall verklungen, und eine Todtenstille herrschte wieder, rings nur vom Summen des Käfers und vom leisen Flügelschlage der Schmetterlinge unterbrochen, welche noch immer ihren geheimnißvollen Ringeltanz um das Haupt der schönen Schläferin hielten. Quedel, der kleine treue Wächter, trabte unruhig im Gemache auf und nieder, und als das äußere Schloß schon klirrte an der schweren Eichenthür, erhob er ein lautes, ängstliches Gebell; jedoch Mathildis schlummerte fort, und die grauen Schmetterlinge, von ihrem schwarzen Verfolger, dem riesigen Käfer, zu immer größerer Eile angetrieben, hielten jetzt mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ihren Ringelreihn, und in so engen Kreisen, daß sie fast bei jedem Flügelschlage die goldenen Locken des schönen Hauptes berührten. Ein kluger Blick auf die nächtlichen Schwärmer schien die ängstliche Bewegung des Hündchens noch zu stei-

gern, doch als ob es mit dieſem einzigen Blicke auch die Gefahr erkannt habe, die ſeiner Herrin drohete, war es mit einem mächtigen Satze auf die Lehne des Stuhles geſprungen, in welchem ſie ruhete, und wehrte knurrend und eifrig mit ſeinem lang behaarten Schweife wedelnd das tanzende Nachtgeſchmeiß von ihr ab, das erſchrocken, wie es ſchien, ſcheu und eilig zum Fenſter hinausflatterte. Jetzt berührte er leiſe mit ſeinen Vorderpfötchen die Schulter der Prinzeſſin, von welcher das Nachttuch ſich verſchoben und ſein leiſes Gewinſel weckte nun augenblicklich die Schlummernde, die, wie von den Feſſeln der magiſchen Kreiſe, welche die Nachtvögel um ihr Haupt gezogen, erlöſt, jetzt plötzlich vom Seſſel emporſprang, klaren Sinnes und wie neu belebt. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks geweſen, und als jetzt wirklich die Thür ſich weit öffnete und die halbvermummte Geſtalt des ängſtlich Erwarteten hereintrat, rief ſie ihm mit ſanfter Stimme bittend entgegen: „laß ab von mir, mein theurer Chombord! ich kann auf ſolche Weiſe nicht die Deine werden. — Gieb mir mein Wort zurück und laß mich länger nicht die harte Verſuchung

beſtehen; bring' ehrlich Deine Werbung an bei meinem Vater; wenn er durch ſeine Macht Dir Deinen Thron erkämpft, denn wird auch ſeines Herzens Stimme ſprechen für mein Glück, das nur an Deiner Seite, Du, mein Heißgeliebter, mir erblühen kann. — Du ſchweigſt und ſchmollſt und zürnſt mit mir, und ſollteſt jubeln aus Herzensgrunde, daß mir meine Unſchuld ſo hochheilig iſt, und ich mich inniglich erfreue, der Verſuchung, die ich ſo leichtſinnig Dir zugeſtanden, wie durch ein Wunder, nun zum zweiten Male ſchon entgangen zu ſeyn. — Sprich doch ein Wort — ein freundlich Wort zu mir!" — fuhr ſie bittend fort, und näherte ſich der hohen Männergeſtalt, die ſie der Größe und Kleidung nach für Chombord halten mußte. Doch ſtumm blieb der Angeredete, und als ſie fortfuhr, ihn mit zärtlichem Flehen um Erlaſſung der dritten Prüfungsnacht zu beſtürmen, da wandte er ſein verhülltes Geſicht, ſchüttelte zornig verweigernd ſein Haupt, und verließ das Gemach in heftiger Bewegung. Die Glocke aber vom hohen Dome verkündete Mitternacht.

12.

Wie in vorhergehender Nacht hatte der Kaiſer, voller Unmuth über die getäuſchte Erwartung, ſein Schlafgemach geſucht und wenig Ruhe gefunden auf ſeinem Pfühle. Doch brannte am andern Morgen nur noch heißer die Flamme in ſeiner Bruſt und es bedurfte diesmal nicht des Pater Flavius Zureden, oder ſeiner ſtachelnden Hohnworte, ihn zum dritten Male anzureizen, das Abentheuer zu beſtehen. Denn Mathildis Worte ſelbſt, welche das freie Geſtändniß ihrer Liebe zu Chombord enthielten, hatten in ſeiner Bruſt die wüthendſte Eiferſucht erregt, welche mit ſcharfem Sporn ihn antrieb, ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen. Auch ließ ſich der Prinz nicht wieder

blicken und nach des Paters Aussage befand er sich in weiter Entfernung von des Kaisers Hofburg. Mathildis aber ahnete seine Abwesenheit noch immer nicht; auch sie hatte wenig Ruhe gefunden in der letzten Nacht, und mit ganz verschiedenen Empfindungen, als sie nach der ersten Prüfungsnacht gehegt, erhob sie sich heute von ihrem Lager. Sie gedachte nicht des Morgengebetes, nicht ihrer alten Amme Irmentraut, ihrer treuesten Pflegerin von frühester Kindheit an, deren Erkrankung man ihr wiederholt gemeldet hatte; den muntern Quedel schien sie nicht zu beachten; ihre Kammerfrauen mußten ihr die schönsten Kleider anlegen, den glänzendsten Schmuck durch ihre Locken flechten und wohl noch nie hatten sie so gerechte Ursache wie heute gehabt, über die Ungeduld ihrer Herrin zu klagen. Auch ihnen entging die seltsame Veränderung ihres ganzen Wesens nicht; das leise Zittern, das ihren ganzen Körper durchbebte, der Wechsel ihrer Gesichtsfarbe, die sich oft vom glühenden Roth in krankhafte Blässe wandelte, die kurzen Athemzüge aus beklommener Brust erschienen ihnen als böse Vorzeichen einer herannahenden Krankheit und mit herzlichem Antheil

gaben ſie der Prinzeſſin ihre Beſorgniſſe kund. Doch mit ungewohnter Kälte wurde die Theilnahme der treuen Frauen zurückgewieſen, die ſich gekränkt zurückzogen und ſich in Vermuthungen erſchöpften über die ſeltſame Gemüthsveränderung der ſonſt ſo ſanften, liebevollen Herrin.

Mathildis aber, als ſie ſich allein befand, warf ſich verzweifelnd in einen Seſſel, und ſeufzend rief ſie den Namen des Geliebten in die laue Morgenluft. Bald wurde ihr das trauliche Gemach zu enge, ſie ſprang auf, das Zimmer zu verlaſſen, und als der kleine Quedel, gewohnt, ihr überall zu folgen, mit ihr zugleich die Schwelle überſchreiten wollte, ſtieß ſie ihn unſanft zurück und verſchloß feſt die Thür hinter ihm; denn ſeine Begleitung ſchien ihr heute läſtig zu ſeyn. Sein klägliches Winſeln verhallte ungehört von ihr, denn das Rauſchen ihrer ſeidenen Kleider tönte heute ihrem Ohre lieblicher, und mit raſchen Schritten eilte ſie hinab in den Schloßgarten. Hier glaubte ſie den Geliebten zu finden, ſie mußte ihn ſehen, ihn ſprechen; ſie würde ſeiner wilden Aufwallung, ſeinen zärtlichen Bitten noch ferner muthig widerſtanden haben, aber ſein abſichtliches Ausweichen,

sein stummes Schmollen konnte sie nicht ertragen. Auch nicht das leiseste Wort hatte er in vergangener Nacht auf ihre dringenden Bitten erwiedert; ihr Flehen um Erlassung der dritten Prüfungsnacht, hatte er mit unwilligem Kopfschütteln verweigert; ihr Wort glaubte sie ihm heilig halten zu müssen, wollte sie ihn nicht noch mehr, vielleicht unversöhnlich erzürnen, und so mußte sie ihm denn noch einmal den nächtlichen Besuch gestatten. Aber sie zweifelte, ob sie würde heute im Stande seyn, sich bis zur verhängnißvollen Stunde des Schlummers zu erwehren, da es bis jetzt nur mit Hülfe Quedels, ihres treuen Wächters, gelungen war, ihm im Augenblicke seines Erscheinens, wachend entgegenzutreten. Ja, sie hegte sogar gerechte Besorgnisse, ob sie sich stark genug fühlen würde, auch wenn sie wachend bliebe, den Geliebten von sich zu weisen; denn sie dachte sich ihn in die tiefste Trauer versenkt, von Zweifeln an ihrer Liebe gepeinigt. Sie fühlte selbst ihr ganzes Wesen umgewandelt; die glänzende Pracht der sonnenhellen Frühlingsgegend, erfüllte sie nicht mit reinen, heiligen Gedanken, zunächst ihrem Schöpfer gewidmet; nur des Geliebten männlich schöne Gestalt

war es, die überall ihr vorschwebte, zwischen den üppigen Blüthenbäumen tiefbetrübt dahinwandelnd, oder schlummernd auf schwellender Rasendecke, oder halb versteckt, sie belauschend im dichten Gebüsch. Der unnennbare Drang, der alle ihre Nerven spannte in fieberhafter Aufregung, Leben und Liebe zu saugen aus seinen Blicken, trieb sie unaufhaltsam fort, mit eiligen Schritten, durch die Räume des Schloßgartens, trieb sie hinaus in die schattigen Thäler, auf düstre Felsenhöhen; aber vergeblich schweifte ihr feuchtes Auge über die Fluren; vergebens erschallte ihre Stimme, Chombords Namen rufend, nur das ferne Echo gab ihr äffend Antwort. Schon brach die Dämmerung herein, als sie heimkehrte in die kaiserliche Pfalz; ihre Locken flatterten wild um ihr schönes Haupt, ihr Busentuch hatte ihr der Wind geraubt, ihre Kleider waren vom Dorngesträuch zerrissen — sie hatte es nicht bemerkt; und nur mit Mühe war es einem Hirtenmädchen gelungen, welches sie fast gänzlich erschöpft am Stamme einer Eiche, im düstern Waldgebirge ruhend fand, ihr eine Schaale Milch zur Labung aufzudringen. Der Kaiser hatte schon am frühen Morgen mit seiner Gemahlin und einem großen

Theile seines Hofstaates Goslar verlassen, um den Bau einer, wenige Stunden entfernten Bergveste zu beschtigen und zu leiten, und wurde auch erst am Abende zurückerwartet; deshalb war der Prinzessin Entfernung nur ihren Frauen bekannt geworden, welche in ängstlicher Sorge überall nach ihr gesucht, und sie jetzt freudig empfingen, als sie die düstern Gänge der Pfalz betrat. Doch kaum in ihrem Gemache angelangt, ließ sie sich nur der Kleider entledigen, hüllte sich in ein weißes, leichtes Nachtgewand und befahl den Dienerinnen, sie zu verlassen. Von der ungewöhnlichen körperlichen Anstrengung und der innern Erregung kochte das Blut in ihren Adern, brannte fiebrisch ihre Stirn, und sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken: ein sanfter Schlummer möge ihre Sinne fesseln und sie erlösen von der Qual, die seit ihrem Erwachen sie rastlos verfolgte. Die Stickerei warf sie unmuthig bei Seite; den kleinen Quedel, der bei ihrem Eintritt durch tausend possierliche Sprünge und Schmeicheleien ihr seine Freude zu erkennen gegeben, hatte sie noch keines Blickes gewürdigt, und über das Muttergottesbild, in der Ecke des Zimmers, hatte sie beim Entkleiden das zerfetzte,

ſeidene Kleid geworfen, welches ſo die Heilige gänzlich verhüllte. Das Hündchen zog ſich ſcheu von ihr zurück und verkroch ſich unter dem Betſchemel, nur zuweilen mit klugen Blicken ihre Bewegungen verfolgend. Schon längſt war der letzte Strahl der Sonne entſchwunden hinter dem fernen Waldgebirge, und die Nacht auf ſchwarzem Flügelroſſe nahete ſich eilig.

13.

Mathildis hatte sich weit hinausgelehnt aus dem offenen Fenster und athmete in vollen Zügen den würzigen Duft der Blüthenbäume. Die Stille der Nacht beruhigte allmählig das ungestüme Wogen ihres Herzens und als die eilfte Stunde schon vorüber war, da glaubte sie aus der fernen, dunkeln Geisblattlaube tiefergreifende Töne eines Gesanges zu vernehmen. Bald unterschied sie deutlich Worte, welche die Folter gekränkter Liebe klagend ausdrückten und unnennbare Sehnsucht füllte ihr Auge mit heißen Thränen und leises Beben zitterte durch alle ihre Nerven. Wiederholt hauchte sie den Namen: Chombord, in die Nacht hinaus

und ihr Ruf war Gesang der Liebe und jeder Ton ein Bürge süßer Gewährung. Draußen aber war das Lied verstummt und sie zog sich zurück vom Fenster und die Hände gekreuzt auf den hochwallenden Busen, sank sie auf ihr Ruhebett, dessen Daunenpfühle ihre reizenden Formen wie mit warmen, weichen Armen umschlossen. Hier lag sie, wie die Göttin der Liebe in nachlässiger, leichter Hülle, mit klopfendem Herzen, doch mit nie empfundener Sehnsucht, bebend und harrend auf das Erscheinen des nächtlichen Besuchers. Aber die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten und noch immer ließen sich die gestern noch so gefürchteten, heute aber heißersehnten Schritte auf dem Corridor nicht vernehmen. Die Natur behauptete endlich ihr Recht, und schwach nur kämpfend gegen die Ermattung schlossen sich endlich ihre Augenlieder sanft zum Schlummer. Aber die glühende Phantasie, welche ihre Sinne vom ersten Morgenstrahle an, fiebrisch erregt hatte, fuhr selbst im Traume fort, mit leichtfertigem Pinsel, ihr verführerische Bilder der Liebe vorzugaukeln. Zum offnen Fenster herein quoll ein betäubender, würziger Blumenduft, hielt die Schlummernde in seinen Fesseln

und gab den Bildern ihrer Träume südlich heißes Leben. Sie schlief fest, doch nicht in jener sanften Erstarrung befangen, welche die aufgelösten Kräfte auf's Neue vereint, zu erhöheter Thätigkeit; es war ein Ueberreiz, eine wilde Trunkenheit der Sinne, welche selbst im Schlafe noch den Körper aufgeisselt zu heftiger Bewegung. Bald hatte sie die leichte Decke von sich geworfen; oft streifte ihr voller, schwanenweißer Arm, der Nachthülle entledigt, an der Wand hin, als ob sie das Glanzbild ihrer Träume in Wirklichkeit zu umfassen strebte; und da geschah es denn auch, daß sie bei einer ähnlichen, heftigen Bewegung, das silberne Crucifix, welches über ihrem Lager hing, von der Wand herabstreifte, daß es herabfiel auf ihren Busen, und ein tiefer Seufzer drang, als sie kaum die Berührung des geweihten Kreuzes auf ihrem Herzen empfunden, aus ihrer Brust herauf. Ruhiger wurde nun ihr Schlummer, die üppigen Traumbilder schwanden im grauen Nebel dahin und freundliche Engelsköpfchen tauchten auf aus den dunstigen Wolken, boten ihr einen Kranz von Rosen, umhüllten sie züchtig mit dichten Schleiern und sangen beim Harfenklänge heilge Lieder. Da

faltete sie im Schlummer, wunderbar beruhigt und dankerfüllt, die Hände über der Brust, faßte das Crucifix fest und drückte es brünstig an ihr Herz. Leise war indessen der kleine Quedel an ihr Lager geschlichen und saß jetzt aufrecht, die Vorderpfötchen auf ihr Bett gestützt, als treuer Wächter bei ihr. Doch als nun in demselben Augenblicke draußen Schritte hörbar wurden, lauter und ungestümer als sonst; als die Thür sich angelweit öffnete, und der nächtliche Besucher hereintrat, eilig, mit glühenden Blicken, nach dem Lager schreitend; da erhob der Hund ein so durchdringendes Geheul, daß selbst der Vermummte seine Liebesgluth vergaß und bestürzt zurückwich. Doch bald gefaßt, drang er zornig ein auf das treue Thier, und fuhr es an mit den rauhen, dumpfen Worten: „weich', Bestie! heut' oder nie winkt mir das Glück. Noch schläft sie; doch ein Laut von Dir kann sie erwecken, und dann wehe Dir! es wär' Dein Todeslaut!" Stumm und regungslos blieb Quedel; doch auch der Verführer stand wie bezaubert, im Anschauen der schönen Schläferin versunken, deren engelgleiche Züge durch das schwache Licht der Ampel einen wahrhaft heiligen Aus-

druck gewannen. Nur auf Augenblicke aber schien der Ehrfurcht Fessel den rohen Sinn zu binden, und schon streckte der wilde Wollüstling die nervigten Arme aus, das reizende Unschuldsbild in glühender Umarmung zu umfangen; da sank, indem sie noch mit ihrer rechten Hand das Crucifix fest umklammert hielt, die Linke herab vom Busen und pfeilschnell fuhr das Hündlein darauf los und unter gellendem Gekläff verletzte er mit scharfem Gebiß die zarten Finger so empfindlich, daß Mathildis, vor Schmerz laut aufschreiend, sich hoch empor richtete von ihrem Lager. Als sie aber die vermummte Gestalt erblickte, zuckte sie, wie von jähem Schrecken berühret, zusammen und in die Kniee sinkend, und das geweihte Crucifix weit vor sich hinausstreckend, rief sie mit herzerschütterndem Tone: „Im Namen des gekreuzigten Heilandes! schone meiner und weiche von mir!"

Da fiel der Mantel herab von der hohen Gestalt, mit ihm war jede Spur der höllischen Täuschung geschwunden und der Kaiser stand vor ihr in starrer Vernichtung. Mit dem kreischenden Schreckensrufe: „mein Vater!" sank Mathildis zusammen und das Crucifix entglitt, zu Boden sinkend,

ihrer Hand. Draußen aber erhob ſich ein furchtbarer Wetterſturm, ziſchende Blitze erhellten die Nacht mit entſetzlichem Feuermeer, tauſendfach hallte der brüllende Donner an den Bergen wieder und ein Erdbeben ſchien im Grunde der Veſte zu wühlen, die ſteinernen Mauern aus ihren Fugen zu drängen, die ſtolzen Thürme zu ſchütteln. Der wilde Kaiſer war, wie vernichtet, in die Kniee geſunken; Mathildis aber hatte ſich aufgerafft und eilte, die Hände ringend, im Gemache auf und nieder. Sie wollte beten; aber ihre Sinne verwirrten ſich und ſtatt des Heilands Namen, rief ſie laut nach Chombord, dem Geliebten. Und in feuriger Lohe, die augenblicklich das ganze Gemach mit rother Gluth erhellte, erſchien der Gerufene. Aber nicht mehr der verführenden Schönheit Maske ſchmückte ſein Antlitz; eine Satanslarve grinſte ihr entgegen, der Fürſt der Hölle, im feuerrothen Gewande, ſtand zürnend vor ihr. — „Erkennſt Du Deinen Bräutigam? rief er hohnlachend, mit donnernder Stimme. Mein Spiel iſt verloren, doch auch Du ſollſt nicht triumphiren, ohne ein Wahrzeichen Deines Sieges. — Nie mehr ſoll Deines Leibes Schönheit Liebe erwecken, nie wird

Dein eignes Herz der Liebe Seligkeit empfinden, und ſo lange Blut in Deinen Adern rollt, ſollſt Du der Buhlſchaft denken mit dem Herrn des Abgrunds; drum drück' ich Dir mein feurig Brandmahl auf!" — Und mit hölliſchem Gelächter ſchlug der Fürſt der Finſterniß die ſcharfe Kralle tief in das ſchöne Antlitz der ohnmächtigen Kaiſerstochter. Mit einem entſetzlichen Schmerzensſchrei erwachte ſie; Donnerſchläge erſchütterten die Pfalz, erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach, und in der nächſten Minute herrſchte wieder Stille des Todes rings durch die ganze Natur.

Der Höllenfürſt war verſchwunden und die Glocke vom Dome ſchlug die zwölfte Stunde.

14.

Mit angſtvollem Stoßgebete ſtürzte der Kaiſer aus dem Gemache und rief mit verzweiflungsvoller Stimme durch die langen Gänge nach ſeinem Beichtiger, dem Pater Flavius. Alle Bewohner der kaiſerlichen Pfalz hatte des Unwetters furchtbares Getöſe aus dem erſten Schlummer erweckt und ein unnennbares Grauen hatte ſie erfüllt, als ob ſie die Nähe des Böſen ahneten. Betend lagen ſie auf ihren Knieen oder durchkreuzten heulend und jammernd die Gemächer der Burg, bis die Stille der Nacht wieder eintrat und des Kaiſers weitſchallende Stimme ſie verſammelte im großen Saale. Auf ſein Geheiß eilten ſogleich mehrere Ritter und Pagen nach der Zelle des Paters,

der im allgemeinen Tumulte nicht ſichtbar geworden. Doch mit geſträubtem Haar und leichenblaſſen Geſichtern kehrten ſie Alle zurück, und berichteten dem ungeduldig harrenden Kaiſer: wie ſie den frommen Beichtiger gefunden, am Boden ſeiner Zelle liegend, mit verrenkten Gliedern, das Geſicht im Nacken, ſchwarz und blau gewürgt, ſeine Kleidung verbrannt und kein Athemzug mehr in ſeiner Bruſt. Andere aber trugen die alte Irmentraut, Mathildis Amme, herbei, welche ſie kraftlos auf den ſteinernen Stufen einer Kellertreppe, welche zu den unterirdiſchen Kerkern führte, liegend gefunden, und die ſie um Chriſti willen angefleh't, ſie vor ihren Herrn und Kaiſer zu bringen, dem ſie, zum Heile ſeiner Seele, wichtige Dinge entdecken wolle. Grauenvolle Ahnung durchbebte Heinrich, als er die treue Alte, die ſtets mit ſo vieler Liebe an Mathildis gehangen, vor ſich liegen ſahe in den Armen der Ritter und Pagen, mit gelähmten, ſchlotternden Gebeinen, und mit ſanfterer Stimme, als ſie je von ihm vernommen, befahl er ihr zu reden. Aber kaum vermochte ſie es noch mit matter Stimme zu berichten: wie ſie ſchon ſeit geraumer Zeit der Pater Flavius ver-

folgt, mit dem ſündlichen Anſinnen: ein falſches Zeugniß zu geben wider ihr liebes Pflegkind, Prinzeſſin Mathildis; wie ſie jedoch ſeinem Anmuthen feſt widerſtanden, bis er ſie vor kurzer Zeit Nachts ergreifen und durch vermummte Männer hinabſchleppen laſſen in die Folterkammer, wo er durch die gräßlichſten Qualen, denen endlich ihr Muth unterlegen, ihr genügende Antwort abgepreßt auf ſeine Fragen, die er ſogleich, in ihrer Gegenwart, in ein Pergament verzeichnet. Darauf hatte er ſie, nur nothdürftig mit Brod und Waſſer verſorgt, in einen dunkeln, feuchten Kerker werfen laſſen, wo ſie vom allbarmherzigen Gott ein ſchnelles Ende erfleht. Doch heute, in der Stunde vor Mitternacht, ſey ſie aus unruhigem Schlummer geweckt durch fürchterlichen Donnerſchall, ein Erdbeben habe die wohlverſchloſſene Pforte ihres Kerkers geſprengt, und häufige Blitze ihr den Weg gezeigt nach den obern Räumen des Schloſſes. Da ſey ſie auf Händen und Knieen die Stiegen hinangekrochen, bis zu der Stelle, wo man ſie gefunden, und ihre erſte Bitte ſey geweſen, ſie vor den Kaiſer zu bringen.

Düſter und in ſich gekehrt ſtand dieſer, und

lautlos umringten ihn die Seinen. Wohl einige Minuten waren vergangen im tiefen Schweigen; da fuhr, unter kürzern, röchelnden Athemzügen und mit längeren Zwischenpausen, die Alte mit matterem Tone fort: „bei Gott, dem Barmherzigen! Jesus Christus, seinem Sohne und der Jungfrau Maria, seiner hochgebenedeiten Mutter! schwör' ich's Euch, mein Herr und Kaiser: daß nur der Folterschmerz die Lüge mir erpreßt! schwör' ich's Euch: daß bei Eurer hochseligen Gemahlin Niederkunft ein Kindertausch nie statt gefunden — daß Mathildis Euer rechtes, eheleibliches Kind ist, so wahr ich hoffe auf die Gnade meines Gottes und den ewigen Frieden meiner Seele! Amen!" — Es war ihr letztes Wort; sie hatte ihren Geist ausgehaucht vor des Kaisers Augen, der tief ergriffen, sein Gesicht verhüllend, zurücksank in einen Sessel, und mit stummem Winke seiner Umgebung befahl, ihn zu verlassen.

Indessen hatten die Frauen der Prinzessin ihre Herrin knieend gefunden vor dem Muttergottesbilde, im brünstigen Gebete, ihr treues Hündchen fest an ihre Brust gedrückt. Als sie aber das Gemach, dessen Ampel erloschen war, wieder erleuch-

tet hatten, bebten ſie erſchrocken zurück vor der entſetzlichen Entſtellung ihres ſonſt ſo lieblichen Geſichts. Fünf tiefe, glühend rothe Brandwunden, welche die Klaue des Böſen zurückgelaſſen, hatten die edeln, ſchönen Züge in eine häßliche Larve umgewandelt, deren Anblick nur der reine, himmliſche Blick des Auges, der ihr geblieben, erträglich machte. Aber Mathildis ſprach mit freudiger Ergebung zu den entſetzten Frauen: „was ſchaudert Ihr zurück vor der äußern Larve? hab' ich doch in meinem Innern mich ſelbſt wiedergefunden, wie ich früher war. — Dem Himmel war ich beſtimmt und eitle Weltluſt führte mich dem Böſen in die Arme; eine Todſünde, die kein Prieſter der Welt vergeben darf, hätte ewig mein Gewiſſen belaſtet, wenn nicht mein Schutzgeiſt hier, mein treuer Quedel, mir zum Retter wurde in der höchſten Noth, und meine und meines Vaters Seele treu bewahrte vor ungeheurer Schuld. — Nicht meiner ſchwachen Tugend, ſeiner Hülfe, den ein Engel mir geſandt, verdank' ich meinen Sieg; und triumphiren darf ich dennoch über alle Liſt des Böſen; denn mein höchſtes Gut hab' ich gerettet, und ſelbſt ſein Brandmal, die gerechte

Strafe meiner Eitelkeit, muß ich ihm danken; denn es wird mich schützen bis zum Grabe gegen weltliche Lust und mich fester ketten, als jemals, an meinen Heiland, dem ich ganz mein Herz geweiht." — Hierauf beschenkte sie alle ihre Frauen reichlich mit ihren Gewändern und Kleinodien; doch mit der sanften Ermahnung: sie nicht zu betrachten als eitlen Putz, sondern sie sorgsam zu bewahren als Angedenken an die Schreckensnacht, in welcher ihre Seele gerettet worden vom Verderben. Hierauf entließ sie Alle. — Am andern Morgen aber zog sie in Pilgerkleidung, dicht verschleiert, ihr Hündchen auf dem Arme, aus der kaiserlichen Pfalz, verließ Goslar und wallfahrtete nach einer damals noch namenlosen Stadt, welche ihr Ahnherr, Kaiser Heinrich der Finkler am Fuße des Unterharzes erbaut und welche sie von ihrem Vater, jedoch ohne ihn wiederzusehen, zum Geschenke sich erbitten lassen. Dort befand sich auf einer felsigen Anhöhe eine feste Burg und zugleich ein Frauenstift, dem heiligen Servatius gewidmet; hier wollte sie der Welt entsagen und den Frieden des Himmels in ihrer Brust, ihr Leben enden. Und so geschahe es auch. Sie wurde Aebtissin des Frauen-

ſtiftes und aus Dankbarkeit gegen ihren treuen Beſchützer, nannte ſie Stadt und Stift, vom Tage ihres Eintrittes an: Quedelburg, jetzt unter dem Namen: Quedlinburg, als alte, merkwürdige, vormalige Kaiſerſtadt bekannt. Alle Tugenden einer wahrhaft frommen Frau übte Mathildis hier bis zu ihrem Hinſcheiden, welches nur wenige Minuten ſpäter als das ihres Quedel erfolgte. Er war ihr Schutzgeiſt geweſen in der Nacht ihres Lebens, — er mußte ihr die Bahn zeigen zum ewigen Lichte.

Auf ihrem Stiftsſiegel war ſie dargeſtellt im Ordenskleide, unter einem Thronhimmel ſitzend, in der rechten Hand einen Lilienſtab, in der Linken ein offenes Buch haltend, über ihrem Haupte ein Stern, zu ihren Füßen aber, auf ſeinen Hinterbeinen ſitzend — der treue Quedel. Auch das alte Stadtwappen von Quedlinburg zeigt eine Burg, mit offenem Thore, in welchem der treue Hund als Wächter ſitzt. Selbſt das Grabmal der frommen Mathildis, in der Kapelle zu Goslar, welche als einziger Ueberreſt des ſonſt ſo berühmten Doms ſtehen geblieben, zeigt am Fußende das Steinbild Quedels.

Der Kaiser Heinrich war nach jener grauenvollen Begebenheit in düstere Schwermuth versunken, sein Uebermuth war gebrochen und der einzige Act der Gerechtigkeit, den er in Bezug auf die höllische Täuschung zu üben vermochte, war ein feierliches Begräbniß Irmentrauts, deren Leichnam er in seiner Familiengruft beisetzen ließ, den Körper des Pater Flavius aber ließ er in einer finstern Waldschlucht den Wölfen zur Atzung vorwerfen. Bald darauf begann er seinen Kriegszug nach Lothringen und als er nach Jahresfrist sieglos zurückkehrte nach Deutschland, wo Pest, Hungersnoth und Erdbeben wütheten, starb er nach wenigen Monden, in seiner schönsten Mannskraft, doch lebensmüde und mit sich selbst zerfallen, im Jahre 1056.

Nach jenem verunglückten Versuche, den Kaiser und dessen Tochter in seine Netze zu verstricken. scheint der böse Feind Goslar längere Zeit gemieden zu haben. Doch fanden bald nach jenen Vorfällen die Bürger jener Stadt ein ungeheures, metallnes Becken auf dem Marktplatze, und es verbreitete sich die Sage: der Teufel habe es in der Nacht dorthin getragen, auf daß Diejenigen,

welche Luſt bekämen, ſich ihm zu verſchreiben, durch Anſchlagen an daſſelbe ihn rufen könnten. Auch dies Becken iſt noch auf dem Markte zu Goslar zu ſchauen und ſein Schall iſt wirklich ſo laut und durchdringend, daß er nicht allein eine Stunde weit im Umkreiſe, ſondern auch in den tiefſten Schachten gehört wird, weshalb man ſich auch dieſes Beckens bei Feuersnoth, als Lärmglocke bedient; ob ſein Schall aber wirklich noch den Böſen herbeirufe, will jetzt Niemand mehr verbürgen, obgleich manch ehrlicher Einwohner von Goslar dies noch eben ſo feſt glaubt, als ſein Evangelium.

II.

Die Teufelsmühle.

1.

Eins der schönsten Thäler des wilden Harzgebirges ist unstreitig das Selkethal; denn es vereinigt fast alle Eigenthümlichkeiten seiner Schwesterthäler in sich; es paart das Wilde mit dem Milden und in wunderlicher Verschmelzung hat es das Romantische dem schauerlich Grotesken zugesellt, zeigt es in enger Vermählung düstre Schattenpartieen und freundlich lichte Räume. So stellt es sich jetzt dem Auge dar, in unsrer Brust wohlthuendere Empfindungen erweckend, belebt durch den sanft im Grunde sich dahinschlängelnden Bergbach, welcher es in zwei Hälften theilt und nach dem es seinen Namen führt. Aber vor länger als drei Jahr-

hunderten, (in welcher Zeit jene Begebenheit fällt, welche noch jetzt als Sage im Munde des Harzvolkes lebendig erhalten wird, und die wir hier erzählen wollen,) mag wohl dem Fremden jenes Thal weit eher Grauen, als wohlthuende, freundliche Gefühle erweckt haben, weil seitdem, theils die Hand der Zeit, theils Menschenhand vieles gelichtet und gesichtet, was die Natur, im wilden Triebe, ohne Wahl und ohne Rücksicht auf die zarteren Empfindungen eines verweichlichten Menschengeschlechts, hervorgebracht. Mit dichter Waldung waren zu jener Zeit beide Bergketten bedeckt, sie trugen auf ihren Gipfeln uralte Eichen und Buchen, und riesige Felsspitzen streckten ihre bemoosten Häupter darüber hinaus, weit ins Land lugend, wie ergraute Hünenwächter. Aber doch hatte auch hier, schon damals, die menschliche Betriebsamkeit die wilden Kräfte der Natur gebändigt und zu ihrem Vortheile benutzt. Auch hier in dem unwirthlichen Thale erblickte man hin und wieder Hütten zwischen Felsen eingeklemmt, wo Kohlenbrenner und Holzschläger, nachdem sie ihr saures Tagewerk vollbracht, im Kreise ihrer oft zahlreichen Familien, ein bescheidenes Ruheplätzchen

fanden. Vor Allem aber zeichnete sich die Thalmühle aus, welche ihre Räder durch die Selke treiben ließ, und am Fuße des Schloßberges, auf welchem sich noch jetzt die Veste Falkenstein, eine Zierde des Harzes, stolz erhebt, erbaut war. Der Anblick dieser Mühle verkündete schon einen gewissen Reichthum des Besitzers, und die reinlichen Gehöfte, welche das von Bruchsteinen erbaute Wohnhaus umschlossen, das blanke Hornvieh, das am Ufer des Baches sein Futter reichlich fand, so wie der wohl benutzte kleine Garten zeugten von einer ordnungsliebenden und streng regierenden Hand, welche das ganze erhielt.

Es geschahe also vor länger als dreihundert Jahren, daß am Nachmittage des Johannisfestes, wo die Sonne recht mild und heiter herniederblickte in das rauhe Thal, ein junger Bursche, in ärmlicher, grauer und mehlbestäubter Kleidung, über den grünen Gartenzaun gelehnt, recht sehnsüchtig nach dem Wohnhause des Müllers blickte. Das Gesicht des jungen Burschen war bleich, doch angenehmen Ausdrucks, und ein düsterer Ernst, ein verzehrender Gram, welcher seinen Zügen tief eingeprägt war, contrastirte seltsam mit seiner Ju-

gend. Die rings, durch den schönen Sommertag belebte Natur, schien für ihn ausgestorben; denn regungslos lehnte er am Zaune und starr waren seine Augen nach einem der obern Fenster des Mühlhauses gerichtet; so schien er auch, wie festgezaubert an die Stelle, wo er Fuß gefaßt, sein Auge nicht abwendend vom Fenster, als ob er dort einer Erscheinung harre, es nicht zu bemerken, daß der alte Thalmüller außerhalb des Gartens, den Zaun entlang, sich ihm eilig näherte.

Ja, er fuhr erst dann erschrocken zusammen, als ihm Jener unsanft die gewichtige Hand auf die Schulter legte, und ihm die rauhen Worte ins Ohr rief: „vergönnt mir doch, Herr Ritter von der Windfahne, daß ich auch mit schaûe, was es da droben Absonderliches giebt! Hm! hm!" fuhr er brummend fort — „ich kann nichts gewahr werden, was Euch bewegen könnte, Euch wie ein Mehlsack hier auf meinen Zaun zu lehnen, Steh't Rede! was soll das Gaffen? meint Ihr der Kobold flöge mir ins Haus und wollt meinen Schornstein bewachen? oder zählt ihr die Sperlinge auf dem Dache? Ja zählt nur, zählt! wenigstens die Hälfte der unnützen Brut hab' ich Euch zu dan-

ken; denn seit Eure Mühle nicht mehr klappert, hat sich auf meinem Hofe noch einmal so viel Diebsgesindel eingenistet."

Der junge Bursche hatte den Hut gezogen und ohne besondere Bewegung die harte Rede des Müllers angehört; doch bei dessen letzten Worten spielte ein Zug leisen Hohnes um seine Lippen und mit dem Tone bittern Scherzes erwiederte er ihm: „müßte ich Euch nicht die Kostgänger schicken, nachdem Ihr mir das Brod genommen?"

Da röthete sich aber das Antlitz des alten Müllers in Zornesgluth bis über die Stirn hinauf; und im kreischenden Tone rief er: „ei, mein Heiland! was sagt Ihr da? ich habe Euch das Brod genommen? ich, der ich Kirchen und Klöster bedenke, reichlich an jedem hohen Feste! ich, der ich die Armen speise, dreimal des Jahres, in der ganzen Gegend! ich soll Euer Bettelbrod genommen haben? Ihr Verläumder — Ihr Windsack — Ihr — —"

Ein lautes, kräftiges „Halt!" des jungen Mannes ließ ihm seine Rede nicht vollenden, der mit drohend emporgestreckter Hand ihm näher trat, und ruhiger fortfuhr: „kein Schimpfwort, Meister,

ich möchte ſonſt Euer Alter vergeſſen und ſonſt noch etwas, was mich ſchweigen läßt. — Um aber mein Wort, was ich geſprochen, zu rechtfertigen, bitte ich Euch, zu bedenken, daß ſchon mein Großvater Rupert die Windmühle unten im Thale erbaut, die mit ihren verwitterten Rippen und zerlumpten Flügeln, und der halbverfallnen Lehmhütte dabei, meines Vaters ganzes Erbtheil wurde nach Ruperts Tode; obgleich er Schätze zu finden hoffte, denn der alte Großvater galt für reich und geizig. Mein Vater aber war ein Ehrenmann, er arbeitete wacker, ſein Weib und mich, ſeinen einzigen Sohn zu erhalten, was ihm auch gelang, da er der einzige Müller im Thale war; doch blieb ihm bei der größten Sparſamkeit nichts übrig, die alte Mühle und die Hütte, die's beide gar nöthig hatten, neu zu bauen. Als Ihr nun gar, ich war damals noch ein kleiner Bube, ins Thal einzogt, und dort die ſtattlichen Gebäude von Grund aus neu aufführtet, und Eure Räder klapperten bei Tag und Nacht, da wurde es ſtiller und immer ſtiller bei uns da unten. Die meiſten Kunden wurden untreu, und die wenigen, die uns blieben, konnten wir nicht bedienen nach Wunſche,

weil aus nur gar zu oft im engen Thale die anhaltende Windstille zwang, die Hände in den Schooß zu legen. Da geschah es oft, daß mein herzlieber Vater den alten Ramberg keuchend hinanstieg, und den lustigen Wind, der droben mit seinen grauen Locken höhnend spielte, knieend beschwor, hinabzufahren ins tiefe Thal und seine alte Mühle zu treiben. Doch umsonst; der Wind heulte droben sein muntres Schelmenliedlein in des Greises Ohr; drunten aber blieb's still wie im Grabe, kein leiser Luftzug strich über Buschwerk und Grashalmen und die alte gespenstische Mühle stand unbeweglich im düstern Grunde und rührte die langen Arme nicht, anzuschauen wie ein verwitterter Raubvogel, mit ausgebreiteten Flügeln, fest genagelt am Scheunthor. So geschah es denn auch oft, daß die letzten treu gebliebenen Kunden, mit uns nicht warten wollten auf den Wind und nahmen ihre Kornsäcke, mit der unberührten Frucht, wieder mit und brachten Alles zu Euch in die neue Mühle. Da meinte nun mein Vater noch kurz vor seinem Tode: wenn ihr Euch hier nicht angesiedelt im Thale, so wären seine Kunden ihm auch treu geblieben und hätten, wie sie's Jahre

lang gewöhnt waren, gute Windzeit abgewartet; dann hätte es ihm wohl auch gelingen sollen, sich droben auf dem Ramberge ein leichtes Mühlwerk, mit wenig Kosten anzubauen und aller seiner Noth dadurch zu steuern. Er starb aus Gram um sein verlornes Brod; doch hat er niemals Böses von Euch gesprochen, noch Euch verwünscht und Euren Wohlstand beneidet. Die Mutter folgte ihm gar bald ins Grab und mich ließen sie allein zurück unter den Trümmern ihres Erbes. Die alte Mühle höre ich selten nur noch klappern, seit Ostern gab sie keinen Laut von sich; und weht nun auch zuweilen noch ein günstiger Morgenwind, und liegt mir Arbeit drunten auf der Tenne, da geh ich nur mit Zagen an mein Werk; denn wenn die morschen Flügel sich nur regen, da kracht und schwankt der ganze Bau, die angefaulten Bohlen springen prasselnd auseinander und mit jedem Umschwung des klappernden Rades, fürcht ich den Einsturz des alten Rumpelwerks. — So steht's mit mir! — Nun scheltet mich, Meister, wenn Ihrs vor Gott verantworten könnt. Hab ich ein unwahres Wort gesprochen, wenn ich wiederholte, was mein Vater mir auf dem Todbette geklagt,

was ihn und meine Mutter vor der Zeit ins Grab gebracht?"

Der alte Thalmüller ſtand verlegen vor dem jungen Burſchen; ſein Zorn ſchien verraucht und nach einer langen Pauſe erwiederte er erſt, mit weniger Härte, als vorher: „weiß wohl, Gottfried, Du biſt ein ehrlicher und fleißiger Burſche und trägſt Dein Elend unverſchuldet, wie Dein Vater. Aber was kann ich dafür, daß Dein Großvater ſeine Hoffnung auf den betrüglichen Wind geſetzt, und nicht wie ich dem Bache ſein Werk vertraut. Auch habe ich mich nicht aus eigner Wahl und um Deinem Vater zu ſchaden, hier angeſiedelt; der Ritter Falkenſtein hat mich dazu beredet, und ihm zahle ich meine ſchweren Steuern. Ich bin Dir auch gar nicht abhold, guter Gottfried, und möchte Dir gern zu Deinem Glück verhelfen; nur kann ich's nicht auf die Weiſe, wie es Dein Hochmuth wünſcht. Wer ſelbſt ſein Erbe einen Trümmerhaufen nennt, wem Arbeit fehlt für ſeine rüſt'gen Hände und Brod für ſeinen hungernden Magen, der muß nicht ſein Auge erheben bis zu reichen Meiſterstöchtern, und grollen mit dem Vater, der ſich einen ſeßhaften und an-

geſehenen Eidam wünſcht. Deshalb nahm ich Dich auch nicht in's Haus, als Du Dich anbot'ſt, mein Mühlknappe zu werden und deshalb ſage ich Dir kurz und rund: laß alle Hoffnung auf mein Lieschen untergehn, ſie kann nie die Deine werden; denn ich habe ſie ſchon längſt mit Manneswort und Eid dem Kloſtermüller, drüben beim Minoritenkloſter Hagenrode, zugeſagt. Noch heute gehe ich hinüber zu ihm und bringe Alles in Ordnung, daß ihre Hochzeit gefeiert werden kann am nächſten Sonntage."

„So habt Ihr wirklich Euer Kind verhandelt dem Kloſtermüller, dem Trunkenbolde? O, Lieschen, armes Opferlamm!" rief Gottfried in heftiger Bewegung.

Aber ſchon wieder ſtieg glühende Zornröthe auf des Müllers Stirn empor und mit rauhem Tone fuhr er auf: „laß mir den Eidam ungeſcholten, Burſche! — Liebt er den Wein auch, ſo iſt er doch ein Ehrenmann und hat goldene Pfennige genug, ſeinen Keller zu füllen. Mein Kind wird ſein Weib, und Dir rathe ich, nimmer mehr um mein Haus zu ſchleichen, ſonſt brauche ich mein

Recht und hetze Dich mit Hunden bis nach Deiner Hütte!"

„Verloren, Alles verloren!" rief Gottfried, die Hände ringend und die Blicke zum Himmel erhoben. — „Was soll ich nun beginnen?"

„Dich dem Teufel verschreiben! das ist mein letzter Rath; und nun trolle Dich!" entgegnete mit rauher Gefühllosigkeit der alte Müller, und ging mit zornfunkelnden Blicken nach seinem Hause zu.

Der arme Gottfried aber stand wie vom Blitz getroffen, das letzte Wort des rohen Mannes hatte ihn niedergeschmettert. Endlich erhob er langsam wieder das gesenkte Haupt, starrte mit halb wahnsinnigen Blicken in die tiefe Schlucht hinein, wo seine Wohnung lag, bemerkte es nicht, daß Lieschen mit verweinten Augen oben am Fenster erschien, ihm winkte und Zeichen machte; mechanisch bewegten sich seine Füße, den Bach entlang, auf dem Thalwege fort, bis er endlich eine Stelle erreichte, wo unter einem weit hervorspringenden Felsstücke eine Rasenbank errichtet war. Hier sank er nieder, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

2.

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne ſchon längſt hinter den hohen Bergen untergetaucht, geſpenſtiſche Schatten füllten das düſtre Thal, und noch immer lag Gottfried in ſtummer Verzweiflung unter dem rauhen Felsdache. Seine Thränen waren verſiegt, ſeine Hände eiskalt, und doch raſ'te Fieberhitze durch ſeine Glieder, und wie lodernde Flammen zuckte es ihm durch's Hirn. Grauenvolle Gedanken, ſtiegen, wie hölliſche Geiſter, vor ihm auf und wechſelten in immer ſchrecklichern Bildern. Er ſahe die Thalmühle in Feuer aufgehen, ſich ſelbſt aber mit dem flackernden Brande, der die Bruſt entzündet, Lieschen im Arme, von hoher Felsſpitze hinabſtürzen in die

feurige Lohe. Er sah die einsamen Gräber seiner Eltern sich öffnen, die Leichen emporsteigen aus ihren Särgen, und mit entfleischten Knochenhänden ihm Erde zur Nahrung bieten. Der trunkene Klostermüller aber drehte sich vor seinen Augen im raschen Wirbel, die rosige Braut fest umklammernd, auf einer blumenreichen Wiese, bis Beide, erschöpft vom wilden Tanze, entseelt zu Boden stürzten, und zwei verzerrte Leichengesichter ihn anstarrten aus dem hohen Grase; bis endlich sein Haar sich sträubte, seine Hände in ohnmächtiger Wuth sich tief einkrallten in den Rasen, der ihm zum Lager diente, und er aus keuchender Brust die Worte hervorstieß: „laß ab, Satan! laß ab von mir!“

Da wurde es heller in seinem Innern, mildere Empfindungen zogen ein in sein Herz, wenn auch der Schmerz noch in der tiefen Wunde brannte. Doch auch die ganze Natur begann sich zu lichten vor seinen Blicken. Im reinsten Silberglanze schwamm der Mond im feierlichen Zuge über die Berge, und goß sein Licht herab auf Gräser und Blumen, versilberte mit seinen Strahlen Felsen und Bäume. Gottfried vermochte ruhiger seines

Unglücks zu gedenken, und es war ihm, als sey die Stunde gekommen, in christlicher Ergebung die schmerzliche Abschiedsfeier zu begehen, von seiner einzigen, schönsten Hoffnung. Er hatte sich nicht getäuscht; mit unerbittlicher Eile nah'te der längst gefürchtete Augenblick.

Als er die Augen aufschlug, stand Lieschen vor ihm, wie der scheidende Genius seines prüfungsreichen Lebens, und ihr liebliches Antlitz, sonst so lebensfrisch und heiter, hatte heute der schwere Herzenskummer schon früher gebleicht, ehe noch des Mondes falbe Strahlen die letzten Rosen von ihren Wangen küßten. Lange stand sie schweigend vor ihm und heiße Thränen füllten ihre schönen Augen, als sie ihm in's blasse Gesicht blickte, ihre rechte Hand auf seine fieberheiße Stirn gelegt, die Linke fest auf seine Brust gedrückt, wo ihr sein Herz in schmerzlicher Bewegung ungestüm entgegen schlug.

„Wir müssen scheiden, Gottfried, und auf ewig!" begann sie endlich, tief aufseufzend; er aber brachte kein Wort hervor; obgleich sich seine Lippen krampfhaft bewegten. Nur seine Augen hingen unbeweglich fest an ihren Zügen, als wolle

er mit Flammenblicken das liebe Bild auf ewig hinunterziehen in sein todtes, wundes Herz.

„Wir müssen scheiden, Gottfried, denn der Vater will's also!“ ließ sie nach langer Pause, mit unterdrücktem Schluchzen, wieder sich vernehmen. Aber auch jetzt versagte ihm die Zunge wieder den Dienst; er konnte nicht antworten, heiße Thränen füllten sein Auge, er mußte es abwenden von dem geliebten Bilde, und weinend wie ein Kind, barg er sein Gesicht an ihrem Busen. Sie setzte sich zu ihm auf die Moosbank, mit inniger, natürlicher Zärtlichkeit trocknete sie mit ihrem weißen Schürzchen seine nassen Augen, und theilte ihm mit: wie es ihr gelungen, nachdem ihr Vater zum Klostermüller nach Hagenrode gegangen, von wo er erst morgen am Tage zurückkehren werde, unbemerkt die Mühle zu verlassen; obwohl Knappen und Mägde sie scharf bewachten. Wie sie den ganzen Weg herauf im dunkeln Thale wohl hundert Mal seinen Namen in die stille Nacht gerufen und wie sie ihn endlich gefunden auf der Moosbank, die er ihr zum Ruhesitz erbaut, wenn der Sonntagabend sie hier zusammen geführt. Dann schilderte sie mit lebendigen Worten das

Grauen, das ſie vor dem Bräutigam fühle, und wie ſie ein kindliches Opfer bringe, ſein Weib zu werden; da ihr Vater dem Kloſtermüller ſchwer verſchuldet ſey, der ihm viel Geld geliehen zum Baue ſeiner Mühle, und daß ſie ihrer Mutter auf dem Sterbebette verſprochen, ihres Vaters Willen, als ein frommes Kind, ſtets zu erfüllen; daß ſie aber fühle, in tiefſter Seele, wie ihr Lebensſchiffelein wohl bald im Hafen der Ruhe landen werde; denn wenn ſie nur daran denke, den verhaßten Bräutigam zu umarmen, ſey es ihr, als ob ſie den Tod umfaſſen müſſe. — So plauderte ſie noch lange fort, ihr Köpfchen auf ſeine Schulter gelehnt, und Gottfrieds Stirn brannte immer heißer, und ſeine Gedanken ſchweiften in nächtlicher Ferne. Als ſie aber nun wieder auf's Neue begann, und mit inniger Rührung der Tage ihrer Kindheit gedachte, die ihnen vereint dahin geſchwunden unter heitern Spielen, wobei ſich die heiße Liebe eingeſchlichen in ihre Herzen; da umfaßte er ſie wild und krampfhaft mit ſeinen Armen und verſchloß ihr den Mund mit glühenden Küſſen, daß ſie, erſchreckt durch ſeine ungewohnte Wildheit, mit einem Angſtſchrei aufſprang von ihrem Sitze und, ſanft

ihn zurückdrängend, ausrief: „ei, was beginnst Du, Gottfried; willst Du mich durch Deine Wildheit noch kränken in der Abschiedsstunde? — Laß uns christlich scheiden" — fuhr sie sanft bittend fort — „frommen Herzens und reinen Gewissens, daß uns die Erdendecke hier einst leichter werde und droben einst das Wiedersehen freudenvoll."

Er aber schlug ein gellendes Gelächter auf, daß es höhnend hundertfältig wiederhallte durch Berg und Wald, und die rechte Hand in seine Brust gekrallt, daß sie blutete, erwiederte er ihr mit rauher Heftigkeit: „wohl Dir, Du fromme Maid, daß Du so christlich scheiden kannst; ich kann es nicht und will's auch nicht! Dein Vater gab mir heut' weit bessern Rath —"

„Ja, der Vater meint's nicht so bös mit Dir!" fiel sie, ihm näher tretend und ihn beruhigend, in's Wort. „Er sagte noch, ehe er mich verließ, Du thätst ihm leid, um Deiner Armuth willen; doch wenn Du hier bliebst, kämst Du nimmer auf einen grünen Zweig. Er könnte Dir nur rathen, in die Welt zu wandern, und dort Dein Glück zu suchen. Er wollte Dir auch ein Briefchen geben an einen weit entfernten Freund im Meiß-

nerlande, der drei schöne Mühlen dort besitze, der Dich gern aufnehmen werde als Knappen; Du möchtest nur dies Thal hier bald verlassen. Und ich selbst" — fuhr sie schüchtern fort — „wollte Dich herzlich darum bitten, von hier fort zu ziehen; denn wenn ich Dich in meiner Nähe weiß, oder gar zu Zeiten zu Gesicht bekäme, da könnt' ich meine Pflichten nicht mehr treu erfüllen, würde mit Gott hadern und mein Unglück schwerer nur empfinden."

Gottfried hatte, in düstres Hinbrüten versunken, ihre Rede ruhig mit angehört, und erwiederte in dumpfem Tone: „Dein Vater, frommes Kind, gab heut' mir einen bessern Rath, und wenn ich den befolge, bedarf ich seines Briefleins nicht an seinen Freund; dann hilft ein Anderer mir, der Macht und Gold im Ueberflusse hat, mein jämmerliches Loos zum Glück zu wenden. Sag' Deinem Vater nur, sein letztes Wort sey mir in's Herz gebrannt, und habe mein Gehirn entzündet; auf sein Gewissen wälz' ich alle Schuld, wenn mich die wilde Gluth verzehrt. — Du aber, Lieschen, Du bist mein — mein — mein! und bald siehst Du mich wieder!" Stürmisch zog er

sie an seine Brust, seine glühenden Küsse brannten wieder auf ihren Lippen; dann riß er sich gewaltsam los, und eilte, als ob er vor sich selbst entfliehen wollte, die dunkle Schlucht entlang.

Lieschen aber stand noch lange wie betäubt, und blickte mit zerrissenem Herzen dem Geliebten nach, der durch sein seltsam wildes Wesen, durch seine räthselhaften Worte, die schrecklichsten Besorgnisse in ihr erregt hatte, und erst als der Thurmwächter von Falkenstein die eilfte Stunde verkündete, raffte sie sich zusammen und wankte erschöpft und tiefbetrübt nach ihrer Wohnung.

3.

Kaum aber war Gottfried, in wilder Flucht, einige hundert Schritte weit gelaufen, als er keuchend anhielt und Athem schöpfend, in trostloser Verzweiflung um sich blickte. Der Mond war niedergesunken hinter ferne Berge, und sendete nur noch ein schwaches Zwielicht in's Thal herab, das die Gegenstände rings umher, nur in ungewissen, seltsamen Formen erscheinen ließ. Graue Nebelwolken tauchten hier und da, aus dem feuchten Grunde, auf, huschten wie Geister am nächtlichen Wanderer vorüber, dehnten sich aus vor seinen Blicken zu Riesengestalten und zerflossen spurlos am fernen Saume des Waldgebirgs. Ein borstiger Eber brach grunzend durch's niedre Gesträuch

und ging, die Erde aufwühlend mit seinen Hauern, der Asung nach; Fledermäuse und Eulen schwärmten durch die Nacht, und weckten das Echo mit widerlich gellendem Zuruf. Aber auch leblose Gegenstände schienen sich lustig zu regen ringsum; graue Felsenhäupter nickten ihm höhnend zu mit wunderlichen Fratzen; alte, bemooste Baumstämme, die Sturm und Blitz zu Boden geschmettert und der Kronen beraubt, richteten sich behende auf und trippelten als gebückte Männlein, ohne Kopf, neben Gottfried her. Die Baumwurzeln aber, die zahllos seinen Pfad durchschnitten, krümmten sich zusammen, sobald sein Fuß sie berührte, und streckten ihm zischende Schlangenhäupter entgegen mit funkelnden Augen. Dies Alles spornte den Unglücklichen an, seine Schritte wieder zu verdoppeln und schweißtriefend kam er endlich in der Nähe seiner Mühle an. Da stand das alte verwitterte Gebäude vor ihm, wie ein grauer, riesiger Erdgeist, heraufgestiegen aus nächtlicher Grotte, und der traurige Anblick des wankenden Trümmerhaufens weckte all' die bittern Empfindungen wieder in seiner Brust, entzündete auf's Neue die Flamme der Verzweiflung in seinem Hirn.

„Heiſa, du greiſe Nachteule!“ rief er wild die geſpenſtiſche Mühle an; — „warum regſt du nicht die faulen Fittige? – Flieg' auf, auf, hoho! flieg' auf, zum Gipfel des Rambergs hinan; dort heult ein luſt'ger Wind dir um die Ohren, der wird dich wecken aus deinem Todtenſchlafe, altes, klapperndes Gerippe.“ – Da drang, wie bange Geiſterklage, ein herzergreifender, langgehaltener Jammerton durch die grauen Bretterwände der Mühle bis zu Gottfried herüber, der an der halbverfallenen Wand ſeiner Lehmhütte lehnte und ſchaudernd erbebte, als der Klageton ſein Ohr berührte. Doch bald wieder gefaßt, fuhr er fort, im dumpfen Tone vor ſich hin zu murmeln: „ich kenne Deine Grabesſtimme gar wohl, alter Graukopf! was wandelſt Du noch herum in dem verdammten Getrümmer, daß Dich langſam verhungern ließ, Dich und die arme Mutter. Leg' Dich nieder in Deine Grube und ruhe aus von Deinem Erdenſorgen: kümmere Dich nicht um Deinen Sohn, der iſt verloren, er mag rechts gehen oder links. Du haſt mich Gottfried taufen laſſen, doch Gottes Frieden wich ſchon längſt aus meiner Bruſt und alle guten Keime ſind vertrocknet, die Du hineinge-

pflanzt. Der Name Gottfried taugt nicht mehr für mich; drum will ich mich umtaufen laſſen und der ſchwarze Herr Gevatter, wird mir ſchon einen Namen beilegen, der für mich paßt. Des alten Müllers Rath iſt gut, mir bleibt ja doch auf Erden keine Hoffnung mehr, was ſoll ich zaudern, mich ins Höllenreich zu ſtürzen, wenn mich mein frommer Glaube hier verderben läßt. Halloh!" ſchrie er wieder mit heiſerer, verzweiflungsvoller Stimme in die Nacht hinaus; — „Herauf Du Vater der Lüge! herauf Du Fürſt der Finſterniß! Satan, Teufel, Lucifer, herauf! ich will Dein Sohn ſeyn; taufe mich!" und ohnmächtig ſtürzte er zuſammen, gänzlich erſchöpft von der furchtbaren Aufregung aller ſeiner Geiſtes- und Körperkräfte.

Als er wieder erwachte, befand er ſich auf dem Strohlager, im Innern ſeiner elenden Hütte. An ſeiner Lampe brannte ein blaues Flämmchen, welches mit grellem Lichte das dürftige Gemach erleuchtete. Vor ihm aber ſtand eine hohe Mannsgeſtalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, von den Schultern bis zur Ferſe. Der magiſche Lichtſchein, welcher den engen Hüttenraum erfüllte, ließ

die Züge des Fremden nicht allein deutlich hervortreten, sondern belebte sie auch seltsam und schauerlich. Die Nase bog sich, wie ein Adlerschnabel über einen großen Mund herab, mit scharfen, spitzen Zähnen angefüllt, die Lippen zusammengeklemmt von dem weit hervorstehenden und aufwärts strebenden Kinne. Seine Augensterne rollten wie feurige Räder, grünlich schillernd, auf schmutzig weißem Grunde, unstät in ihren Höhlen und zuweilen schien es, als ob knisternde Funken daraus hervorsprühten, die sich in wunderlichen Kreisen dreh'ten und tanzten, wie leuchtende Würmer. Die Farbe seines Gesichts aber war erdfahl und in seinen Mienen sprach sich die Tücke des Tigers, die Blutgier der Hyäne, die Freundlichkeit der Katze und die List des Fuchses aus. Ein breitgekrämpter Hut, mit einer einzigen Hahnenfeder, deckte sein Haupt, und unter seinem Mantel trug er reiche, bürgerliche Kleidung von schreienden Farben. Wie im heftigen Fieberfroste, schauderte Gottfried zurück, als er erwachend, den Fremden anstarrte mit weitaufgerissenen Augen, und eine entsetzliche Ahnung, die wie im Todeskampf sein Herz zusammenschnürte, flüsterte ihm zu: der

Fremde ſey auf ſeinen Ruf erſchienen. Dieſer aber begann mit einſchmeichelnder Stimme und vertraulichem Weſen: „ich hatte mich auf nächtlicher Wanderung verirrt im wilden Thale, und als ich endlich das Hüttlein hier erblickte, beſchloß ich, mir ein Obdach zu erbitten, bis zum Morgengrauen, von der Bewohner Gaſtfreundſchaft. Doch als ich näher trat, fand ich Dich, junger Freund, im naſſen Graſe, halbentſeelt, und trug Dich flugs auf Deine Lagerſtätte, entzündete Dein Lämpchen und meiner Kunſt, die ich im fernen Welſchland lernte, gelangs mit leichter Mühe, durch meine Fingerſpitzen den erloſchnen Lebensfunken in Dir aufs Neue anzufachen. So wirſt Du's nicht verkennen, daß Du mir Dein Leben dankſt; denn führte mich ein Zufall nicht in Deine Nähe, ſo hätte draußen Dich der gift'ge Thau getödtet."

„O, wär's geſcheh'n, mir wäre wohl und leicht!" ſtöhnte Gottfried beklommen und wendete ſich dann unwillig zum Fremden, indem er fortfuhr: „begehrt nicht, daß ich mich bedanken ſoll, für Euern Dienſt; der giftige Thau wäre mir willkommnene Arznei geweſen und hätte mich geheilt von allem Elend. — Doch ſagt mir nun,

wer seyd Ihr, Herr, und was führt Euch in unser rauhes Thal?"

„Ich bin ein Baumeister, lieber Sohn," erwiederte der Andere freundlich grinsend — „und kam ins Thal um Deine Noth zu enden. Ein einz'ger Blick auf Dein gebrechlich Erbe verrieth mir Deinen Kummer; sollst eine neue Mühle haben, Söhnlein, ein Wunderwerk von einer Mühle, dergleichen nicht im ganzen Harz zu finden; von Steinen fest erbaut, hoch oben auf des Rambergs Gipfel, wo Tag und Nacht unaufhörlich der immer wechselnde Wind die schlanken Flügel dreht. Sollst sie haben, Männlein, schon in der nächsten Nacht, wenn Du mir vertrauen willst."

„Eine steinerne Mühle — hoch auf dem Ramberg droben — und fix und fertig schon in der nächsten Nacht —" wiederholte Gottfried in abgebrochenen Sätzen, mit leuchtenden Blicken und sprang, wie neu belebt, von seinem Lager empor. — „Ha! wie würde der stolze Thalmüller staunen und vor Neid die Gelbsucht an den Hals sich ärgern, wenn er den Wunderbau erblickte, und mich darin, als Herrn und Meister waltend, mit rühriger Hand, früh und spät. Und wenn im

Winter ihm der Bach gefriert, die Sommerhitze ihn vertrocknet, und er muß feiern, klappert lustig droben doch mein Mühlwerk fort, und all die alten Kunden ziehen wieder bei mir ein; dann kann er mir sein Lieschen nicht verweigern; dann muß er mir die Hand zur Sühne bieten. — Juchhei! geht rasch ans Werk! baut mir die Mühle droben und ich will Euer seyn mit Leib und Seele!"

„Hihi! Du hast's getroffen, wackres Bürschlein!" entgegnete der Fremde mit unterdrücktem Hohnlachen. „Jeder Meister ist seines Lohnes werth und weil ich Dich lieb habe, fordre ich nicht Geld noch Gut von Dir; ich will Dich selbst, mein Söhnlein, Du sollst mein eigen seyn nach dreißig Jahren; dann bist Du lebenssatt und hast Dein Glück genossen. Hier ist der Pakt, ein Wörtlein nur mit Deinem Blute verzeichnet, Dein Name fehlt nur noch, der unsern Bund besiegelt." Hiermit legte er ein entfaltetes Pergament auf den Tisch und faßte Gottfried bei der Linken; dem sich jetzt, bei der Berührung des fürchterlichen Gegners, das Haar emporsträubte und das Herzblut erstarrte, aber die steinerne Mühle droben auf dem Ramberge, stolz die Harzgebirge überschauend,

ſchwebte immerfort vor ſeinen Augen und ihr lok-kendes Bild betäubte die bangen Mahnungen ſei-nes Herzens, beſchwichtigte die Angſt ſeiner Seele, und ſeine Ungeduld, das Wunderwerk ſein Eigen-thum zu nennen, war ſo groß, daß er dem hohn-lachenden Baumeiſter noch dringend die Bedingung ſtellte: die Mühle müſſe in nächſter Nacht begon-nen und vor dem erſten Hahnenſchrei ſo ganz voll-endet ſeyn, daß auch nicht das Mindeſte daran fehle, ſonſt ſey er ſeines Paktes quitt.

Der Fremde, der ſeiner Sache mehr als gewiß zu ſeyn ſchien, bewilligte mit einem pfeifenden La-chen auch dieſen Punkt, und mit einem metall-nen Griffel öffnete er jetzt am linken Handgelenke Gottfrieds eine Ader, und dieſer unterſchrieb mit ſeinem Blute, zitternd zwar, doch umgaukelt von den lachendſten Bildern einer glänzenden Zukunft, den hölliſchen Contrakt.

Kaum aber war dies geſchehen, ſo waren der Fremde und das Pergament ſpurlos verſchwunden, die Lampe erloſchen im öden Gemache, und drau-ßen dämmerte in grauer Ferne der Morgen.

4.

Die heitre Morgenſonne hatte ſchon geraume Zeit das Laubholz droben auf den Bergesrücken mit ihren Strahlen durchbrochen und vergoldete die Wipfel der Bäume, als Gottfried noch immer wie bewußtlos auf ſeiner Strohmatte lag, auf welche er erſchöpft niedergeſunken war, Ruhe zu ſuchen nach der ſchrecklichen Nacht. Er fand aber keinen erquickenden Schlummer; wilde, entſetzliche Träume ſchreckten ihn oftmals empor, und wenn er die Augen öffnete, glaubte er gräuliche Geſtalten zu ſehen, die einen hölliſchen Reigen tanzten um ſein Lager. Endlich aber, als ſchon die Mittagsſonne, im vollen Glanze, durch die trüben Scheiben der elenden Hütte blickte, raffte er ſich

gewaltsam empor und wankte wie ein Träumender umher. Nach und nach erst kehrte ihm das Bewußtseyn zurück, und die klare Erkenntniß des entsetzlichen Frevels, den er begangen, stieg in ihrer ganzen Furchtbarkeit klar in seiner Seele auf. Todesangst ergriff ihn; er wollte sich überreden: Alles sey nur ein böser Traum gewesen; aber die frische Wunde an seiner linken Hand, die noch empfindlich brannte, sprach laut für die Wirklichkeit des Geschehenen. Fromme Gottesfurcht, Vertrauen auf den allgütigen Schöpfer, hatten ihm die armen, nothleidenden Eltern, selbst auf dem Sterbelager, auf welches Kummer und harte Entbehrung sie frühzeitig schon gebettet, dringend empfohlen, und Beide waren, obwohl sie sich ihr ganzes Leben hindurch der so oft inbrünstig erflehten Hülfe der Vorsehung, selbst nur in sehr geringem Maaße erfreut hatten; doch mit dem Bewußtseyn eines festen Glaubens, und mit der tröstenden Hoffnung eines bessern Jenseits, ruhig entschlummert. Er aber hatte schon im Lenze seines Lebens dem Gottvertrauen freventlich entsagt, und die letzte zertrümmerte Hoffnung seiner heißen Liebe hatte ihn wilder Verzweiflung Preis gege-

ben. Die Hände ringend, ging er in der Hütte auf und nieder, und innig ſeine Frevelthat bereuend, wollte er betend Gottes Gnade erflehen, doch umſonſt; alle die frommen Worte, die ihn als Kind ſchon die Mutter gelehrt, waren ſeinem Gedächtniſſe ſpurlos entſchwunden. Er wagte es nicht, hinauszutreten in die freie Gottesluft, denn die herrliche Natur, mit allen Reizen eines heitern Sommertages geſchmückt, predigte laut die Güte des allmächtigen Schöpfers, und ihr Anblick drückte ſcharfe Dornen in die Bruſt des Abtrünnigen. Keine Nahrung kam über ſeine Lippen und wie ein Mörder, der dem Beile des Henkers verfallen iſt, in immer ſteigernder Todesangſt dem nächſten Morgenlichte entgegenharrt, das ihm den letzten Pfad beleuchten ſoll zum Schaffott, ſo erwartete er in fürchterlicher Qual die einbrechende Nacht. Und ſie brach herein, mit allen Schauern ihres unheimlichen Gefolges, die mit eiſiger Hand die Stien des Frevlers berühren und Freſt hauchen in die Gebeine des Sünders. Auch Gottfried fühlte ſich ergriffen vom ſchüttelnden Fieberfroſte und mit immer raſcheren Schritten, mit immer ſteigender Angſt maß er das kleine Gemach. Er

hatte die Lampe entzündet, um die gespenstigen Gestalten zu verscheuchen, die ihn im Dunkel umschwirrten. Draußen deckte schon tiefe Finsterniß das öde Thal, und bange Stille herrschte im tiefen Grunde. Droben aber auf dem Gipfel des Rambergs hatte sich ein seltsames, weithinschallendes Getöse erhoben. Heulende Stimmen mischten sich mit dem prasselnden Geräusche stürzender Bäume, das Klingen des schweren Eisenhammers mit dem Donnerschalle gesprengter Felsen, und wie in ferner, gespenstischer Oberwelt, regte sich's droben geschäftig mit tausend thätigen Armen. Gottfrieds Blut erstarrte, und er bemerkte es nicht, daß durch die dumpfen, verworrenen Töne des fernen Getöses leichte Schritte hörbar wurden dicht vor seiner Hütte. Erst als die niedre Thür sich öffnete und Lieschen schreckenbleich hereinstürzte, fuhr er entsetzt empor, schlug die Hände verzweifelnd vor's Gesicht, und schrie im Tone des tiefsten Jammers ihr entgegen: „laß ab, laß ab von mir, Du fromme Maid, ich bin verdammt auf ewig."

„Gottfried!" begann Lieschen athemlos und mit bebender Stimme: „höre mich bei Deinem Seelenheil! Mein Vater sendet mich zu Dir, der

krank liegt und in tiefer Kümmerniß. Er kehrte heute ſpät von Hagenrode wieder; der Kloſtermüller dort iſt eines entſetzlichen Todes geſtorben, im Trunke iſt er in den Mühlgraben geſtürzt und die Räder haben ihn zermalmt. — Der Anblick des entſtellten Leichnams hat nun meinen Vater ſo erſchüttert, daß er ſeinen Starrſinn bereut, mit dem er mich dem Trunkenbolde opfern wollte; ſein Herz iſt verſöhnt mit Dir; er bereut von ganzer Seele den entſetzlichen Rath, den er Dir gegeben, und der, wie Deine dunkeln Worte mir verriethen, fruchtbaren Boden gefunden in Deiner Bruſt. Du ſollſt ihm verzeihen, läßt er Dich bitten, ſollſt wacker bleiben und fromm, ſollſt in die Fremde ziehen und nach drei Jahren wiederkehren, um mich heimzuführen.“

Ein furchtbarer Donnerſchlag droben auf dem Ramberge, als ob ein Fels zuſammenſtürzte, unterbrach ihre Worte, und fromm ſich bekreuzend, ſtammelte ſie entſetzt: „Gott ſey uns gnädig! der finſtre Harzgeiſt geht zürnend über die Berge.“

Doch mit gellendem Gelächter entgegnete Gottfried: „der Teufel iſt's, der meine Mühle baut! Du kommſt zu ſpät; denn Deines Vaters guter

Rath ist schon befolgt, der Hölle bin ich eigen mit Leib und Seele!"

Mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens stürzte Lieschen zu Boden, und wie im wilden Wahnsinne seine Kleider zerreißend, sein Haar zerraufend, stürmte Gottfried hinaus in die Nacht. Die Gräber seiner Eltern lagen einsam im Schatten reichbelaubter Fliederbüsche hinter der Mühle; es zog ihn unwiderstehlich dorthin; es war ihm, als ob er auf ewig Abschied nehmen müsse von den theuren Hügeln. Trostlos warf er sich darauf nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, drückte seine fieberheiße Stirn in den thaufeuchten Rasen und rief im Ausbruche herzzerreißenden Jammers: „Herauf, herauf, aus Euern Gräbern! — Vater — Mutter — wacht doch auf! es ist ja Euer Gottfried, der Euch ruft in seiner höchsten Noth! — Hört! hört! ich will ja sterben auf der Stelle; mein Leben, meine Liebe will ich lassen; ach, bergt mich doch in Eurer Gruft, an Eurer Brust, in Eurem Sarge laßt mich ruhen, und rettet meine Seele vor dem Bösen!"

Da zitterte es, wie leiser Harfenton durch die riesigen Flügel der alten Mühle, und als Gott-

fried ſich aufraffte von den Gräbern, hielt er ein kleines, hölzernes Kreuz in der Rechten, welches er einſt in kindlicher Liebe, zwiſchen die Raſenhügel, unter welchen die guten Eltern ruhten, eingeſetzt, und welches jetzt, ihm ſelber unbewußt, in ſeiner Hand geblieben. Noch immer tönten die leiſen, harmoniſchen Klänge fort und ſchienen wohlthuend einzudringen in Gottfrieds zerriſſenes Herz; er hielt das Kreuz hoch empor, mit ſeinen Händen umklammert, und ſtürzte fort, unaufhaltſam den ſteilen Ramberg hinan, als ob er droben um ſeine Seele einen rüſtigen Kampf beginnen wolle mit dem Böſen. Je höher er ſtieg, deſto fürchterlicher ſchallte das Getöſe der hölliſchen Werkmeiſter in ſeinen Ohren, und als er beinah den Gipfel des Berges erreicht hatte, da verſagten ihm ſeine Füße den Dienſt. Er war, an einen Baumſtamm ſich klammernd, in die Kniee geſunken, und ſtarrte wie gebannt, das nächtliche Treiben an, das im röthlichen Schein der Schmiedefeuer, die hoch auflohderten, vor ſeinen Blicken lebendig ſich geſtaltete. Mit Zauberſchnelle war der Rieſenbau emporgeſtiegen, und nahete bereits ſei-

ner Vollendung. Grauſenerregende, wilde Geſtalten hatten mit Axt und Säge den dicht bewaldeten Gipfel des Berges gelichtet, und im freien Raume erhob ſich jetzt, wie ein eherner Rieſe, die ſteinerne Mühle. Erdgeiſter mit grauen, verwitterten Geſichtern, hatten als Steinbrecher gearbeitet, und was dem menſchlichen Auge unmöglich ſchien, ſpielend vollendet. Andere hatten den Grund gegraben, die ungeheuren Steinblöcke eingefügt und ſorgſam die Mauern gerichtet. Schwarzberußte Geſellen mit feuerſprühenden Augen, arbeiteten luſtig unter wilden Geſängen in ihrem Elemente und fertigten auf klingendem Ambos, mit centnerſchwerem Hammer das nöthige Eiſenwerk. Tannenhohe Enaksſöhne, hatten bereits die coloſſalen Flügel eingeſetzt, und grünlich ſchillernde Spinnen, deren giftgeſchwollene Leiber ſich ausdehnten bis zum Umfange eines mäßigen Keſſels, arbeiteten fleißig, den Flügel ein dichtes, künſtliches Gewebe einzufügen; droben auf dem Gipfel aber, regten ſich unter muntern Geſängen rührige Zwerggeſtalten und deckten mit gebrannten Steinen das Dach. Unter allen den unzähligen Werkleuten aber, zeigte ſich der düſtre Meiſter bald hier, bald dort, und

leitete mit ſtrengem Zuruf und befehlendem Winke den Wunderbau. Noch immer lag Gottfried auf ſeinen Knieen und ſtarrte das Zauberwerk an, deſſen grauſiger Anblick, heute in der Wirklichkeit, vernichtend auf ihn wirkte, obgleich deſſen phantaſtiſches Bild noch in vergangener Nacht wilde Luſt in ihm erweckte. Noch immer hielt er das hölzerne Kreuz feſt an ſeine Bruſt gedrückt und nur zuweilen drangen unartikulirte Töne über ſeine Lippen, welche wie der gräßliche Gnadenruf eines unter Mörderhand Erliegenden, ſchauerlich die Nacht durchdrangen. Da ertönte wie Löwengebrüll urplötzlich die Stimme des hölliſchen Meiſters: „Huſſah! ihr faulen Geſellen! Im Fluge den Mühlſtein herbei, raſch, eingeſetzt; dann wird's vollendet ſeyn! hoho! huſſah!“ Und mit weithinausgeſtrecktem Arme deutete er nach der Gegend, wo Gottfried lag im dichten Gebüſch. — Kein Wort war dieſem entgangen, und als ob er ſeinen letzten Athemzug aushauchen ſollte, ſchnürte ſich ihm die Bruſt zuſammen. Troſtlos irrte ſein Auge umher, ob unter all den finſtern Geiſtern keine Lichtgeſtalt zu ſeiner Rettung ſich zeige; doch vergebens. Sein Blick aber haftete ſtarr und unbe-

weglich auf dem Mühlsteine, dem wichtigsten Schlußringe, der noch mangelte zur gänzlichen Vollendung des Gebäudes, und wie von höherer Macht mit übermenschlicher Kraft durchdrungen, warf er sich auf den Stein, der dicht an seiner Seite an einem jähen Abgrunde lag und stürzte ihn donnernd hinab in die unermeßliche Tiefe; er selbst aber, mit der Rechten an Klippen und Gesträuch sich klammernd, mit der Linken das Kreuz hoch über seinem Haupte erhebend, stürmte ihm nach auf todesgefährlichem Pfade. Ueber ihm aber erhob sich ein Wetterbrausen, daß der alte Berg erzitterte und tausendstimmiges Geheul zerriß die Luft. Wuthschäumend stieß der gräßliche Meister wilde Zornesworte hervor und fuhr auf unsichtbaren Schwingen hinab, dem rollenden Steine nach. Doch erst am Fuße des Berges, nah an der Hütte, gelang es ihm, denselben zu erfassen, mit eherner Kralle, und schon schwang er sich wieder vom Boden auf, im eiligen Fluge den fernen Gipfel zu erreichen, mit seiner Last — da krähete, weithinschallend, daß es wiedertönte am Falkenstein, Gottfrieds alter Haushahn im Thale, der vom donnerähnlichen Gepraſſel des herabrollenden

Steines aus ſeinem Schlafe geweckt, erſchrocken aufgeflogen war zum Dache der alten Windmühle, wo er jetzt zu ſeinem Morgenliede, luſtig den Takt mit ſeinen Flügeln ſchlug. Ein noch weit ſchrecklicheres Zorngebrüll ſtieß jetzt der ſchwarze Werkmeiſter aus; ſeine Kleider fielen ihn vom Leibe, wie verbrannter Zunder, und weithin entfalteten ſich ſeine ſchwarzen Fittiche, als er jetzt ingrimmig den ungeheuern Stein erhob und ihn in ohnmächtiger Wuth hinabſtürzte auf Gottfrieds Hütte, daß ſie augenblicklich in tauſend Trümmern zuſammenbrach und nur noch ein ſtäubender Schutthaufe die Stelle bezeichnete, wo ſie geſtanden. Wie ein feuriges Meteor mit glühendem Schweife fuhr der Böſe zum Ramberge hinan, ein ungeheurer Donnerſchlag erfolgte, daß Felſen und Thäler erbebten in ihrem Grunde, der droben aber die neue Mühle in Trümmer ſtürzte. Eine Todtenſtille herrſchte hierauf wieder rings umher, und der unheimliche Meiſter mit ſeinen ſchwarzen Geſellen war ſpurlos verſchwunden.

6.

Und wieder stieg die freundliche Morgensonne herauf über die östliche Bergkette und blickte heiter in's düstre Thal herab. Da erwachte Gottfried, der, erschöpft von seiner halsgefährlichen Flucht, am Fuße des Berges ohnmächtig niedergesunken war. Er mußte, wie gestern, seine Sinne sammeln, wie nach wüstem, entsetzlichen Traume, ehe er sein volles Bewußtseyn wieder erlangte. Das Grabeskreuz hielt er noch mit seiner Linken fest umklammert, und zu seinen Füßen fand er mehrere Stücke eines zerrissenen Pergamentes — es war der vernichtete Pact, den er mit dem Bösen geschlossen. Weinend stürzte er nieder auf seine Kniee und rief ein lautes Lob- und Dankgebet

empor zum allgütigen Schöpfer. Als er aber nun gestärkt und neugeboren sich aufrichtete und sein Blick auf die Trümmer seiner Hütte fiel, da durchrieselte ihn ein eisiger Schrecken, als er der Geliebten gedachte, die, wie er sich dunkel erinnerte, er dort zurückgelassen, hülflos und in tiefer Ohnmacht. Doch unnennbare Seligkeit durchbebte seine Brust, als sie jetzt aus einem Kellergewölbe, welches unweit der Hütte in einen Felsen gehauen war, ihm freudestrahlend entgegentrat und sich jauchzend in seine Arme warf. Da rief er frohlockend: „meine Seele ist gerettet! ich bin wieder Gottes Kind, frei und brünstig steigt jetzt mein Gebet zum Herrn empor!"

„Heil Dir und mir!" erwiederte die fromme Jungfrau, liebend ihm in's Auge blickend — „und möge Gottes Friede ewig auf Dir ruhen; Amen!"

Er bestürmte sie nun mit Fragen, was ihr begegnet, seitdem er sie verlassen, und durch welches Wunder sie dem schrecklichen Tode unter den Trümmern der Hütte entgangen sey?"

„Ich mochte geraume Zeit im Todtenschlafe gelegen haben in der Hütte" — begann sie zu erzählen, „als ich meine Stirn umweht fühlte

von einem leiſen Hauche, und als ich die Augen aufſchlug, ſtand Deine Mutter vor mir mit ihrem freundlichen, lieben Antlitz, mit dem ſie mich gar oftmals angelächelt, wenn ich als Kind auf ihrem Schooße ſpielte. Aber verklärter waren ihre Züge und leuchtender ihr Auge. Sie berührte mit einer wundervollen, frembartigen Blume, deren Blätter unter Thauperlen funkelnd glänzten, meine Schläfe und beſeligende Ruhe zog in mein Herz. Doch wagte ich's nicht, das gute Mütterlein anzureden und ſchweigend ergriff ſie meine Hand und führte mich aus der Hütte. Wir betraten das Kellergewölbe und im finſtern Grunde deſſelben aus einer offenen Grube flammte ein flackerndes, helles Lichtlein mir entgegen. Sie deutete dort hinab, mit ihrer ſchneeweißen Hand, ſchlug drei Kreuze, faltete die Hände, wie anbetend nach oben, und war verſchwunden. Da hörte ich draußen das Krähen des Hahnes, bald darauf das Zuſammenſtürzen der Hütte und droben auf dem Ramberge den ſchrecklichen Donnerſchlag. Es dauerte wohl lange, ehe ich meine Sinne zu ſammeln vermochte und als ich es wagte, das dumpfe Kellergewölbe zu verlaſſen, da drang mir der blendende Glanz des

jungen Morgenlichts entgegen, und Dein heitres Angeſicht, Dein frommer Blick verkündeten mir, beim erſten Anblick ſchon, die Rettung Deiner Seele. Jetzt folge mir zum düſtern Kellergrunde; denn Deiner Mutter Weiſung war bedeutungsvoll. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, ſo wollte ſie uns ein längſt verborgnes Gut dort offenbaren; doch nicht zur Vermehrung unſeres irdiſchen Wohlſtandes, ſondern zu gefälligen Werken."

So gingen ſie nun Beide, Hand in Hand, den dunkeln Gang hinab, und bemerkten, beim matten Scheine des Taglichtes, welches durch ein Zugloch hereindrang, den Boden des Gewölbes geborſten und in der klaffenden Erdſpalte ein halbes Scheffelmaaß voll alter Silbermünzen, die wahrſcheinlich Gottfrieds Großvater, der Erbauer der alten Windmühle, im Eifer des Geizes hier zuſammengeſcharrt und tief verborgen hatte im Kellergrunde, und geſtorben war, ohne ſeinem Sohne Nachricht zu geben vom Daſeyn des verborgenen Schatzes. Jubelnd zogen die beiden Glücklichen ihren Fund ans Licht. Doch da ſie die ſchwere Laſt nicht tragen konnten, zogen ſie dieſelbe nur herauf aus dem

Grund der Erde, stellten sie im Gange nieder, verrammelten die Thür desselben fest und eilten nun zur Thalmühle, wohin es Lieschen mit unwiderstehlicher Sehnsucht zog, an's Krankenbett des Vaters. Dieser aber hatte, sich besser fühlend, und ängstlich besorgt um sein Kind, das Lager bereits verlassen, kam ihnen entgegen mit heiterer Miene und als sie ihm Beide die wunderbaren, zum Theil entsetzlichen Erlebnisse der vergangenen Nacht mitgetheilt hatten, da pries auch er laut den Vater im Himmel, der Alles zum Besten gewendet, und Gottfried umarmend bat er ihn reuig um Verzeihung wegen des bösen Rathes, den er ihm im blinden Zorne gegeben. Der glückliche Bursche war bald versöhnt, denn der alte Thalmüller versprach ihm Lieschen zum Weibe nach Jahresfrist, auch war von keiner Wanderung in die Fremde mehr die Rede; nur mußte ihm Gottfried geloben, schon am nächsten Tage mit ihm nach dem Minoritenkloster zu wallfahrten, um dort Beide ihre schwere Sünde zu beichten und sich der Buße zu unterwerfen, die die frommen Brüder ihnen auferlegen würden. Dies geschah' auch; doch da sie belastet mit Gottfrieds Schatze in's Kloster kamen, den sie

zu frommen Werken dort niederlegten, wurden ihre Beichtiger zur Milde bestimmt, und ihre ganze Buße bestand darin: daß sie drei Monate hindurch an jedem Sonntage barfuß und mit unbedecktem Haupte zum Kloster wallfahren mußten, um dort die Messe zu hören; Gottfried aber mußte sich noch überdies, wegen seines unmittelbaren Verkehrs mit dem Satan, einer neuen Taufe unterwerfen, wodurch er völlig gereinigt wurde von seiner Schuld. Der zerrissene Teufelspact aber wurde im Archive des Klosters sorgsam aufbewahrt, wo man es noch oftmals als Merkwürdigkeit zeigte, und fromme Seelen mit Grausen erfüllte, bis er bei Zerstörung des Klosters verloren ging.

Gottfried trat als erster Knappe in die Thalmühle ein, und vernichtete bald durch frommen Wandel und ein ehrliches, treues Walten den schlimmen Ruf, den er in der Gegend sich erworben. Nach Jahresfrist wurde Lieschen sein Weib und ihre Ehe galt für die glücklichste im ganzen Umkreise, auch der alte Thalmüller bereute es nie, den wackern, fleißigen Gottfried sich zum Eidam erlesen zu haben.

Die alte Windmühle im Thale vernichtete der

Zahn der Zeit bald darauf gänzlich, aber die beiden Gräber, mit dem entrissenen Kreuze wieder geschmückt, wurden von dem glücklichen Ehepaare bis an's Ende ihres Lebens treulich gehütet und gepflegt; auch der alte Haushahn, der Retter Gottfrieds, wurde auf dem Gehöfte der Thalmühle, umgeben von einem stattlichen Serail, mit den besten Feuchtkörnern dankbar zu Tode gefüttert.

Für den Harzwanderer diene noch zur Nachricht: daß die Thalmühle, freilich mehrmals renovirt, noch immer am Fuße des Falkensteins, und in voller Thätigkeit, auf derselben Stelle steht, wie vor drei hundert Jahren. Von Gottfrieds Windmühle ist freilich keine Spur mehr vorhanden; desto deutlicher zeigen sich aber noch jetzt die Trümmer der Teufelsmühle auf dem Gipfel des Ramberges, welcher nächst dem Brocken einer der höchsten Berge des Harzes ist. Ungeheure Felsblöcke liegen hier wild durcheinander zerstreut, welche einst zu dem Wunderbau gehörten, und nur von der Grundmauer blieb ein kleiner Theil stehen. Der Gipfel des Berges wird jetzt Victorshöhe genannt, und bietet von einem hohen Balkenthurme dem Auge ein entzückendes Panorama dar, welches

Manche, und wohl nicht mit Unrecht, ſelbſt der Ausſicht von der Spitze des Brockens vorziehen.

Auch in der Nähe vom Alexisbad findet man noch heute die Ueberreſte eines Thurmes vom Minoritenkloſter Hagenrode, als ein trauriges Denkmal, der, mög' es Gott gefallen! für ewig geſunkenen Mönchsherrſchaft in Deutſchland.

III.

Ritter Hackelberg und Tut-Urſel.

1.

Ein heitrer Morgen, im Spätsommer des Jahres 1371., vergoldete mit seinen Strahlen Wald und Flur. Eine feierliche Stille herrschte rings; denn es war ein Sonntagsmorgen und die armen Bewohner des Dörfchens Bündheim, unweit der gefürchteten Harzburg, legten ihren einfachen Feststaat an, um in ihrem Kirchlein fromme Dankgebete Gott zu weihen, weil er die Saat leidlich gedeihen lassen, und die Früchte gereift, die sie in den nächsten Tagen von dem dürftigen Boden ihrer waldbegränzten Fluren zu ärndten hofften. Ihre kleinen Heerden weideten draußen am Saume des

Unterholzes und so war ihr ganzer Reichthum fa
dem blauen Himmelszelte anvertraut, während ſi
andächtig beteten, im kleinen Gotteshauſe. Abe
plötzlich ſtörte ein entſetzliches Getöſe die fromm
Gemeinde, die bleichen Geſichter der Männer, d
unwillkührliche Angſtruf der Weiber verkündete
nahendes Unheil und der Pfaffe am Hochaltar
wendete wehmüthig bittende Blicke zum gekreuzig
tem Heilande empor, als ob er um Schutz un
Erbarmen flehe, in banger Stunde der Gefah
Aber draußen vor dem Kirchlein raſte der Lärme
immer furchtbarer und drohender heran; das Wi
hern und Stampfen flüchtiger Roſſe, gellend
Gelächter und wildes „Halloh!" von rauhen Mä
nerſtimmen, Hundegebell, Peitſchenknall und Hö
nerton, hallten entſetzlich wieder an den Maue
des Gotteshauſes und machten die bange klopfe
den Herzen der armen Dorfbewohner erſtarre
Die Muthigſten waren aufgeſprungen und hatt
die Kirche verlaſſen; ſie ſahen den wilden Jag
zug daherſtürmen durchs Dorf, und ahnend
Gefahr, die ihrem dürftigen Eigenthume droh
warfen ſie ſich flehend, mit gerungenen Händ
dem hohen Führer entgegen, der auf ſchnaubend

Rappen daherſauſte; doch ſeine Antwort waren nur Flüche und Scheltworte, die er hohnlachend gegen ſie ausſtieß, und ein hohes Mannweib im Nonnengewande mahnte ihn dringend, ihre Blicke verächtlich abwendend von den Armen: die edle Zeit nicht zu verſäumen mit dem Bauernpack; hieb mit der Gerte ihren Falben an, daß er hoch empor bäumte, und ſetzte lachend über die knieenden Dörfler hinweg. Mit Peitſchenhieben unter ſie hauend folgte ihr Begleiter und im wilden Jubel ſtürmte der Zug dahin. Da drang der Jammerruf der Unglücklichen bis zu den Wolken empor, von den Roſſeshufen verletzt, blutend von den Peitſchenhieben, ſchleppten ſie ſich wieder zum Gotteshauſe, riefen in ohnmächtiger Wuth ihr „Wehe!“ über die Unmenſchen aus, und der Prieſter ſtimmte mit ein und beſchwor die Rache Gottes, hereinzubrechen über die ſchändlichen Frevler am Tage des Herrn. Aber Gottes Rache ſäumte, ſeine Langmuth war noch nicht zu Ende, denn draußen vor dem Dorfe begann die wilde Rotte erſt ihr bübiſches Spiel. Dort breiteten ſich die Felder aus, der armen Landleute ſchönſte Hoffnung für's ganze Jahr, doch unbekümmert, ob der Hungertod mit

dürrer Hand auch Hunderte erwürgte, trieb der tolle Schwarm muthwillig seine Rosse über die wohlbestellten Aecker und die ehernen Hufstritte zermalmten die gesegnete Aerndte zur Spreu. — Und drüben am Saume des Waldes, wo die Heerden weideten, da begann die grausamste Jagd, die Menschen je gehalten. Mit Pfeilschüssen wurden die Hirten getödtet oder in die Flucht getrieben, mit Wurfspießen und Lanzen wurden die armen, plumpen Hausthiere gereizt, bis sie, den Lauf des flüchtigen Wildes versuchend, von Speeren durchbohrt, ihren Verfolgern erlagen. Kaum eine Stunde lang hatte dies schändliche Spiel gedauert, und doch war in der kurzen Zeit die Aerndte einer ganzen Gemeinde vernichtet, die friedlichen Heerden eines ganzen Dorfes muthwillig gemordet worden, und die herzlose Schaar warf sich jubelnd in den wilden Wald, um dort den Hirsch und den Eber zu hetzen. Der Anführer der tollen Jagdrotte aber war der gefürchtete Ritter Hackelberg, den der Herzog an der Leine, Otto der Quade, auf die Harzburg gesetzt hatte, als fürstlichen Jagdmeister, wo er mit den ihm gleichgesinnten Genos-

sen der Umgegend und seinem Burgvolke ein wüstes Lasterleben führte. Seine Begleiterin aber war eine Nonne, die er einst im frevelnden Uebermuthe aus einem Kloster zu Goslar geraubt und sie auf seine Harzburg geführt hatte, wo sie, sich allen Wollüsten ergebend, an seinen rohen Gelagen, seinen Jagden, ja sogar an seinen Schandthaten Theil nahm. Allen frommen Schwestern ihres Klosters war sie wegen ihres sündhaften Lebenswandels verhaßt gewesen, und wegen ihrer heulenden Stimme, spottweise von ihnen „Tuturfel" genannt worden, mit welchem Namen man sie auch auf der Harzburg oft noch höhnend nennen hörte.

Bald hatten sich beide von der übrigen Jagd verloren und da gerade kein Wild ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so unterhielten sie sich mit launigen Erzählungen ihrer erlebten Abentheuer, und die Nonne duldete ruhig die frechen Liebkosungen des Ritters, lachte laut auf bei seinen gräßlichen Flüchen und Eiden, womit er seine Liebe zu ihr betheuerte, und erwiderte ihm endlich höhnend: „ein Eid aus Eurem Munde, wenn Ihr von Liebe sprecht, klingt eben so lächerlich,

als eine Hirtenflöte auf der Jagd, und Eure Flüche spartet Ihr besser auf, bis Euch ein Hirsch entgangen, oder ein Eber Euch in den Sumpf geführt, denn sie können mich nicht schrecken und nicht überzeugen. Laßt uns aber offen mit einander reden! Eure Liebe zu mir ist erloschen, das weiß ich gewiß, und kann Euch darob nicht zürnen, denn Ihr liebt Veränderung, und konnte ich Euch nicht länger fesseln, so lag doch nur die Schuld an mir. Aber ich will Euch Freundin bleiben Zeit meines Lebens, wenn Ihr mir vergönnt, bei Euch zu weilen auf Eurer schönen Harzburg, mit Euch zu jagen und Eure Lustbarkeiten zu theilen. Damit Ihr aber seht, daß ich es ehrlich meine, so will ich Euch auch sagen, wem Ihr Eure Minne geweiht: die schöne Kunigunde ists, die das Herz des starken Mannes besiegte, daß er wie ein Schooßhündlein sich zu ihren Füßen windet; doch ohne Gehör zu finden bei der spröden Magd. — Ich will noch mehr thun, um Euch zu überzeugen, daß ich Eifersucht nicht kenne, ich will Euch selbst die Dirne zuführen in kommender Nacht, denn ihre Tugend war mir längst ein Gräuel und Aerger."

Mit wechselnden Empfindungen hatte der Ritter Hackelberg ihr zugehört, es verdroß ihn, daß sie seine geheime Liebe, die er ihr tief verborgen zu haben glaubte, entdeckt hatte, und doch konnte er auch seine Freude nicht verbergen, daß sie seine Untreue so gleichgültig hinnahm, und ihm sogar noch die Hand bot zur Erzielung seiner Wünsche. Mit roher Vertraulichkeit erwiederte er ihr endlich: „fürwahr! Du hast's getroffen, Ursula, was soll ichs leugnen, aber fester als jemals hast Du mich an Dich gekettet durch Dein Zuvorkommen; fester als durch Eifersucht und Schmollen, wir sind zwei gleichgeschaffne Seelen, nichts soll uns trennen im Leben, und geht's nach meinem Wunsche, soll uns auch der Tod nicht scheiden!"

Das würdige Paar besiegelte den Freundschaftsbund durch Umarmung und Kuß, und entwarf dann mit kalter Berechnung einen sichern Höllenplan zum Verderben der Unschuld. Jene Kunigunde, welche die unreine Flamme in des Ritters Brust entzündet hatte, war eine arme Waise, in der Harzburg aus Barmherzigkeit erzogen und so von Besitzer auf Besitzer vererbt. Der Burgkaplan, ein frommer Mann, der sich ihrer väterlich ange-

nommen, hatte Tugend und Gottesfurcht ihrem weichen Herzen unverlöschlich eingeprägt, und so blühete sie empor, geschmükt mit seltener Leibesschönheit, ein Muster aller Jungfrauen. Der Ritter Hackelberg hatte sie, nachdem Ursula auf der Harzburg eingezogen war, dieser zur Kammerzofe bestimmt und so Gelegenheit gefunden, sie öfter zu sehen als sonst. Dadurch war er aufmerksam geworden auf das sonst wenig beachtete Mädchen, und der Liebreiz ihrer Unschuld, die wirklich seltene Schönheit ihrer edlen Gestalt, hatten alle seine wilden Begierden zur lodernden Gluth entzündet; doch seine rohen Liebeswerbungen sahe er kalt zurückgewiesen und mit kühnem Muthe wußte sie ihm von gewaltsamen Liebkosungen zurückzuschrecken. Deshalb kam ihm der Antrag seiner Gefährtin erwünscht, welche die arme Waise längst schon, wegen ihrer Unschuld und Schönheit, bitter gehaßt, und mit ihrer Hülfe glaubte er nun sicher das schändliche Werk der Verführung vollenden zu können. Nachdem sie nun nochmals die nächste Nacht zur Ausführung ihres Planes bestimmt hatten, ritten sie tiefer in den Wald hinein, und sahen sich bald umhüllt vom schaurigen Dunkel düsterer

Buchen; da tauchte plötzlich eine riesengroße, schwarze Gestalt vor ihnen auf und schritt, in einen weiten Mantel gehüllt, langsam an ihnen vorüber, das finstere Gesicht ihnen zugekehrt. Die Rosse bäumten sich wild und schnaubten und keuchten, wie in Todesangst, aber ihre Reiter saßen unbeweglich im Sattel und starrten einander an mit bleichen Gesichtern. Endlich, nachdem die Erscheinung schon längst verschwunden war, fragte Hackelberg, tief Athem schöpfend, die Nonne: „sah'st Du ihn?" und nach einer bejahenden Neigung ihres Hauptes, fuhr er fort: „und kennst Du ihn?" — „Ich kenne ihn!" ertönte dumpf ihre Antwort, worauf der Ritter in wilden Jubel ausbrach und ihr die Worte zurief; „ei, so sind wir ja verbunden im Leben und im Tode! Hussah! laß uns den Rest genießen im tollen Taumel; noch fühle ich Riesenkraft in meinen Gliedern; noch ist mein letztes Stündlein fern, und naht es einst, so soll mich's finden im Rausche wilder Lust!"

Mit lautem Halloh! spornte er sein Roß und flog mit Ursula im wilden Rennen durch den Wald. Bald hatten sie die Fährte eines Ebers aufgespürt,

und schon nach wenigen Minuten bekamen sie den borstigen Keiler von seltener Größe und Stärke zu Gesicht. Anfangs wendete er sich wüthend gegen sie, seine Hauer wetzend an den Wurzeln eines Eichbaums, als ob er sie annehmen wolle; doch plötzlich drehete er sich zur Flucht und lockte die Verfolger im eiligen Laufe von Thal zu Thal, bis er endlich in sumpfiger Schlucht spurlos verschwand. Die gotteslästerlichsten Flüche ausstoßend, hielt Hackelberg sein Roß an und schwur den fürchterlichsten Eid: der Keiler solle unter seinem Messer verenden und müsse er auch Tag für Tag bis an sein Lebensende ihn verfolgen! — Die Sonne war bereits untergegangen, die Rosse erschöpft und die Jagenden mußten heimkehren, diesmal ohne Beute, dem heimlichen Spotte der Jagdbuben Preis gegeben. Doch Ursula wußte den verstimmten Gefährten bald zu trösten mit den Freuden des harrenden Mahles, und so trabten sie ziemlich erheitert dem fernen Hörnerrufe entgegen, der sie bald zu einem freien Platze führte, wo die Jagd sie erwartete, und so bewegte sich der Zug, langsamer als er ausgezogen, zur Harzburg hinauf; die armen gemißhandelten Bauern

aber, die den Verluſt des beſten Theiles ihrer Habe, deſſen ſie am Morgen muthwillig beraubt wurden, noch bitter beweinten, mußten die Beute des Tages auf ihren Schultern hinaufſchleppen nach der Burg des geſtrengen Jagdmeiſters.

2.

Bald wurde im großen Trinksaale bachantischer Jubel laut, und unter all' den rohen Männern, saß Ursula, weinglühend, an Hackelbergs Seite und stimmte ein, mit ihrer heulenden Stimme, die wie der Feuerruf eines Wächterhorns ertönte, in die wilden, unzüchtigen Gesänge der zechenden Waidmänner.

Indessen saß Kunigunde einsam im Gemache ihrer Herrin, denn diese hatte sie hier eingeschlossen und die Thür verwahrt mit festen Riegeln; schöne Kleider hatte sie ihr angelegt und räthselhafte Worte fallen lassen, welche die arme Waise richtig deutete auf eine nahe Gefahr, welche sie

bedrohete. Eine unnennbare Angſt hatte ſich ihrer bemächtigt und ſie fühlte ihr Verlaſſenſeyn ſchmerzlicher als jemals. Schon längſt war ihr der Dienſt bei der wilden, laſterhaften Nonne, die ſie im Stillen verabſcheute, eine faſt unerträgliche Bürde geworden, ſchon längſt hatte ihr des Burgherrn ſündhaftes Treiben Grauen erregt, und wohin ſie auch ihr reines Auge wendete, erblickte ſie das rohe Laſter in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt. Nur zwei Menſchen lebten in der Veſte, deren Begegnung ſie nicht mit Scheu oder Widerwillen erfüllte, deren Anblick und freundliche Zuſprache ihrem traurigen Leben einzelne Lichtſtrahlen verliehen. Es war der Burgpfaffe, der ſie erzogen, und wahrhaft väterlich liebte, und ein Jagdbube, Namens Bernhard, ein frommer Jüngling, der mitten im wüſten Treiben ſeiner wilden Umgebung reine Sitten und ein tugendhaftes Herz heilig bewahrt hatte. Er hatte ſich zuweilen Kunigunden genah't mit ſchüchternen Worten, hatte ſie getröſtet im Leid, hatte durch ſeine Hülfe ihr manche Bürde ſchwerer Arbeit erleichtert und wenn es auch ſein Mund nicht geſtanden, ſo hatte es doch langſt ſein Auge verrathen, daß er ſie innig

liebte. Aber sie fühlte nur schwesterliches Wohlwollen für ihn, weltlicher Liebe war ihr Herz verschlossen; denn sie trug den Heiland als ihren Bräutigam im Herzen und hatte längst gelobt, ihm ewig treu zu seyn. So war auch vor geraumer Zeit schon ihr Entschluß gereift, sich aus der Burg zu flüchten und in einem Kloster alle die Reize eines gottgeweihten Stilllebens zu genießen, deren leisesten Schein sie in der wüsten Burg vergeblich suchte. Aber ihren Entschluß ahnend, hatte ihr der vorsichtige Ritter strenge Wächter gestellt, und selbst Ursula ließ sie nicht aus den Augen, sobald sie sich auf der Burg befand. Jetzt drohete jedoch die Gefahr dringender als jemals, sie zu vernichten, die schrecklichsten Ahnungen ihres Schicksals durchbebten sie, und sie sah sich hülflos eingekerkert, Preis gegeben der rohen Gewalt. Mit jeder Minute stieg ihre Seelenangst; bis zu ihrem stillen Gemache drang der Lärmen des wilden Banketts; sie konnte die rauhe Stimme ihres Verfolgers deutlich unterscheiden, und jeden Augenblick fürchtete sie: er würde erscheinen mit der schrecklichen Unholdin und sie hinwegschleppen als ein wehrloses Opfer der Schande und Entehrung. Da sank sie

nieder auf ihre Kniee und erhob ihre Blicke zum blauen, gestirnten Himmel, der so freundlich ihr entgegen lächelte durch's offne Fenster und erhob ihre Seele zu Gott, und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens: um Rettung aus der Wohnung der Ungerechten, um Schutz vor Verfolgung der Gottlosen. Und' es wurde licht in ihrem Innern und Angst und bange Sorgen mußten bald der Kraft des Glaubens weichen; droben aber am blauen Firmamente, da tauchten Engelschaaren auf und nieder, und ein lieblicher Knabe, mit goldenen Fittichen, schwebte sanft herab und winkte ihr freundlich nach oben, und deutete nach einem flimmernden Sterne, der heller leuchtete als alle die Andern und gerade herab schaute auf den höchsten Gipfel des Harzgebirges. Draußen aber auf dem Vorsaale, dicht vor ihrem Gemache, da klirrten Sporen, da wurden polternde Schritte laut, gotteslästerliche Flüche und wüstes Gelächter erschallten, und deutlich hörte sie, wie die eidvergessene Nonne, ihrem von brennenden Begierden glühenden Gefährten zurief: „hier hab' ich Dir Dein Täubchen bewahrt, jetzt magst Du kosen mit ihm, bis Dich der Jagdruf weckt!"

Doch Kunigundens Seele war so ganz erfüllt von frommer Zuversicht, daß keine Furcht sie mehr verwirrte. Dem Engelsknaben ihre Blicke zugewendet, rief sie begeistert: „mein Gott hat mich erhört! Du bist mein Schutzgeist, freudig folg' ich Dir! willkommen ist an Deiner Hand mir selbst der Tod!" Draußen klirrten die Riegel, sie schwang sich empor auf's Fenstersims, der Knabe legte seinen Arm um ihren Nacken, regte seine goldenen Flügel, und unter Zephyrsäuseln, schwebten Beide, in traulicher Umarmung, wie ein Geschwisterpaar, die steile Höhe hinab, in's nächtlich dunkle Thal, und als der wilde Ritter mit seiner Buhlin das Gemach betrat, fanden sie es leer. Die Wächter aber auf den Mauern hatten die Vermißte niederschweben sehen in des Engels Geleite, und ihre staunenden Blicke waren ihrem Fluge gefolgt, bis in's Thal, wo der Knabe spurlos verschwunden und eilig meldeten sie ihrem Herrn die seltsame Mähr. Der aber schlug sie im wilden Borne, schalt sie träumende Thoren und befahl ihnen mit wuthschäumenden Lippen: alle Rosse zu satteln, die ganze Burgmannschaft aufzubieten zur eiligen Verfolgung der Flüchtigen, und Ur-

sula fügte mit drohender Geberde noch das Gebot hinzu: alle Jagdhunde loszukoppeln und sie hinauszuhetzen auf die Fährte der armen Magd. Bald hallte die ganze Gegend wieder vom Hufschlag flüchtiger Rosse und der Schweißhunde wildes Geheul durchdrang die dichteste Waldung. Auch Bernhard verfolgte die flüchtige Kunigunde; aber nicht um den Befehl seines Herrn zu vollziehen und sie zurückzuliefern seiner sündigen Begier; sondern in bangender Liebe folgte er ihrer Spur, sie zu schützen auf ihrer Flucht, und ihr irgend eine Freistatt zu sichern. Er durchschritt jedes Dickicht, in jeder Thalschlucht forschte sein spähendes Auge nach ihr, und zu jedem Felsenhaupte stieg er empor, bis er endlich den Fuß des Brocken erreichte, jenes Bergriesen, der majestätisch den ganzen Harz beherrscht. Mit Erstaunen gewahrte er, wie hier eine hellflackernde Lichtsäule aufstieg, und vor ihm herwirbelte, den engen Pfad hinauf, bis zur rauhen Wüste des Brockenfeldes. In banger Erwartung war er der seltsamen Erscheinung gefolgt; und ein lauter Ausruf des Entzückens entfloh ihm, als er hier in der traurigen Einöde, wo nur dürftig das braune Haidekraut sproßte, zwischen wild

umher gestreuten Felsentrümmern, die flüchtige Jungfrau erblickte, ruhend auf steinernem Bette, das müde Haupt schlummernd gelehnt auf ein weiches Moospfühl. Wie eine schlafende Heilige lag sie da, sanft strömte ein Glorienschein von ihren Locken aus und Strahlengarben schienen leuchtend aus dem Boden aufzusteigen, rings um die Schlummernde. Lange stand er in heiliger Scheu vor dem lieblichen Bilde, und fromme Begeisterung ergriff ihn bei ihrem Anschauen, seine Kniee beugten sich unwillkührlich, und gereinigt von irdischer Liebe, erhob sich seine Seele zum hochheiligen Throne des Herrn. Als es aber nun tagte unten in bläulicher Ferne, als das Dunstmeer, welches den alten Brocken umfluthete, vom leichten Morgenwinde gepeitscht, gährend aufwallte und langsam, Wolke auf Wolke bildend, auseinander wogte; als die Strahlen, welche die Schlummernde umgaben, immer mehr erblichen vor dem Feuerglanze der aufsteigenden Sonne, und Kunigundens bleiche Wangen sich nicht röther färbten, ihre Augen sich nicht öffneten, den heitern Erdenmorgen zu begrüßen, auch Bernhards leiser Zuruf sie nicht weckte, und ihre kalte Hand erstarrt in

der seinigen ruhte, da flossen seine heißen Thränen der Geschiedenen; denn der Engel hatte ihren Geist entführt zum ew'gen Leben. Trauernd begrub er die Entseelte, da wo er sie gefunden, dann wendete er sich hinab ins Thal, kehrte jedoch nicht zurück zur Harzburg, sondern wanderte gen Hildesheim, wo er im Franziskanerkloster, im frommen Wandel Gott sein Leben weihete.

Wer aber den Brocken besteigen, dem zeigt man noch heutigen Tages den sechzehn Fuß langen ausgehöhlten Stein, das „Magdbette" nach obiger Sage genannt.

3.

Spät erſt am andern Tage waren die ausgeſendeten Burgmannen, ohne auch nur die leiſeſte Spur der Entflohenen gefunden zu haben, zur Harzburg zurückgekehrt. Der Ritter Hackelberg aber hatte nach Kunigundens Entſchwinden ſeinen Zorn zu erſäufen geſucht im vollen Becher, und der übermäßige Genuß des Weins hatte ihn taumelnd aufs Lager geworfen. Als aber gegen Morgen die entſetzliche Betäubung zu weichen begann, und ſein Schlaf unruhiger wurde, da ſtieg ein finſtres Traumbild vor ihm auf, und zeigte ihm den ſchwarzen Eber, den er geſtern verfolgt, im dunklen Walde gegen ihn anſtürmend, ſchnaubend, mit feuerſprühendem Auge, und ihn zu Boden ſchlagend mit tödtlichen Wunden. Der Ritter aber

fuhr von ſeinem Lager auf mit grimmigem Fluche, verlachte das warnende Traumbild und ſchwur bei allen Geiſtern des Abgrunds: dem Unheil verkündenden Geſichte zum Trotz, wolle er noch heute den Keiler zu Tode hetzen.

Durch die ganze Burg ſchallte ſein herriſcher Ruf: die Roſſe zu ſatteln, und bald ſtürmte wie geſtern die ganze Jagd wieder den Burgberg hinab, mit ihrem wüſten Halloh! die Gegend in Schrecken ſetzend. Und wieder ritt die wilde Urſula an Hackelbergs Seite, und verlor ſich mit ihm im dichten Walde. Sie ſchweiften lange vergeblich von Thal zu Thal und ſchon begann die ſinkende Sonne ſich den Gipfeln der Berge zu neigen; da endlich witterten die Hunde das Lager des Ebers. Des Ritters Zuruf feuerte ſie an zur wilden Hetze, und heulend, mit gefletſchten Zähnen, warfen ſie ſich auf das borſtige Wild, das nun hervorbrach mit gereizter Wuth und ungeheurer Kraft, die Packer von ſich ſchüttelnd und niederhauend rechts und links. Mit Ungeduld hatte der Hackelberger den Keiler erwartet, und als er nun daher ſchoß, die flammenden Augen gerade auf den wilden Jäger gerichtet, da hielt ihm dieſer den ſtarken Speer

entgegen, daß er sich daran aufspieße im blinden Laufe. Das Thier aber sprang ab in der Nähe des Ritters und zermalmte mit scharfem Gebisse die schwere Waffe, daß die Splitter umherflogen und der Waidmann genöthigt war, nun auf seine eigne Vertheidigung zu denken. Ihm blieb nur noch sein gutes Schwert, und hohnlachend es schwingend in starker Faust, setzte er dessen scharfe Spitze dem anlaufenden Wilde entgegen; und diesmal gelang es ihm besser. In blinder Wuth stürzte sich der Keiler in die blanke Waffe und ein schwarzer Blutstrom quoll aus der tödtlichen Wunde. Unter einem alten Eichbaume sank er verendend nieder und der Hackelberger blies triumphirend das Hallila! auf seinem Jagdhorne, welches die zerstreuten Jagdgenossen eilig herbeirief. Als ihn nun Alle, laut beglückwünschend und seine Kühnheit preisend, umringten, da trat er im wilden Uebermuthe auf das Haupt des schwarzborstigen Keilers, schlug ihm die Sporen in die Augen und sprach hoffährtig: „seht Ihr nun Freunde, wie mein Traum gelogen; da liegt der struppichte Wicht besiegt zu meinen Füßen und hat mir die Haut noch nicht geritzt!“

Doch kaum waren die Worte seinen Lippen entflohen; da erhob der Eber, den Alle schon längst verendet geglaubt, kräftig sein schwarzes Haupt, warf mit den blutigen Augen einen schrecklichen Blick auf seinen Feind und stieß ihm die scharfen Hauer tief in die Weichen. Dann ließ er noch ein hohles Grunzen hören, gleich einem Freudenrufe gesättigter Rache und verendete. Der Hackelberger war zu Boden gesunken mit einem lauten Schmerzensschrei, dem die gräßlichsten Flüche folgten, und unaufhaltsam entströmten die Blutquellen den zerrissenen Adern seiner tiefen Wunden, und mit einem unvollkommenen Verbande, den man ihm eilig anlegte, wurde er nach seiner Burg gebracht.

Die wilde Ursula, welche an der Jagd des Ritters den lebhaftesten Antheil genommen, war beim unglückseligen Ausgange derselben so vom Schmerze ergriffen, daß sie laut jammernd dem Verwundeten folgte. Doch kaum hatte sie die Burg betreten, als auch sie die Rache ihrer Frevelthaten ereilte. Sobald sie vom Rosse gestiegen, nahete ihr der bischöfliche Offizial, der mit einer geistlichen Commission in ihrer Abwesenheit hier erschie-

nen war, um auf dem Schauplatze ihrer Frevel ſelbſt über ſie Gericht zu halten, da weder ſie dem Gebote Gnüge geleiſtet, in ihr Kloſter zurückzukehren, noch der wilde Hackelberg jemals den wiederholten Mahnungen Gehör vergönnt hatte, die eidbrüchige Nonne auszuliefern. Von den zahlreichen, gewaffneten Kirchenſöldnern wurde ſie umringt, und ohne auf ihr lautes Wehgeſchrei zu achten, eingekerkert; das Burgvölk ſtand im weiten Kreiſe umher, bleich und furchtſam, Manche reuig ihrer eigenen Verbrechen gedenkend; denn der Tag des Gerichts ſchien hereingebrochen über die Harzburg und Keiner wagte es, auch nur mit einer trotzigen Miene ſich der gefürchteten geiſtlichen Macht zu widerſetzen, zu Gunſten der ſelbſt von den wildeſten Buben heimlich verabſcheuten Nonne. Das Gericht über die Elende war kurz, denn ihre Verbrechen lagen am Tage, und ihr Urtheil, welches unmittelbar darauf von den Richtern erfolgte, war einſtimmig und ſtreng; denn ſie ſollte nach damaliger Sitte lebendig eingemauert, dem ſchrecklichen Hungertode verfallen. Weil ſie aber nicht freiwillig und reuig zurückgekehrt war in die geweihten Mauern ihres Kloſters und ſich dort dem

Gerichte ihrer frommen Schwestern nicht unterworfen hatte, so sollte ihr die Absolution ihrer schweren Sünden verweigert, und das Urtheil ohne feierliche Ceremonie an ihr vollzogen werden, an derselben unheiligen Stätte, wo sie so lange von den Fesseln des Lasters festgehalten wurde. In der Harzveste, in einem versteckten Winkel des Burghofes bereitete man die Mauerblende, in welcher sie den gräßlichen Tod finden sollte, und in der Mitternachtsstunde führte man sie herauf aus dem Kerker. Fackelschein erhellte das Gehöfte, die geistlichen Richter mit ihren Söldnern, und das ganze Burgvolk hatte sich hier versammelt, um sie zu sehen auf ihrem letzten Gange. Aber ihr frecher Muth schien in der Einsamkeit des Kerkers ihr zurückgekehrt; denn trotzig schritt sie durch die Reihen, lachte ihren Richtern gellend in's Gesicht, und als sie die enge Mauerblende erblickte, worin man ihr als letzte Nahrung ein Brod und einen Krug Wasser hingestellt, da rief sie höhnend aus: „Habt Ihr keinen bessern Käfich für des Hackelbergers Liebchen? Meint Ihr, mich litt es in dem engen Raume? Mauert nur zu! eh' Ihr den letzten Stein noch eingesetzt, sollt Ihr sehen, wie ich

Euch entwiſche in den freien, grünen Wald hinaus; denn ſelbſt im Tode gehör' ich noch zur wilden Jagd des Hackelbergers!" — Und indem ſie den wohlbekannten Jagdruf: „Tutuh! Tutuh!" mit heulender Stimme nachahmte, ſprang ſie keck hinein in die Mauerblende, daß den Umſtehenden das Haar ſich ſträubte und ihnen grauſte vor der Unholdin, die, ſo nahe dem entſetzlichſten Tode, noch ſo frevelnden Spott treiben konnte. Auf einen Wink des Offizials begannen die Maurer ihr Werk; doch die Steine erzitterten in ihrer Hand, denn unaufhörlich drang noch immer das gräßliche „Tutuh!" in ihre Ohren, welches die ſündige Nonne aus der beinahe ſchon geſchloſſenen Mauerblende hervorheulte; und ſtarres Entſetzen ergriff Alle rings umher, als plötzlich aus der einzigen Oeffnung, die noch zu vermauern war, eine ungeheuere Ohreule hervorſauſte, wie triumphirend mit gellendem „Tutuh!" das Gehöfte dreimal umkreiſte, dann im wilden Fluge vom Burgberge ſich hinabſchwang und im düſtern Walde ſich verlor. Die Mauerblende war leer. — Alle bekreuzten ſich, ſtammelten Stoßgebete und gingen ſchaudernd aus einander.

Indeſſen lag der Ritter Hackelberg droben in der Burg auf ſeinem Sterbebette, und wilde Flüche, die über ſeine ſchaumbedeckten Lippen drangen, unterbrachen zuweilen das hohle Todesröcheln. Der fromme Burgpfaffe ſtand ihm zur Seite, hielt ſein zitterndes Haupt, und flüſterte Troſtesworte in ſein Ohr und ermahnte ihn mit milder Stimme, ſeine ſchweren Unthaten zu bereuen, das Kreuz des Herrn zu umfaſſen und Gott um Gnade anzuflehen, daß er nicht in ewige Verdammniß falle, und einſt noch des Himmelreichs theilhaftig werde. Der ſterbende Ritter aber hatte den frommen Mann ſchon mehrmals mit der geballten Fauſt von ſich geſtoßen und ſtarr vor ſich hinausgeblickt auf einen Punkt; denn zu ſeinen Füßen, am Ende des Bettes, ſtand, nur ihm ſichtbar, jene ſchwarze Rieſengeſtalt im weiten Mantel, die ihm und Urſula im Walde begegnet, als ſie den Eber zum erſten Male aufgeſpürt. Der finſtre Mann aber nickte ihm freundlich zu und winkte hinaus nach dem Forſte. Da richtete ſich endlich der Ritter unter Todeszuckungen mühſam empor, und erwiederte auf des Burgpfaffen letzte, dringendſte Mahnung mit lallender Zunge: „was ſoll mir Dein Himmelreich? ich geb' es hin für die

Luſt zu jagen im freien Walde, bis man bläſt zum jüngſten Gerichte!" Und ein langer, ſchwarzer Schatten drängte den Burgpfaffen vom Haupte des Sterbenden hinweg; eine dumpfe Stimme rief durchs ſtille Gemach: „er iſt mein!" noch ein kurzes Röcheln keuchte aus der Bruſt des todtbleichen Frevlers herauf, und ſein letzter Athemzug war entflohen. Die Umſtehenden wichen entſetzt von der ſtarren Leiche; als aber im Burghofe ſich das Volk, grauſend vom letzten Ende des Hackelbergers und ſeiner Buhlin erzählten, trat der Burgpfaffe zu ihnen und ſprach: „der Böſe hat den Sieg davon getragen, und ſie im Tode mit einander vereint, die ſich im Leben einander würdig waren. Auch Ihr habt Theil an ihren Sünden, thut Buße und bereut bei Zeiten, daß Euch am Ende aller Dinge ein beſſeres Loos beſcheeret werde!" Einige gingen hin und thaten Buße, Andere aber lebten fort in ihren Laſtern, und wurden Hackelbergs Genoſſen nach dem Tode.

Nur wenige Trümmer von der Harzburg ſind noch zu ſchauen auf dem Burgberge, hinter dem Flecken Neuſtadt. Aber der tobende Hackelberg raſ't noch immer um Mitternacht durch den Harzwald,

mit seiner wilden gespenstischen Jagd. Vor ihm her fliegt seine Tut-Ursel, als gewaltige Eule, mit heulendem Rufe, und ihm folgen alle seine Genossen, die sich nicht bekehrt im Leben, im Geleite von dreieinigten Hunden, auf Rossen ohne Kopf, umschwirrt von Ungeheuern der scheußlichsten Art. Und wo sie vorüberziehen, da bebet die Erde, da kracht der alte Wald, da erzittern bemooste Felsen und jedes lebende Geschöpf sinkt betäubt zu Boden vor dem höllischen Lärmen. Noch jetzt, behaupten die Harzbewohner, ziehe der wilde Jäger noch oftmals über Berg und Thal und rase im düstern Forste, aber der Landmann wirft sich zitternd zur Erde und betet ein Stoßgebet, sobald nur aus der Ferne das heulende Tutuh! der wilden Ursel sein Ohr berühret, und der Jäger betritt in drei Tagen das Revier nicht wieder, über welches Nachts zuvor die gespenstige Jagd gezogen.

Ende des ersten Bändchens.

Druck von C. S. Krauſche in Camenz.

Teufelsstreiche.

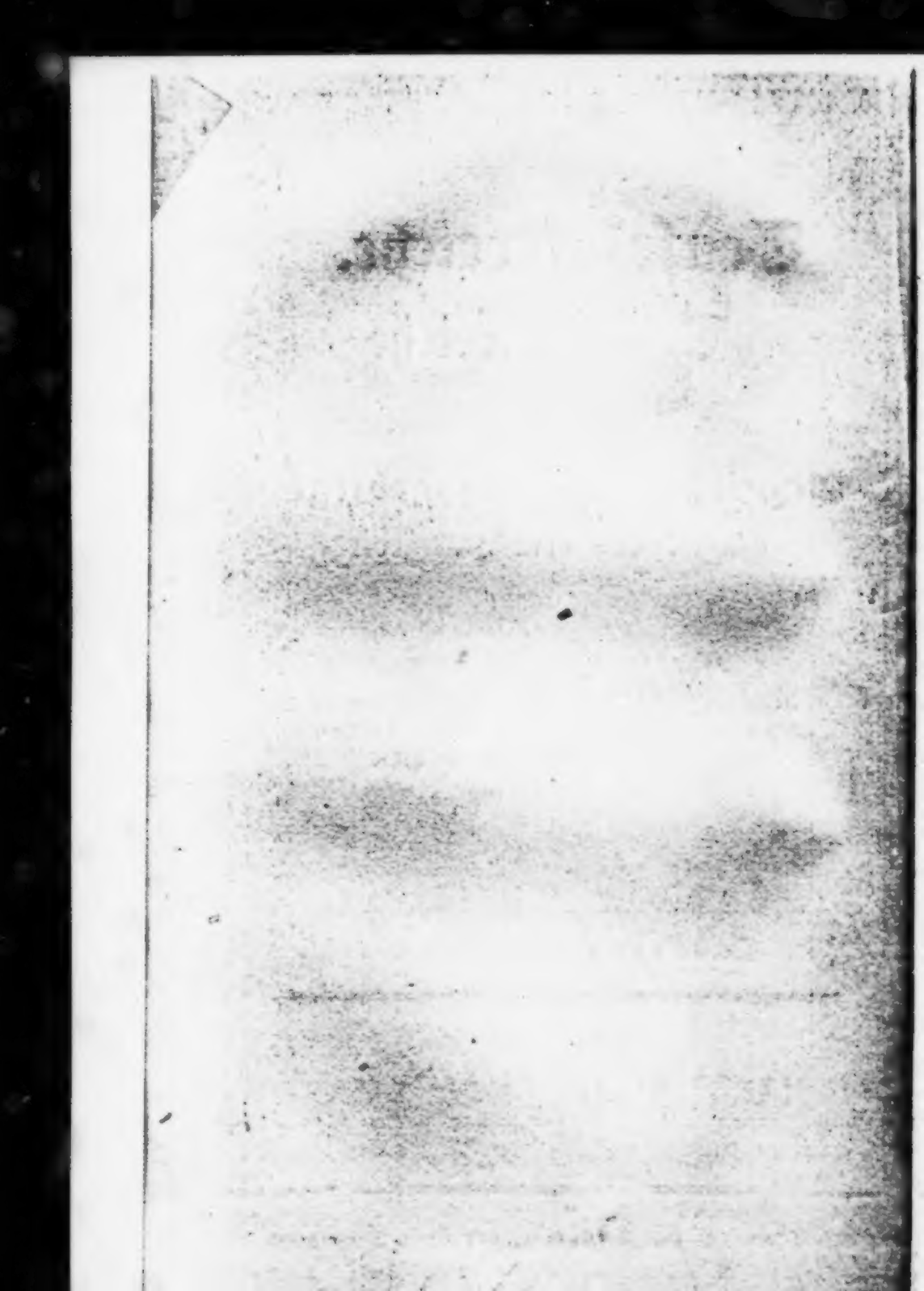
Sagen aus dem Harzgebirge

von

Moriz Reichenbach.

Zweites Bändchen.

Aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.



Teufelsstreiche.

Sagen aus dem Harzgebirge

von

Moriz Reichenbach,

Verfasser „der Freischützfunken, der drei Gräber auf der Haide, des Bundes mit dem Bösen, des Dalfunkers, der Blume von Granada" u. s. w.

Zweites Bändchen.

Leipzig,

bei Christian Ernst Kollmann.

1840.

Inhalt.

	Seite
I. Der letzte Falkensteiner	1
II. Der steinerne Mönch	79
III. Das Teufelsbad	113
IV. Schön-Ilse	185

I.

Der letzte Falkensteiner.

1.

Schon den ganzen Tag über hatte sich der Graf Burchhard von Falkenstein in seiner Burg nicht blicken lassen, und der dicke Vogt raunte geheimnißvoll den Knappen und Knechten zu, welche ihn auf dem Hofe umringten: „der Alte sitzt seit vergangner Nacht noch drunten im festen Gewölbe, wo er sich sein Laboratorium errichtet. Der schwarze Doctor ist bei ihm; sie kochen die Teufelsmixtur, die Blei und Eisen in Gold verwandelt. Schau't nur, da unten am Berge, wo die Grundmauer der Veste durch's Gebüsch hervorlugt, da drängt sich ein gelblicher Dampf durch's Gestein, der riecht wie Pech und Schwefel und kommt geradewegs aus der Höllenküche."

Hierauf, als ob er sich fürchte, zu viel geplaudert zu haben, zerstreute er die Umstehenden schnell, indem er ihnen Beschäftigung anwies; doch obgleich Alle bei seiner vertraulichen Mittheilung sich fromm bekreuzt hatten, so konnten sie doch dem Gelüste nicht widerstehen, sich hinabzubeugen über die äußere Ringmauer, um mit eignen Augen den geheimnißvollen Rauch zu schauen und den bestialischen Duft einzuathmen; dann gingen sie an ihre Arbeit.

Der Vogt aber hatte wahr gesprochen. Tief im untersten Gewölbe seiner Veste saß an einem Sommertage des Jahres 1332 der alte Graf Burchhard von Falkenstein. Das ganze Gemach war mit einer Menge seltsamer Gefäße und Geräthschaften angefüllt, die schon beim ersten Anblicke nicht zweifeln ließen, daß ihr Besitzer hier die damals so verrufene und gefürchtete Kunst der Alchymie treibe. Der Graf saß erschöpft auf niederm, hölzernem Sessel vor einem Feuerheerde und rührte mit einem silbernen Stäbchen eine hellbräunliche Masse, welche in einem Schmelztiegel auf glühenden Kohlen bald empor brauste, große Blasen werfend, bald wieder niedersank, und allmählig zu

vertrocknen begann. Endlich zog er das Stäbchen heraus, prüfte die daran klebende Masse beim hellen Lampenscheine mit erwartungsvollen Blicken; doch immer finstrer zogen sich seine Augenbrauen zusammen, weit von sich warf er die Probe seiner Kunst, daß hell das silberne Stäbchen auf dem steinernen Boden klirrte; mit einem heftigen Fußtritte warf er den Schmelztiegel um auf dem niedern Heerde, daß die braune Masse hoch aufzischte und einen gelben, die Luft verpestenden Dampf entwickelte, und mit zornbebenden Lippen rief er: „nichts — nichts und wieder nichts! auch dieser kostspielige Versuch mißlungen! ohne des Teufels Hülfe bring' ich's nie zu Ende!"

Da erschallte im fernsten, dunkelsten Winkel des Gemachs ein höhnisch gellendes Gelächter, und eine schwarze Gestalt regte sich dort gespenstisch, und richtete sich empor in Riesengröße, als ob sie aus der Erde gewachsen sey.

„Ei, seyd Ihr noch hier, gelehrter Herr Doctor?" begann der Graf, heimliche Schauer, die ihn bis in's innerste Mark durchrieselten, niederkämpfend. — „Muß denn Eure Weisheit immer den Sieg davon tragen; denn Ihr habt's ja

gestern schon vorausgesagt: es würde nicht gelingen."

„Und dennoch folgtet Ihr nicht meiner Weisung, und bliebt bei Eurem alten Schlendrian, den Euch vielleicht eines deutschen, fahrenden Wurmdoctors Lustigmacher gelehrt;" entgegnete der finstre Mann, der jetzt näher zu ihm trat, verächtlich. — „Glaubt mir, zum letzten Mal sey's Euch gesagt: nur in meinem Vaterlande, nur in Italia, dringt man ein in die geheimnißvollen Tiefen der Wissenschaft und Kunst. Nur dort kennt man die sichern Mittel, die wilden Kräfte der Natur zu bändigen und fügsam sie zu seinem Zweck zu nutzen."

„Doch welche Mittel? sträubt sich nicht das Haar, wenn man's nur denkt!" fiel ihm der Graf mit Entsetzen in die Rede. —

„Euch fehlt die wahre Ansicht von der schwarzen Kunst; drum werdet Ihr auch nie das Ziel der Eingeweihten erreichen und all' Eure Versuche, all' die Kosten, die Ihr aufgeopfert, sind vergeblich gewesen. Scheinen auch die Mittel grauam und unnatürlich, gleichviel, wenn sie nur zu dem erwünschten Zwecke führen; und nicht durch

gewöhnliche Alltagsdinge, die jedem fahrenden Schüler geläufig sind; nein, durch seltsame und der Natur feindselige Hebel kann man ihre Geheimnisse nur aus der Tiefe an's Licht ziehen. Ich scheide noch heute von Eurer Burg; will mit so starrsinnigem Schüler meine kostbare Zeit nicht vergeuden, da man an mehreren deutschen Fürstenhöfen schon längst mit Ungeduld meiner harrte; doch lass ich Euch zum Dank für Eure Gastfreundschaft nochmals die Lehre hier zurück, die ich Euch wiederholt schon gab: schafft Euch die hellen, klaren Augen eines Greises, dem Ihr grossen Dank schuldet, die linke Hand einer Jungfrau, die Euch bluteverwandt und die des Hungertod's gestorben, und nehmt dazu das reine Herzblut eines Jünglings, dem Ihr hold seyd; dann habt Ihr die untrüglichen Species zum Stein der Weisen, und ohne diese werdet Ihr ihn nimmer finden." So sprach der schwarze, italienische Doctor und verließ darauf augenblicklich das Gewölbe.

Der Graf aber stand noch lange in tiefes Sinnen verloren und seine bleichen Gesichtszüge verzerrten sich grauenvoll, als ob ein ungeheurer

Kampf feindſeliger Gewalten ſich in ſeinem Innern entſponnen. Endlich ſtampfte er wild mit dem Fuße den ſteinernen Boden und mit ehernen Mienen und feuerſprühenden Augen rief er aus: „verflucht ſey mein ganzes Leben! wenn ich nicht an's Ziel gelange; muß ich die gräßlichen Opfer bringen? nun, beim Abgrunde der Hölle! ſo will ich's auch!“

Ein heiſeres Gelächter ertönte wieder markerſchütternd durch das öde Gemach, und die geheimnißvollen Gefäße ſchienen ſich wunderſam zu regen und klirrten ſchrillend an einander. Der Graf aber blickte erbebend um ſich, nahm die Lampe, verließ eilig das unheimliche Laboratorium, und nachdem er die eiſerne Thür feſt hinter ſich verſchloſſen hatte, ſtieg er erſchöpft die feuchten Stufen der Kellertreppe hinauf.

Droben kam ihm Bertha freudig entgegengeſprungen, die Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, der als ſie noch in ihrer Kindheit war, in einer Fehde mit dem Reinſteiner Grafen gefallen. Ihre Mutter hatte ſie ſchon früher durch den Tod verloren, und ihr Oheim, der Graf Burchhard, der damals noch mildere Empfindungen hegte, nahm

ſie zu ſich, ließ ſie ſorgſam pflegen, und ſahe ſie, mit wahrhaft väterlichen Blicken zur holden Jungfrau auferblühn, bis ſeine unüberwindliche Neigung zu geheimen Wiſſenſchaften ſein Herz verhärtete und gegen die ſanften Eindrücke des häuslichen Glücks unempfindlich machte.

In heitrer Unbefangenheit, wie ein freundlicher Engel, mit allen Reizen der Unſchuld, Jugend und Lieblichkeit prangend, kam ſie dem alten, erſchöpften Oheim entgegen, auf der Stiege, welche zu den obern Gemächern der Burg führte. Mit tauſend Schmeichelnamen hieß ſie ihn willkommen, ſchalt ihn zärtlich wegen ſeines langen und der Geſundheit gefährlichen Aufenthaltes im feuchten Kellerraume und ſtreichelte ihm dabei die bleichen, eingefallenen Wangen, wie ein Kind, das ſeinen Vater liebkoſt.

Anfangs ruhten ſeine Blicke wohlgefällig auf ihrem friſchen, lieblich geformten Antlitze, und er konnte ſich auf Augenblicke einer wohlthuenden Empfindung hingeben, die ihre kindlichen Schmeicheleien in ſeiner erkalteten Bruſt erweckten; doch bald wurde ſein Auge ſtarr und ſeine Blicke gleiteten feindſelig an ihrer blühenden Geſtalt auf und

nieder; fliegende Röthe färbte ſein Geſicht, und wie von immer ſteigender Angſt getrieben, ſie heftig von ſich abwehrend, rief er mit ſeltſam unheimlichem Tone: „laß ab, Schmeichelkätzlein, laß ab! denn ich bin eben grimmiger Laune und könnte Dir wehe thun an Deinen zarten Gliederchen, wenn ich Deine Liebkoſungen erwiederte. Auch zwickt michs empfindlich, wenn Du mir mit Deinen Händen im Barte kraueſt oder zaußeſt an meinen weißen Locken; beſonders wenn Du es thu'ſt mit Deiner linken Hand — pfui, Kindlein! thu' die linke Hand weg; ich will ſie nicht ſehen!“ — Und als ob er dem Anblicke eines Schreckbildes entgehen wolle, verhüllte er ſein Angeſicht mit dem Mantel, ließ das graue Haupt auf die Bruſt niederſinken und ſeufzte tief. Bertha war ſtill geworden und ſtand betreten vor ihm und wußte ſich des Oheims wunderliches Benehmen nicht zu deuten. Dieſer aber ſchien ſich bald wieder zu erholen, fuhr plötzlich auf, blickte ihr ſtarr ins Geſicht, und ſeine beiden abgelebten Hände auf ihre Schultern legend, und ſie ſo näher an ſich ziehend, ſprach er im kindiſchen Tone: „warſt ein kümmerliches Würmchen, als ich Dich zu mir nahm, ſah'ſt recht

kränklich und verhungert aus; denn Deines Vaters Haushalt war immer schlecht bestellt. Er verpraßte sein Gut und überließ Dich fremder Obhut, die sich wenig um Dich kümmerte, und als er seinen Tod gefunden, nahmen seine Gläubiger den Rest seiner Habe. Da brachten sie Dich zu mir, und ich ließ Dich pflegen und fütterte Dich groß und rund, mein Engelskindlein! — Möchtest Du nun nicht dankbar seyn und Deinem alten Ohm zu seinem Glück verhelfen? würdest Du nicht freiwillig hungern für Deinen zweiten Vater, wenn das Heil seines Lebens auf dem Spiel stünde?"

„Ei, warum nicht?" erwiederte Bertha lachend, die die Rede des Alten für Scherz und Possen nahm; — „ei, warum nicht, herzlieber Ohm? todthungern wollt' ich, wenn's Euch nur was nützen könnte!"

„Wirklich, Goldmädchen! wolltest Du?" rief der Alte, mit sichtbarer Aufwallung einer innern Freude, die jedoch plötzlich gedämpft wurde durch ein unwillkührliches Schaudern, welches ihn eisig kalt durchrieselte. „Geh', Kind!" fuhr er dann herabgestimmt fort; — „laß mir einen Becher

Wein heraufbringen, mich freiet, mich freiet!" Damit drängte er sie zur Thür hinaus, und sie hüpfte, ein muntres Lied trällernd, freudig davon; denn sie meinte: der alte, finstre Ohm sey lange nicht so guter Laune gewesen, als heute.

Nachdem sie nun ihren Auftrag ausgerichtet hatte, ging sie hinab in den Burghof und schaute bald rechts, bald links; doch wie es schien, fand sie hier nicht, was ihre Blicke suchten. Sie wollte nun ihren Weg nach dem Söller nehmen; doch schnell besann sie sich anders und eilte durch die innern Gehöfte nach dem äußersten Zwinger, wo ein Vorsprung in der Mauer eine Steinbank bildete, von wo aus man die freie Aussicht genoß nach einem Theil des wilden Harzgebirges; und vom nordöstlichen Ausgange des Selkethals in die freien Ebenen von Quedlinburg, Halberstadt, ja bis Magdeburg sah. —

Auf jener Steinbank nun saß ein junger Mann in einfacher Knappentracht, dessen blühen des Antlitz seltsam contrastirte mit dem finstern Trübsinne, der auf seiner Stirn lagerte. Er hatte sein Haupt auf die rechte Hand gestützt und blickte, wie in tiefes Sinnen verloren, in die Weite, bemerkte

auch Bertha's Annäherung nicht, die mit jungfräulicher Schüchternheit bis dicht zu ihm geschlichen war, und ihn jetzt aus seinen Träumen mit den Worten weckte: „wonach schau'st Du so emsig aus, Conrad? gefällt Dir dort in grauer Ferne der Magdeburger Dom so außerordentlich, daß Du Deine Blicke nicht davon abwenden kannst? Sitzest wohl schon seit Morgengrauen hier; denn bald versinkt die Sonne hinter den Bergen und noch sah ich Dich den ganzen Tag über nicht im Schlosse."

„So habt Ihr also wirklich nach mir ausgeschaut?" erwiederte Conrad, der von seinem Sitze aufgestanden und ihr bescheiden näher getreten war im stillen Entzücken.

„Wunderliche Frage!" entgegnete sie verschämt und sanft erröthend. — „Als ob ich Dir's nicht längst schon eingestanden hätte, daß mein Auge am liebsten auf Dir ruht von allen Männern, die ich kenne. Aber was hilft mir's denn!" fuhr sie in unschuldiger Offenheit fort; — „Du verbirgst Dich recht geflissentlich vor mir und der Ohm hat's verboten, recht streng verboten, nach Dir hin zu blicken, wenn uns auch der Zufall

einmal an einander vorüberführt. Er meint: wir wären Beide gar arm und Kinder ſeiner Gnade, müßten als Bettler im Lande umherſtreichen, wenn er ſeine Hand von uns abzöge."

„Freilich verdanke ich Eurem Ohm Alles was ich bin und habe," erwiederte Conrad; — „denn als er mich, nachdem ihm mein alter Vater das Leben gerettet, in ritterlichen Künſten unterweiſen ließ, und ſpäterhin zu ſeinem Knappen machte, erhob er mich hoch über meinen Stand, weil mein Vater nur ein armer Hirte iſt und ſein Dienſt und Hirtenſtab wahrſcheinlich mein einziges Erbtheil geworden wäre. Aber da der Graf nun ſeine Gnade, für die ich ihm Zeit meines Lebens dankbar bleiben werde, ſchon Jahre lang an mir geübt, iſt auch ein edleres Verlangen in mir erwacht, mir Ruhm und Ehre zu erwerben, und nur dies kühne Streben gab mir jüngſt den Muth, mein Auge bis zu Euch zu erheben, edles Fräulein, und Euch mein ganzes Herz zu öffnen. Mit Engelsmilde hörtet Ihr mich an, und Eure Antwort hauchte Seligkeit in meine Bruſt; aber bald wurden meine ſchönſten Hoffnungen durch das harte Wort Eures Ohm's zertrümmert, der mit kaltem

Hohn auf meine Werbung mir entgegnete: ich sollte sieben Jahre um Euch dienen, wie Jacob um die schöne Rahel; und wenn ich dann die Summe ihm aufweisen könne, die erforderlich sey, mir eine stattliche Burg zu bauen; dann wolle er den Ritterschlag und Eure Hand mir nicht verweigern; doch bis dahin sollte ich's bei seinem höchsten Zorn nicht wagen, mein Auge zu Euch zu erheben, oder das leiseste Wort der Liebe in Euer Ohr zu flüstern. Mein alter Vater, dem ich meinen Kummer anvertraute, lächelte bei meinem Schmerz, und mit geheimnißvoller Miene rieth er mir Geduld. Die sieben Jahre, meinte er, würden schnell vorüberfliegen, und dennoch wär' die Zeit auch wieder lang genug, um mir mein Glück zu gründen. — Geduld — das ist nun so der Rath des Alters, das, zum Handeln selbst zu schwach, nur noch auf Wunder hofft, indem die volle Jugendkraft des Mannes sich kühn die Bahn, vertrauend seiner eignen Stärke, bricht, die hin zu seinem Ziele führt. Was soll ich hier die edle Zeit in thatenloser Ruhe vergeuden? ich muß das edle Waffenhandwerk im Kriege üben und mir dort die goldenen Sporen verdienen. Deutsch-

land liegt im Frieden, und an den kleinern Fehden, wie man die Raubzüge der benachbarten Ritter nennt, mag ich nicht Theil nehmen; denn für ungerechten Kampf habe ich die Erstlinge meines Schwerts nicht aufgespart, und Euer Ohm bedarf ja meiner nicht; er hat dem Waffenruhm entsagt, seitdem er das lichtscheue Gewerbe der geheimen Künste treibt. So hab' ich mich denn fest entschlossen, noch in dieser Nacht die Veste heimlich zu verlassen und fortzuziehen nach dem fernen Süden. Dort in Italia und Frankreich rast der Krieg ja ewig fort, und dem Fürsten, der für gerechte Sache streitet, will ich meine ersten Dienste bieten."

Bertha war erbleicht, als sie seine letzten Worte hörte, und mit sichtbarer Betrübniß entgegnete sie: „also heimlich wolltest Du uns verlassen, und in dieser Nacht noch?"

„Muß ich nicht? erwiederte Conrad beklommen, — „meines alten Vaters Bitten und Eures Ohms strenger Befehl, würden mir hier Fesseln anlegen, wollt' ich meine Absicht laut werden lassen. So muß es denn heimlich geschehen, so ungern ich mich entferne wie ein Dieb, aus der lieben Veste,

die mir ein gaſtlicher Heimathsort geweſen von Kindheit auf; obgleich ich nichts mit mir nehme als was Graf Burchhards Gnade mir gewährte als Geſchenk: die ritterliche Kunſt und dieſes Schwert. — Und Eurem Ausſpruche ſtelle ich's anheim, edles Fräulein, ob ich das, was ich ſonſt noch hier im Herzen mit davon trage, einen Raub muß nennen, oder eine freie Gabe?"

„Du nimmſt mein ganzes Herz ja mit, böſer Conrad!" ſeufzte Bertha, verſchämt an ihrer Schärpe zupfend — „und ich weiß ja ſelber nicht, ob Du mit Deinen Augen mir's geſtohlen, oder ob ich Dir's geſchenkt. Aber Dein ſoll's nun bleiben bis in Ewigkeit! — Gott und ſeine Heil'gen mögen Dich geleiten und in ihren Schutz nehmen, und wenn Du wiederkehrſt im Ritterſchmuck, dann will ich ſchon den alten Ohm verſöhnen und auf meinen Knieen ihn ſo lange bitten, bis er ſich erweichen läßt, in unſer Glück zu willigen. Abſchied nehmen kann ich nicht in dieſer Stunde; ich möchte gern gar viel noch mit Dir plaudern, doch nur jetzt nicht; mir iſt's ſo bang' geworden, daß ich kaum noch Athem ſchöpfen kann; wie könnt' ich Worte finden? — Verlaß um Mitter-

nacht die Burg, dann sollst Du außerhalb der Mauern mich noch sehen!" Eilig entfernte sie sich von ihm nach diesen Worten; denn sie konnte kaum die aufsteigende, heiße Thränenfluth länger verbergen. Auch Conrad verließ den Zwinger mit schwerem Herzen und mischte sich im großen Hofe unter die Burgleute.

2.

Es war am Abende deſſelben Tages und die langen Schatten, die Vorboten der Nacht, erfüllten ſchon das ganze Selkethal. Die blanke Rinderheerde des Grafen von Falkenſtein lagerte geſättigt und müde von der Hitze des Tages, wiederkäuend im hohen Ufergraſe des Baches und immer lauter wurde ihr ungeduldiges Gebrüll, welches das Verlangen nach der Heimkehr in die ſichern, warmen Ställe der Bergveſte auszudrücken ſchien. Doch nirgends war ein Hirt zu ſchauen; nur ein großer, brauner, langhaariger Hund hielt mit klugen Augen Wache, und blickte von Zeit zu Zeit lauſchend umher, als ob er Jemand erwarte. Endlich aber ſchien die Geduld der Heerde, wie des

Hundes, völlig erschöpft; die kräftigen Stiere hatten sich von ihrem Lager erhoben, schlossen sich dicht an einander, und indem sie mit dumpfem Gebrüll, das wie rauher Befehl ertönte, Kühe und Kälber aus ihrer Ruhe aufscheuchten, schienen sie bereit, die Rückkehr des Hirten nicht abzuwarten, und ohne seines Horns Commandoruf auf dem bekannten Pfade den Rückweg nach der Burg anzutreten. Doch der kluge Hund, ihr rebellisches Vorhaben sogleich errathend, fuhr mit keckem Sprunge zwischen die Rädelsführer, trieb sie mit heftigem Gebell und leichten Bissen auseinander und hetzte sie eine bedeutende Strecke, von der Burg abwärts, das Thal hinunter; und als er hier die ganze Heerde, in immer engern Kreisen sie umspringend, dicht zusammengeschaart hatte, verließ er sie, flog pfeilschnell eine Strecke weit im Thale wieder hinab und verschwand seitwärts im Gebüsche.

In einer weiten Höhle aber, in der linken Bergwand des Selkethals, dem Falkenstein schief gegenüber, die tief versteckt lag zwischen dichtem Strauchwerk und Felsentrümmern, saß Conrad's Vater, der alte Hirt Tidian. Auf einem niedern

Steine hatte er Platz genommen, vor ſich eine brennende Grubenlampe, welche die Höhle ziemlich hell erleuchtete, und bei deren Scheine er einen Haufen Sand und Steingebröckel durchzuſichten ſchien. Ein ledernes Beutelchen lag geöffnet ihm zur Seite, und war ſchon ziemlich halb gefüllt mit gelben, glänzenden Metallkörnern, welche er emſig, den Sandhaufen durchwühlend, zuſammengeleſen hatte. Gleich einem Erdgeiſte, der in ſeiner unterirdiſchen Wohnung ein geheimnißvolles Weſen treibt, war der hochbetagte Mann anzuſchauen, wie er da ſaß, von der röthlichen Gluth der Lampe hell beleuchtet. Silberlocken umwallten ſeine Schläfe, ein langer, weißer Bart fiel auf ſeine Bruſt herab, ſein gebräuntes Antlitz trug das Gepräge der Gutmüthigkeit und Treue, und ſein helles, immer noch feuriges Auge erglänzte wie von innerer freudiger Bewegung. Noch immer ſaß er und las die gelben Körner aus dem Sande, und ſprach zuweilen leiſe, abgebrochene Worte vor ſich hin: „Alles für Conrad und ſein Lieb'! Geduld, Söhnlein, Geduld! Die ſieben Jahre ſind keine Ewigkeit und meine Augen ſind noch friſch, für Dich zu ſammeln die gebenedeiten

Körnet; die mir schon einen artigen Schatz an Silber eingebracht, ohne daß Du ahnest, Conrad, wie reich Dein alter Vater ist. — Was wird der liebe Junge für Augen machen, wenn ich nun nach Jahren, so Gott mich leben läßt, den ganzen Reichthum vor ihm ausschütte, und zu ihm sage: jetzt gehe hin und suche Dir ein freundlich Plätzchen und baue Dir eine Veste von Grund auf neu; ei, nun, wird's auch ein kleines Nest nur werden; so finden doch wohl drei zufriedene Menschen Raum darin; für Dich, mein Conrad, Dein fein Liebchen und Deinen alten Vater bedarf es wahrlich keines Fürstenschlosses. — Dank Euch, Ihr guten Zwerge, die ihr mir den Eingang in die Höhle zeigtet; von Herzen Dank, Ihr lieben Kleinen, das war eine treffliche Ausbeute; dafür giebt mir der Magdeburger Goldschmidt wohl eine volle Mark des besten Silbers;" schloß er seine Rede, den jetzt beinahe vollen Beutel wohlgefällig in der Hand wiegend. Doch in demselben Augenblicke knisterte draußen das Gesträuch, und lautes Hundegebell schreckte ihn auf. Schnell verlöschte er die Lampe, und kaum hatte er den Beutel auf der Brust unter seinem Kittel ver-

borgen, als auch der treue Wächter seiner Heerde ungestüm hereinsprang und mit ungeduldigem Gebell ihn an seine Pflicht mahnte. Eilig ergriff er seinen Hirtenstab und als er vor die Höhle hinaustrat und die Dämmerung bemerkte, die schon rings im Thale herrschte, da beeilte er sich noch mehr, erreichte, so schnell es sein Alter gestattete, die Heerde, und trieb sie das Thal entlang und dann den ziemlich steilen Weg zur Burg hinauf.

Als er nun das Vieh in die Ställe vertheilt hatte und sich eben nach seiner kleinen Wohnung, die in einer niedern, an die Burghofsmauer gelehnten Lehmhütte bestand, begeben wollte, wurde er eiligst zum Grafen beschieden. Er befürchtete einen Verweis wegen seines langen Außenbleibens; doch da ihm der Herr immer gnädig gewesen und ihm manchen Beweis seiner Dankbarkeit bereits gegeben hatte; so hoffte er ihn bald zu besänftigen. Wie sehr aber erstaunte der alte Hirt, als Graf Burchhard ihm mit hoher Zornesröthe auf der gefurchten Stirn entgegentrat und ihn mit folgenden Worten gar hart anließ: „was gebührt Dir, Du ungetreuer Knecht, der Du Dich diebisch meines Eigenthums bemächtigst, und in der Ferne

Handel damit treibst zu Deinem Vortheil? — Schau hier dies Goldstück, ganz neu und geprägt aus dem feinsten Metall; kennst Du auch den Namen dieser Münze? Tidiansgold nennt man's drüben im Magdeburg'schen und ward nach Dir also getauft! — Nun höre weiter, was mir dies Sendschreiben des Erzbischofs von Magdeburg, der diese Münzen prägen ließ, noch weiter darüber berichtet;

„Ein Hirt, Namens Tidian, angeblich von der Burg Falkenstein, im Harzgebirge, brachte schon, seit länger als drei Jahren, die goldnen Körner, deren hoher Werth dem Manne nicht bekannt seyn mußte, in ledernen Beuteln von Zeit zu Zeit zu einem Goldschmidt unserer Stadt, der ihm das, was er einlieferte, in gleichem Gewicht an gemünztem Silber wiedergab, womit der Hirt gar wohl zufrieden schien. Der Goldschmidt vertraute mir vor kurzer Zeit den ganzen Handel und bot mir einen guten Theil des eingeschmolzenen Goldes zur Präge, was ich nicht verschmäh'te, und nun die Münzen, die daraus gewonnen wurden „Tidiansmünzen" nach dem Finder

des edlen Metalles nannte. Da aber doch nun von Gott-und-Rechtswegen Euch, Herr Graf, die edle Ausbeute Eures Berglandes zugehört, so habe ich Euch pflichtgemäß dieſes wollen zu wiſſen thun, damit Ihr gedachten Tidian zum Geſtändniß ſeines Fundorts bringt und allda zu Eurem eignen Vortheil durch kundige Leute nachforſchen und die edlen Körner einſammeln laßt. — Wir geben Euch dazu unſern Segen und ermahnen Euch, im Falle reichlicher Erndte auch unſrer heiligen Kirche nicht zu vergeſſen“ u. ſ. w. — So lautet des Herrn Erzbiſchofs Sendſchreiben!“ fuhr der Graf zürnend fort. — „Und nun erſt wird mirs klar, was in den letzten Jahren Deine häufigen Wanderungen nach Magdeburg zu bedeuten hatten, die, wie Du vorgabſt, Deinen Blutsverwandten galten. Hab' ich das um Dich verdient, Treuloſer? Hab' ich nicht von jener Zeit an, als Du mir das Leben gerettet in derſelben Fehde, in der mein Bruder fiel, reichlich meine Gnade Dir zugewendet, Deinen Dienſt Dir zu vergelten? — Deinen Sohn hab' ich gleich einem Junker auferziehen laſſen; Dir ſelbſt hab' ich gar

oft ein ruhig Gnadenbrot geboten bis an's Ende; doch Du mochteſt den Hirtenſtab nicht in andre Hände geben, weil Du dann fürchteteſt, nicht mehr unbemerkt Deinen Schatzgräbereien nachgehen zu können. — So habe ich Dich jetzt durchſchaut und nun befehl ich Dir, mir ohne Hehl die Teufelskünſte anzugeben, die Du angewendet, um jenen Goldſand zu entdecken, und den Ort genau mir zu beſchreiben, wo Du ihn gefunden; dann will ich ſehen, ob ich Deine Strafe mildern kann."

Wie vernichtet ſtand der greiſe Hirt vor ſeinem zornigen Gebieter; denn er ſahe ſein Geheimniß entdeckt und mit deſſen Offenbarung alle ſeine liebſten Hoffnungen vernichtet; tief ſchmerzte ihn der ſtrenge Vorwurf des Undanks und des Raubes und erſt nach langer Pauſe war er im Stande, Faſſung zu erringen und zu entgegnen: „bei allen Heil'gen, edler Graf, ich habe unbewußt an Euch gefrevelt; denn ich kannte ja den Werth der gelben Körner nicht, und kein Gedanke iſt mir je gekommen, daß ich Euch beraubte, wenn ich mich des glänzenden Sandes bemächtigte, den mir die guten Zwerglein an verborgner Stelle zeigten. Denn Ihr müßt nur wiſſen, daß ich nicht durch Teu-

felskünste jenes Gold erlangte, sondern durch mein fromm Gebet. Ihr hattet längst schon gegen mich geäußert: mein Conrad könne einst ein wackrer Ritter werden, ihm fehle nur ein Stückchen Land und eine sichre Burg; denn ohne diese würde er ewig Knappe bleiben. Nun seh't, Herr Graf, der Bube ist mein Stolz und meines Alters einzige Freude und wie ein Felsstein lastete von jener Zeit Euer Wort auf meinem Herzen. Niemals empfand ich meine Armuth drückender, und wenn ich einsam im Thale unten hinter meiner Heerde wanderte, da träumt' ich wachend oft von Teufelsspuk und von verborgnen Schätzen. Doch immer wieder erhob sich meine Seele zu Gott und als ich eines Tages recht aus Herzensgrund gebetet, mich zu bewahren vor dem Bösen; da sahe ich vor mir eine wunderbare, schöngefärbte Blume, wie ich sie vorher im Thale nie geschaut und pflückte sie und steckte sie auf meinen Hut. Von jenem Augenblicke an war mir, als ob ich heller sähe; die fernsten Bäume kennt' ich unterscheiden, durch's dichteste Gebüsch hindurch sah ich das Wild in seinem Lager und selbst die Berge, die ich sonst nur in blauer Ferne sah, die stan-

den mir ſo klar vor Augen und ſo nahe, als ob ich ſie mit Händen greifen könnte. Da, als ich nun um eine Felſenecke bog, bemerkt ich plötzlich auch ein Zwergenpärlein, das im hohen Graſe hockte, das mir freundlich winkte und wie zum Gruß die kleinen Kappen ſchwenkte. Erſchrocken, denn ich hatte nie, ſo alt ich bin, dergleichen Spuckgeſtalten je geſehen, ſchlag' ich drei Kreuze vor mich hin und murmele ein Stoßgebet; jedoch die Männlein weichen nicht und nicken immer freundlicher mir zu. Mein Hund zeigt keine Furcht, beſchnobert ſie und läßt ſich ſchmeicheln, ſo daß auch ich Vertrauen faſſe und ihren Winken folge. Sie ſpringen luſtig vor mir her auf ungebahntem Wege und führen mich über Felsblöcke und durch dichtverwachſenes Geſträuch, die linke Bergwand des Thales entlang, dem Falkenſtein ſchräg gegenüber, zu einer Höhle, die ganz verſteckt im Dickicht liegt. Eine Grubenlampe hatten ſie hier entzündet und fingen an mit kleinen Hacken und Schaufeln den Boden zu durchwühlen. Bald hatten ſie ein Häuflein Sand zu Tage gefördert, zeigten mir darunter die gelben Körner und verſchwanden. Ich hatte ihrem Treiben verwundert zugeſchaut, doch

konnte ich den Zweck nicht faſſen, denn die glänzenden Küglein, die ich aus dem Sande mir zuſammengeleſen, hielt ich nur für eitel Spielwerk; doch ſteckte ich ſie in meine Hirtentaſche und als ich nach einigen Tagen gen Magdeburg wanderte, meine Blutsverwandten heim zu ſuchen, zeigte ich die Dingerchen einem Goldſchmidt dort, der mir zu meinem Erſtaunen den Fund mit gemünztem Silber aufwog. Nun ward mirs freilich klar, warum die Zwerge mich zu jener Höhle gelockt, ich benutzte ihren Fingerzeig ferner emſig, doch ohne ſie jemals wieder zu Geſicht zu bekommen, und dankte der Vorſehung, die mir durch die gutmüthigen Kleinen eine Quelle eröffnet, um einen Schatz zu ſammeln für meines Sohnes Glück, und niemals habe ich geglaubt, an Euch, edler Herr Graf, einen Raub zu begehen, indem ich die Gabe der Zwerge annehme."

„Haſt Du noch Vorrath von den goldnen Körnern?" fragte der Graf hierauf, ſeine finſtern Blicke ſcharf auf ihn heftend, und ſchweigend überreichte ihm der Hirt den ledernen Beutel, worin ſich die vor wenigen Stunden erſt geſammelte Ausbeute befand. Mit einer Kennermiene prüfte Graf

Burchhard die Metallkörner und je länger er ſie betrachtete, deſto zufriedener leuchteten ſeine Blicke und haſtig warf er endlich noch die Frage auf: „glaubſt Du wohl, Tidian, daß in jener Höhle des Goldſandes noch viel verborgen liegt?“

„Sicher, mein Gebieter!“ erwiederte der Alte, — „denn je tiefer ich gegraben, deſto reichlicher kommen die Körnlein zu Tage.“ —

„Nun denn, Alter“ — fuhr der Graf fort, nachdem er lange ſchweigend, in tiefes Sinnen verloren, auf- und abgegangen war; — „ich könnte Dir Dein Leben abſprechen und Dich Henkershänden überliefern, weil Du nicht redlich Deinen Fund mir angezeigt, und ſo mein Eigenthum mir heimlich vorenthalten; doch weil ich Deines Dienſtes denke aus vergangner Zeit, will ich Gnade für Recht ergehen laſſen und Dich Deines Lebens ſichern. Die Summe, welche Du bisher für Deine Ausbeute gelöſt, ſey Dir gleichfalls geſchenkt; doch welche Bürgſchaft denkſt Du mir zu leiſten: daß Du keinem menſchlichen Weſen verräthſt, wo jene Höhle zu finden; daß Du ſelbſt auch niemals wieder Dich's gelüſten läßt, dort nachzugraben, und für den eignen Säckel einzuſammeln?“

Durch die ſcheinbare Güte des ſtrengen Gebieters innig bewegt, ſtürzte ihm der Hirt zu Füßen und ſprach: „habt tauſend Dank, mein edler Herr! — Bei Gott dem Allwiſſenden ſchwöre ich's Euch: daß ich, bis auf dieſe Stunde, keinem Menſchen, ſelbſt meinem Sohne nicht, das Geheimniß anvertraut. Als Bürgſchaft, daß ich ferner ſchweige, reißt mir die Zunge aus, und daß mich's künftig nie gelüſte, von Eurem Schatz mir nur das kleinſte Körnlein anzueignen, ſtecht mir beide Augen aus. Freiwillig biet' ich dieſe Glieder meines Leibes Euch als Pfand."

Da lächelte der Graf argliſtig und grauenerregend verzerrten ſich ſeine Mienen, als er erwiederte: „laß doch ſehen, Deine Augen, guter Tizian! — Ei, ei, ſo funkelnd hell noch, wie in Deines Sohnes blondgelocktem Haupte. Fürwahr, zwei ſchöne klare Greiſenaugen, und die ſoll ich Dir ausſtechen, altes Närrchen? als Pfand haſt Du ſie freiwillig mir geboten, und ich kenne Dich darauf: Du hielteſt ſtill, wenn ich's im Ernſt von Dir begehrte. — Nun, geh' nur, Alter, geh'! Will heute Deine Bürgſchaft noch nicht fordern,

doch morgen früh, nach Sonnenaufgang, führst Du mich nach der Höhle.“ Mit freundlicher Kopfneigung und einem Winke seiner Hand entließ er den Greis, der, nach wiederholten Danksagungen, froh bewegt nach seiner Hütte ging.

3.

Es war Nacht geworden und heller Mondenschein beleuchtete das düstre Harzgebirge. Grabesstille herrschte in der Burg Falkenstein; der Thurmwächter hatte sich lässig zurückgezogen von seiner Warthe; denn es herrschte Frieden ringsum und keine Gefahr fürchtend, überließ er sich im Innern des Thurms einem ziemlich festen Schlafe. Die Zugbrücke am großen Hofthore war aufgezogen, alle Mannen schliefen, theils in den Ställen, theils in den untern Gemächern der Burg, und so schien die ganze Veste ausgestorben; denn selbst ein wachsamer Hund war nirgends zu schauen. Doch endlich bewegte sich, gleich einem Schatten, eine dunkle Gestalt, vorsichtig an der Mauer des

äußerſten Zwingers hin, und verſchwand bald darauf hinter der Thür eines Ausfallpförtchens, die ſich geräuſchlos öffnete. Es war Conrad, ſein Schwert an der Seite, mit einem leichten Bündel auf den Schultern. Er wand ſich durch das Geſträuch, welches den ganzen Berg, worauf der Falkenſtein liegt, bedeckte, und gelangte ſo auf einem engen Pfade bis an die Mündung der Zugbrücke, von wo aus ein breiter, gebahnter Weg den ſteilen Berg hinabführte. Mit ſchwerem Herzen hatte er Abſchied genommen von der alten Burg, wo ſo mancher Lichtblick ſeines Lebens Muth und Kraft in ſeiner Bruſt erweckte, wo ſo manche ſelige Hoffnung ihm emporddmmerte am fernen Horizonte ſeiner Zukunft. Trotz der Härte, womit der Graf ihn von Bertha trennte, hatte er ihm doch die ſchuldige Dankbarkeit heilig bewahrt, und wünſchte ihm vergelten zu können, daß er ihn aus dem Staube gezogen und ihn gebildet hatte für höheren Beruf. Seinem Vater, dem er mit der ganzen Gewalt der treueſten Kindesliebe anhing, hatte er geglaubt, ſeine Flucht verhehlen zu müſſen, theils um ihn ſicher zu ſtellen vor des Grafen Zorn bei der Entdeckung ſeines

Entweichens, theils um seinen Bitten zu entgehen, durch die er in seinem Entschlusse wankend zu werden fürchtete. Er hatte ihm kein Lebewohl sagen dürfen; nur durch das Fenster der kleinen Hütte hatte er ihn noch einmal gesehen, schlummernd auf seinem Lager, und hatte ihm, gewaltsam seine Thränen zurückdrängend, den letzten Abschiedsgruß zugeflüstert. Bertha hatte er, seit seinem Gespräche mit ihr am vergangenen Abende, nicht wieder erblickt, und in den öden Gängen der Burg, so wie in den Gehöften und Zwingern hatte er lange vergebens nach ihr umgeschaut, bevor er die Veste verließ. Bereits verzichtend auf das süße Weh des letzten Abschieds von der Heißgeliebten wanderte er rasch den Bergweg hinab der zum Selkethale führte. Kaum aber hatte er die Hälfte desselben zurückgelegt, und das vom Mondlicht hellerleuchtete, steinerne Heil'genbild erreicht, welches die Vorübergehenden zur Andacht aufforderte, und müden Wanderern auf dem steilen Wege zugleich einen Ruheplatz bot, so bemerkte er dort eine weibliche Gestalt, seinen Blikken halb verborgen und knieend, wie im eifrigen Gebete. Mit leisen Schritten näher tretend, zog

er unwillkührlich seinen Hut, beugte seine Kniee und betete zur Gottesmutter um Schutz und Kraft auf seinen dunkeln Wegen, die er vor sich hatte. Doch kaum hatte er den frommen Erguß seines Herzens beendigt, so hörte er leise, dicht hinter sich, seinen Namen von wohlbekannter Stimme rufen. Ueberrascht sprang er vom Boden auf und Bertha stand vor ihm, gebleicht vom Mondlichte, im weißen Nachtkleide, hold ihm entgegen lächelnd, einem Engel gleich. Diese freudige Ueberraschung hatte der Arme nicht zu ahnen gewagt, und im Uebermaaße des Entzückens öffnete er die Arme, um die Geliebte fest an seine Brust zu schließen.

Doch ernst ihn von sich abwehrend, trat sie zurück und sprach sanft: „nicht also, lieber Conrad! rein soll unsre Trennung bleiben, wie unsre Liebe war. Laß uns wie Schwester und Bruder von einander scheiden, bis uns ein glücklicheres Wiedersehen auf ewig dann vereint. Fromm habe ich gebetet hier zur heil'gen Jungfrau; ob uns auch Länder trennen, wird sie doch uns Beide schützen. Ich wählte diesen Ort zum letzten Abschiedsgruß, um hier im Angesicht der Heiligen, durch einen Eid uns ew'ge Liebe und Treue zu

geloben. Doch bedarf es deſſen nicht, reich mir die Hand nur — ſo; — dies ſchließt den Bund ſchon für das ganze Leben. — Und nun, mein theurer Conrad, Du zieh'ſt aus, arm, namenlos und unbekannt, in eine Welt, wo Reichthum und der äußere Schein oft mehr gilt als das innere Verdienſt. Ich bin zwar auch nur arm; doch was bedarf ich mehr, da alle meine Wünſche mein Ohm ja gern befriedigt, und die Einſamkeit des Falkenſteins mich nicht verlockt zu Putz und eitlem Glanz. So nimm denn freundlich an, was ich Dir bieten kann; es iſt der Mutter Schmuck, mein einz'ges Erbe. Vielleicht kann er Dir nützen auf der weiten Fahrt; leichtſinnig wirſt Du ihn nicht von Dir geben; doch darfſt Du auch nicht zögern, Dich von ihm zu trennen, wenn Dich Unheil treffen ſollte, oder wenn der Erlös daraus Dir dienen könnte, Deinem Ziele Dich zu nähern. Nimm, mein Conrad, nimm Deiner Bertha einz'ge Gabe, die Dir ihre Armuth weihen kann."

Conrad war tiefgerührt und fand keine Worte ihre Engelsgüte abzulehnen; und doch vermochte er es nicht, die Hand zu regen, um das dargebo-

tene einfache Käſtchen, welches den Schmuck enthielt, zu empfangen; mit thränenſchwerem Auge ſtürzte er ihr ſchweigend zu Füßen und drückte ihre freie Hand heftig an ſeine Lippen. Sie bat ihn, aufzuſtehen und mit innigem Flehn bot ſie ihm wiederholt die Gabe; doch mit Feſtigkeit widerſtand er ihren Bitten und entgegnete: „beſteht nicht ferner mehr darauf, theure Bertha; Ihr würdet meine Ruhe eintauſchen für Euern Schmuck. Denn nimmer könnte ich's über mich gewinnen, auch in der höchſten Noth nicht, oder wenn Gewährung der ehrgeizigſten Wünſche mir geboten würde, Euren einzigen Schatz, das einzige Angedenken an eine liebe Mutter von mir zu geben. Ich würde Tag und Nacht, mit ängſtlicher Sorge das theure Kleinod hüten, und in ſteter Ausübung dieſer Pflicht erlahmen in dem Streben nach dem fernen Ziele, das mich von Euch treibt und das mich einſt mit Euch vereinen ſoll. Nehmt meinen heißen Dank für Euer Opfer, das mein Herz entzückt, das zu empfangen aber meine Hand ſich weigern muß."

Schweigend ſtanden ſie nun lange noch einander gegenüber; er hielt feſt ihre zitternde Hand

in der ſeinigen und ſie fand keine Antwort mehr auf die Zurückweiſung ihrer Gabe; Beide aber rangen vergeblich das letzte Abſchiedswort ihren Lippen zu vertrauen, das ſie auf unbeſtimmte Zeit, vielleicht auf ewig, ſchied. Eine Nachtigall, welche in der Nähe auf ſchwankendem Zweige ihre melodiſchen Liebesklagen der Nacht anvertraute, ſchien die Empfindungen der ſtummen Liebenden in Tönen auszuhauchen; doch plötzlich wurde die liebliche Sängerin unterbrochen durch das heiſere Geſchrei einer Eule, welche im kreiſenden Fluge über den Häuptern Conrads und Bertha's ſchwebte und den grellen, mißtönenden Ruf, wie Unheil verkündend, immer auf's Neue wiederholte.

„Um Gott, Conrad! das iſt der Todtenvogel, er warnt vor Unheil; was ſoll uns begegnen?“ rief Bertha erbebend und umfaßte, als ob ſie heilgem Schutze ſich vertrauen wollte, das ſteinerne Marienbild. Umſonſt ſuchte ihr Conrad Muth einzuſprechen, denn er ſelbſt, vom Aberglauben erfüllt, vermochte ſeine ängſtliche Bewegung nicht zu verbergen. Noch höher aber ſtieg ſeine Furcht, als er jetzt laute, dröhnende Schritte vernahm, welche den Bergweg herab ſich eiligſt naheten. Bertha

war beinahe ohnmächtig in die Knie gesunken und Conrad stand noch immer wie erstarrt, unter der Folter des schrecklichen Gedankens, hier überrascht zu werden, er selbst auf der Flucht begriffen, das Burgfräulein bei ihm, um Mitternacht, außerhalb der Veste, endlich stürzte er entschlossen auf Bertha zu, umfaßte sie kräftig mit seinen starken Armen, und trug sie leicht, wie ein Kind, den Bergpfad hinab. Doch es war zu spät; ein donnerndes „Halt!" lähmte seine Schritte und wie vernichtet rief ihm Bertha zu: „laß ab, Conrad! 's ist meines Oheims Stimme; wir sind verloren!" Mit einem dumpfen Wehrufe ließ Conrad seine Bürde aus seinen Armen gleiten, und Beide erwarteten, trostlos ihrem widrigen Geschicke sich ergebend, den herankeuchenden Grafen.

„Das nenne ich mir ein saubres Ritterstückchen, undankbarer Bube!" rief der Alte, mühsam Athem schöpfend, als er sich ihnen genähert hatte. — „Der feigste Buschklepper würde sich schämen, also zu handeln an seinem Wohlthäter!" fuhr er fort und als Conrad einige Worte zu seiner Vertheidigung sprechen wollte, kreischte er ihm zornig

entgegen: „ſchweig! oder mein Schwert ſoll Dir die bübiſche Zunge lähmen. Und Du mein feines ſittſames Fräulein!“ wendete er ſich zu Bertha, ſie unſanft bei der Schulter faſſend — „kaum den Kinderſchuhen entwachſen, willſt Du mit Deinem ſchelmiſchen Buhlen, als fahrende Jungfrau in der Welt herumziehen —“

„Das war mein Wille nicht!“ unterbrach ihn Bertha feſt, ihrer Unſchuld ſich bewußt. — „Conrad wollte ſich der Unthätigkeit auf Eurer Burg entziehen, die ſeine Kraft in Feſſeln ſchlägt; deshalb zog er aus um ſich als ehrlicher Knappe, in fremden Landen und in rechtlichem Kampfe den Ritterſchlag zu erwerben. Mir aber iſt der Gedanke nie gekommen, mit ihm zu fliehen, und hätte ich es leichtſinnig auch gewollt, ſo würde es Conrad nie geduldet haben. Um ihm ein letztes Lebewohl zu ſagen, habe ich ihn hier erwartet; dies iſt mein ganzes Verbrechen, ich geſtehe es reuig ein und erwarte geduldig was Ihr über mich verhängt.“

„Ei, ſieh' da! wie klug das fromme Jungfräulein die Worte dreht!“ entgegnete der alte

Oheim höhnisch. — „Ich wäre wohl auch kindisch genug und in mein Ziehkindchen vernarrt, daß ich Dir glaubte, wenn hier nicht dieses Zeugniß spräche gegen Dich.“ Und mit diesen Worten zog er das Schmuckkästchen aus seinem Wams hervor, welches ihr beim Heilgenbilde entfallen und in der Aufregung gänzlich von ihr vergessen worden war. — „Muß man sein ganzes Hab' und Gut denn bei sich führen, um ein letztes Lebewohl zu sagen?“ fuhr er schneidend fort. — „Dachtest wohl von all' den gold'nen Säckelchen, die Deine arme Mutter sich, bei Deines Vaters toller Wirthschaft, mühsam vom Munde abgedarbt, um den Glanz ihres Namens zu erhalten, recht lustig zu zehren mit Deinem Liebsten? Dies Zeugniß wird Dich wohl zum Schweigen bringen und Dein Geständniß brauch' ich nicht. Fort jetzt, hinauf zur Burg; dort will ich Euch ein ruhig Plätzchen gönnen, wo ihr träumen könnt von Eurer schnöden Liebe und aller Herrlichkeit der weiten Welt.“

Beide wiederholten knieend ihre Bitten, ihnen nur Gehör zu gönnen und ihren Worten Glau-

ben zu ſchenken; doch vergebens. — Nur als Conrad in Verzweiflung ſeine Kniee umfaßte und ihn beſchwor: nur Bertha Verzeihung zu gewähren und zur Sühne ſein eignes Herzblut bot; da regte ſich eine ſeltſame Bewegung in der Bruſt des Grafen und völlig umgewandelt, faſt freudig, brach er in die Worte aus: „Dein rothes, heißes Herzblut ſoll ich haben, Junge? Freiwillig haſt Du mir's verheißen? hm! hm! das wär' das Letzte!" Darauf befahl er nochmals Beiden, ihm unverzüglich nach der Burg zu folgen und dort ihr Urtheil am nächſten Morgen zu erwarten. Gehorſam erfüllten ſie ſeinen Befehl, und gingen mit ihm gleich Gefangenen; doch da ſie ſeine letzten Worte als eine milde Regung ſeines Herzens deuteten, ſo erreichten ſie, obwohl tiefbetrübt, doch ohne große Furcht vor harter Strafe, durch ein Ausfallspförtchen, durch welches ihnen der Graf, der die ganze Burg vergeblich nach ſeiner Nichte durchſucht hatte, Verdacht ſchöpfend nachgeſchlichen war, die Veſte. Hier lag noch Alles im tiefen Schlummer und der Graf weckte den Burgvogt, der ſeinen Befehl, die beiden Schuldigen in feſte,

abgesonderte Gemächer zu verschließen, mit heimlicher Freude augenblicklich erfüllte, denn er haßte Conrad, seitdem er bemerkt hatte, daß ihm Bertha hold war, die ihn selbst mit seinen plumpen Liebesbewerbungen nachdrücklich abgewiesen.

4.

Kaum graute der nächste Morgen, als Graf Burchhard von Falkenstein den alten Hirten Tibian weckte, noch lange vor der Zeit, zu welcher letzterer gewöhnlich seine Heerde auszutreiben pflegte. „Auf, auf, alter Schläfer!" rief ihm der Graf ungeduldig zu; — „zur Höhle sollst Du mich führen, und auf dem nächsten Wege."

Der treuergebene Hirt war schnell bereit, den Befehl seines Gebieters zu erfüllen, so sehr es ihn auch schmerzte, die Gabe der freundlichen Zwerge, mit welcher er seines Sohnes Glück begründen wollte, in fremde Hand zu geben, ehe er sein Ziel auch nur zur Hälfte erreicht hatte. Der Graf aber

war heiterer Laune und voller Ungeduld die Höhle zu erreichen, deren Schätze nicht allein seinen Reichthum mehren, sondern auch dazu dienen sollten, dem italienischen Doctor und den Alchymisten seiner Zeit ein Blendwerk vorzugaukeln, und so den Ruf, nach dem er Jahre lang vergeblich strebte, zu verbreiten: als ob es ihm nun wirklich gelungen sey, Meister der edlen Goldmacherkunst zu werden. Die Verschwiegenheit des Erzbischofs und des Goldschmidts zu Magdeburg glaubte er leicht erkaufen zu können; der Hirt war in seiner Hand; seines Schweigens konnte er sich im äußersten Falle durch Gewaltthat versichern, und sonst lebte Niemand, der um das Geheimniß gewußt hätte. Es schien ihm also leicht, durch Einschmelzen der goldenen Körner eine große Masse des edlen Metalls in kurzer Zeit zu Tage zu fördern, welches rein und probehaltig, für ein Erzeugniß seines Laboratoriums, und durch geheimnißvolle Mittel erzeugt, ausgegeben, bald seinen Ruf als erfahrener und tiefgelehrter Alchymist, riesengroß in der Welt verbreiten mußte. So wurde durch die Aussicht, mit leichter Mühe durch ein Blendwerk an's Ziel zu gelangen, vor der Hand sein felsenfester Starr-

ſinn eingeſchläfert, mit welchem er bisher vergeb-
lich darnach gerungen hatte, die geheimnißvolle
Kunſt zu ergründen, und kaum gedachte er noch
der entſetzlichen Mittel, die ihm der ſchwarze Doc-
tor angerathen, um ſeinen Zweck zu erreichen. Er
war auf dem ganzen Wege heiter und geſprächig,
ſcherzte mit dem alten Hirten; ſchien das Unge-
mach der rauhen und oft gefährlichen Felsſteige,
die ſie zu überſchreiten hatten, gar nicht zu empfin-
den, und trieb ſeinen Begleiter immer ungedul-
diger zur Eile an, welcher die freundliche Zuſpra-
che ſeines Gebieters für ein günſtiges Zeichen der
wiedergewonnenen Gunſt hielt. Freilich ahnete der
arme Greis nichts von den Vorgängen der letzt-
verfloſſenen Nacht, von ſeines Sohnes vereitelter
Flucht, ſeiner und Bertha's Einkerkerung; ſonſt
würde er mit ſchwererem Herzen ſeinem Herrn ge-
folgt ſeyn, deſſen Grauſamkeit und Härte ihm wohl
bekannt war. Endlich hatten ſie den verborgenen
Eingang der Höhle erreicht; der Graf drängte ſich
voraus und befahl dem Hirten, ſchnell die Lampe
anzuzünden. Als nun das flackernde Licht die dunkle
Kluft erhellte, erſtaunte Burchhard über den wei-
ten Raum, und berechnete ſchon in Gedanken die

unermeßlichen Schätze, die er hier aus dunkler Nacht zu Tage fördern wollte. Dicht vor seinen Füßen befand sich ein frisch aufgegrabener Sandhaufen und Tidian meinte: die guten Zwerge hätten in der Nacht für ihn gearbeitet, wie er dies oft schon gefunden. Der Graf aber hatte kein Ohr mehr für seine Worte, und seine Augen hafteten gierig auf den goldenen Körnern am Boden, welche haufenweis zu Tage lagen. Mit gekrümmten Fingern scharrte er sie zusammen, und darüber hingebeugt, am Boden liegend, zählte er sie bald, bald wog er sie ungeduldig in hohler Hand, bald schied er sie ihrer Größe nach und warf sie dann wieder zusammen, lachte dabei zuweilen laut aufjauchzend, daß es schauerlich widerhallte in der tiefen Kluft und gebehrdete sich so wunderlich wie ein Kind, dessen Sinne ausschließlich von einem neuen, höchst ergötzlichen Spielwerke in Anspruch genommen werden. Der arme Hirt aber stand betrübt dabei, leuchtete dem Herrn bei seinem seltsamen Treiben mit der Lampe, wagte es jedoch nicht, auch nur ein einziges Körnlein anzurühren. Nachdem der Graf nun einen ledernen Beutel, den er mitgebracht, reichlich gefüllt hatte, verwahrte

er ihn ſorgfältig in ſeinem Wams, befahl dem alten Tidian die Lampe zu verlöſchen, und trat mit ihm hinaus vor die Höhle. Hier prägte er ſeinem Gedächtniſſe, mit ſcharfem Auge, die Lage des Geſteins, die Arten der Geſträuche, den Wuchs der Bäume tief ein, legte auch zum Merkmale einzelne Felsbrocken in gewiſſer Ordnung vor den Eingang, und nachdem er ſich auf dieſe Weiſe verſichert hatte, ohne ſeinen Führer die Höhle wieder auffinden zu können, ſprach er zu dieſem kalt und ſtolz: „nun, Tidian, bedarf ich Deiner nicht mehr; Du wirſt das Neſtlein, wo die goldenen Eierchen liegen, nimmer wieder ſchauen; drum nimm jetzt Abſchied davon auf immer und ewig.“

Der alte Hirt blickte kummervoll und ſchweigend zurück nach der Höhle und es war ihm, als ob die Zwerge ſchauten am dunkeln Eingange, recht wehmüthig ihm zunickend; aber er glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen, denn ſie ſchwammen in Thränen.

Den Grafen verdroß das Schweigen des alten Mannes; ſein Frohſinn ſchien gänzlich verſchwunden, ſeitdem er die Höhle verlaſſen und düſtre Falten hatten ſich auf ſeine Stirn gelagert. Von

dem Augenblicke an, wo er die erste Probe seines goldenen Schatzes in seinem Wams verborgen, hatte sich auch der finstere Geist des Mißtrauens seiner ganzen Seele bemächtigt, und nach langer Pause, nachdem er Tidian mit scharfen Blicken unabläßig betrachtet hatte, fuhr er ihn hart an: „warum schweigst Du, alter Träumer? worüber grübelst Du, Böſewicht? — Brüteſt Du Verrath und ſchelmiſche Gedanken, wie Du aufs Neue mich um mein Eigenthum betrügen willſt?"

„Das kommt mir nicht zu Sinne, hoher Herr!" erwiederte der Alte offen und ehrlich. — Freilich mußte mich's betrüben, daß mir der Quell verſiegte, aus dem ich oftmals noch zu ſchöpfen dachte, zu meines Sohnes Heil; doch habe ich Euch ja treu und redlich bis hierher geleitet und ohne Hinterliſt und Vorbehalt der Höhle ganzen Schatz in Eure Hand gegeben; wie mögt Ihr doch noch immer Mißtrauen hegen?"

Doch der Graf fand ſich durch des Alten ehrliche Rede nichts weniger als beruhigt; die Flammen des Argwohns loderten immer mächtiger in ihm empor und hämiſch entgegnete er dem Hirten: „haſt Du nicht ſchon einmal die Treue ge-

gen mich verletzt, indem Du mir den ersten Fund verhehltest? – Als ich Dein Geheimniß schon entdeckt hatte, konntest Du mir Dein ferneres Bekenntniß nicht mehr weigern; denn Dein Leben stand auf dem Spiele; aber nun prahlst Du mit Deiner Ehrlichkeit, mit der Du mich hieher geleitet, glaubst mein Vertrauen gewonnen, und dennoch schlummert sicherlich der Gedanke in Deiner Brust, den Schatz der dort verborgen liegt, heimlich mit mir zu theilen. Wohl habe ich's bemerkt, wie Deine Blicke gierig auf den goldnen Körnern hafteten, als Du mit der Lampe mir geleuchtet; doch eher soll Dein morscher Hirtenstab zur grünen Tanne werden, ehe Dein Auge jemals die Höhle wieder schaut."

Der alte Hirt erwiederte nichts und folgte dem Grafen tiefbekümmert, der rüstig vor ihm her, den schmalen Felsweg hinabeilte. Doch trieb er seinen Argwohn so weit, den greisen Aldian an gefährlichen Stellen, welche an einem jähen Abhange vorüberführten, vorausgehen zu lassen, und obgleich er dem Alten für seine einstige Lebensrettung noch tief verschuldet war, so gedachte er doch jetzt mit keiner Sylbe dieses Dienstes mehr; denn

alle ſeine Gedanken waren nur mit der Treuloſigkeit des Greiſes und ſeines Sohnes Conrad beſchäftigt, die ihnen ſein immer wachſender Argwohn im ſchwärzeſten Lichte zeigte. Die Erinnerung an den ſchändlichen Verführer ſeiner Nichte, wie er Conrad nannte, deſſen Verbrechen er ſich mit den grellſten Farben ausmalte, verhärtete ſein Herz noch mehr gegen Tidian und als er mit dieſem die Burg wieder erreicht hatte, war auch ein ſchrecklicher Entſchluß in ſeinem Innern gereift. Er übergab den Alten bei ſeinem Eintritte in den Burghof dem Vogte zur Einkerkerung und fügte einen geheimen Befehl hinzu, der ſelbſt in dem rohen, an die Grauſamkeiten ſeines Herrn aus früherer Zeit gewöhnten, Vogte einen leiſen Schauder erweckte. Doch wagte er kein Wort der Fürſprache und gelobte treu den ſtrengen Spruch des Gebieters zu vollziehen.

Hierauf begab ſich der Graf nach ſeinem Gemache und auch dorthin verfolgten ihn die finſtern, feindſeligen Gedanken, die er jetzt gegen die drei einzigen Menſchen hegte, die ihm noch am meiſten werth geweſen, von Allen auf der belebten, weiten Welt, die allein noch ſeines Herzens mil-

dere Empfindungen auf Augenblicke wenigstens geweckt hatten. Es waren Zeiten gewesen, wo er wirklich die ganze Gluth der Dankbarkeit empfand gegen Tidian, seinen Lebensretter, welche er auch dadurch schon laut bekannte: daß er dessen Sohn, dem er sich fast immer hold und gütig gezeigt, dem Staube entzog, und für eine höhere Lebensbahn erziehen ließ; und die immer heitre Bertha hatte er wirklich in früherer Zeit, gleich einem eignen Kinde geliebt und sich glücklich gepriesen, in seinem freudeleeren Alter ein Wesen an sich gekettet zu haben, das ihm mit immer gleicher, froher Laune die Grillen verscheuchte und mit ihrem kindlichen Herzen, mit ihrer aufrichtigen Zärtlichkeit ihm die eigene Tochter ersetzte, die ihm das Schicksal versagt, da er nie verehelicht war.

Doch alle die freundlichen Erinnerungen einer frühern Zeit tauchten jetzt nicht mehr empor in seinem giftbrütenden Herzen; er schien keine Ruhe zu finden im stillen Gemache; bald warf er sich in den Sessel, bald sprang er wieder empor, maaß mit großen Schritten das Gemach und blickte ungeduldig nach der Thür. Endlich öffnete sich diese, der Vogt trat herein, setzte einen silbernen Becher

vor ihm auf einem Tiſche ſchweigend nieder, und entfernte ſich augenblicklich wieder, ſtill und ſichtbar erſchüttert. Als der Graf ſich nun allein befand, wandte er ſchaudernd ſein Auge vom Becher; doch gewaltſam ſuchte er Faſſung zu erringen, und indem er die Worte dumpf vor ſich hin murmelte: „was iſt's denn mehr? das Pfand iſt's nur, was er freiwillig mir geboten; jetzt bin ich ſicher!“ — ging er entſchloſſen zum Tiſche, erhob den Pokal, ſchaute ſtarr hinein und erblickte darin — die blutigen Augen des Greiſes Tibian.

Aber je länger er die lebloſen Augäpfel anſtarrte, die einſt mit treuer Wachſamkeit die Gefahr erſpäht hatten, die ſein Leben bedrohete, deſto heftiger wurde das Zittern ſeiner Hand. Er mußte den Becher hinwegſetzen, er konnte den entſetzlichen Anblick der blutigen Augen nicht ertragen, welche von der zitternden Bewegung ſeiner Hand im Pokale ſich wie lebendig regten, und tanzend herauszuſpringen droheten aus dem Gefäße. Er verhüllte ſein Geſicht, warf ſich in einen Seſſel und ſeufzte tief, wie von heftiger Reue bewegt; auch kam ihm der Gedanke: die grauſame That zu ſühnen durch Conrads Verzeihung und deſſen Glück

zu gründen durch die Hand ſeiner Nichte, und wie milder Friedensruf tönte der Gedanke in ſeinem Herzen wieder und ſchien die wilden Wogen zu beruhigen, die dort tobten. Seine Bruſt ſchien ihm zu eng', alle die wohlthuenden Gefühle der Sühne zu umfaſſen, heftig riß er ſein Wams, das ihm heiß und beklommen wurde, auseinander, und war eben im Begriffe, nach der Thür zu eilen, um den Befehl zur Befreiung der Liebenden zu geben; da fiel, mit ſeltſamem Tone, jener lederne Beutel, den er in der Höhle gefüllt, und deſſen er bis jetzt nicht wieder gedacht hatte, dicht vor ſeinen Füßen zur Erde nieder und hemmte ſeine Schritte. Der Anblick dieſes Beutels gab jedoch ſeinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung, wilde Habgier zerſtreute bald die edleren Empfindungen, die ſich ſeiner bemächtigt hatten und ließ ihm ſeine grauſame That als Gerechtigkeit, als weiſe Vorſicht erſcheinen. Er hob ſeinen Schatz haſtig auf, um ſich an ſeinem Anblicke zu letzen; doch Erſtaunen und Wuth machten ihn ſprachlos, als er jetzt den Beutel öffnete und ſtatt der glänzenden Goldkörner nur — taube Nüſſe fand. Zornbebend ſchüttete er den ganzen Inhalt

aus und als er, ihn durchwühlend, ſich überzeugt hatte: daß die Verwandlung Wahrheit ſey, ſchleuderte er ingrimmig die unnützen Dinger im Gemache umher, ſtampfte den Boden mit den Füßen und tobte ſo fürchterlich, daß die lauſchenden Burgleute draußen entſetzt in die fernſten Winkel flohen, um ſeinem Grimme auszuweichen, noch höher aber ſtieg gar bald ihr Erſtaunen, als ſie nach kurzer Friſt ſchon ihren Gebieter ganz allein aus ſeinem Gemache hervorſtürzen und die Burg eilig verlaſſen ſahen.

So ſchnell es ſeine Kraft erlaubte, lief er nach der Höhle zu. Der Aberglaube, der in jenen finſtern Zeiten den Grafen wie den Bettler beherrſchte, flüſterte ihm zu: Tidian habe die Verwandelung des Goldes durch zauberiſche Künſte hervorgebracht, und nun fand er nicht Ruhe, bis er eine neue Ausbeute zu Tage gefördert, um zu verſuchen, ob er dieſe, geſichert vor den Blicken des alten Hexenmeiſters, wie er den armen Hirten nannte, in ihrer urſprünglichen Geſtalt und Werthe erhalten würde. Sein Falkenauge wußte alle die verborgenen und verſchlungenen Felspfade wieder aufzu-

finden, und eben kletterte er über ein hohes Felsstück empor, welches ihm den Eingang der Höhle noch verdeckte. Beinahe gänzlich erschöpft, wagte er noch einen gefährlichen Sprung, schwang sich mit Hülfe einiger Baumzweige empor und stand am Ziele. Doch der Anblick, der sich hier ihm darbot, raubte ihm die letzte Kraft, Schwindel ergriff ihn und er würde in den Abgrund gestürzt seyn, hätten ihn nicht die starken Zweige eines nahen Gebüsches hülfreich unterstützt. Die ganze Höhle war verschüttet und vor den Eingang hatte sich ein ungeheurer Fels gerollt, den Menschenkraft hinwegzuschaffen nicht vermochte. Die kleinen Sandhügel aber, die außen herum hier und da aufgehäuft waren, enthielten, wie zum Hohne, nichts als — taube Nüsse. Gleich einem Wahnsinnigen, wühlte der Graf, nachdem er seine Sinne gesammelt und sich wieder aufgerafft hatte, im Sande herum, heulte wie ein Kind, fluchte dazwischen und stieß die fürchterlichsten Gotteslästerungen aus. Vergebens; der Schatz, auf den er seines Ruhmes schönste Hoffnung gebaut, war ihm entrückt auf immerdar. Endlich erhob er sich

vom Boden, und ſein weißes Haar ausraufend und furchtbar gegen ſich ſelbſt wüthend, wankte er den Bergpfad wieder hinab; doch er achtete keines Weges mehr und bis zur Abenddämmerung irrte er raſtlos und wirren Sinnes im Gebirge umher.

5.

Als die Sonne ſchon geſunken war, befand er ſich endlich wieder auf einer Berghöhe in der Nähe ſeiner Burg, denn gerade gegenüber ſchimmerte ihm im Zwielichte der graue Falkenſtein entgegen. Unter einer hohen Buche ſtreckte er ſich nieder in's weiche Moos, und ſobald die Ruhe, die er ſich hier gönnte, anfing einen wohlthätigen Einfluß auf ſeine ermatteten Glieder zu üben, war ihm auch nach und nach die Beſinnung wiedergekehrt. Die gänzliche Vernichtung ſeiner Hoffnung: den Schatz der Höhle auszubeuten, damit die Welt zu täuſchen und ſich den Ruf eines in geheimen Künſten tief erfahrnen Mannes zu er-

ringen, hatte seinen felsenfesten Starrsinn wieder erweckt, der ihn schon oftmals zu den unmenschlichsten Grausamkeiten verleitet hatte. Seine tiefen Studien, seine rastlosen, kostspieligen Versuche hatten ihn in den Irrgängen der Alchymie noch nicht weiter geführt, als zu ganz natürlichen und werthlosen Productionen, wodurch er sich wenig Ruhm erwerben konnte, und sich, was ihn am Tiefsten schmerzte, dem Spotte des italienischen Doctors Preis gegeben sah, der eine Zeit lang auf seiner Burg verlebt hatte; doch gleich nachdem er sich am vergangenen Tage im Laboratorium vom Grafen verabschiedet, spurlos verschwunden war. Jetzt bereute es der alte Falkensteiner bitter, daß er ihn so gleichgültig von sich ziehen lassen, daß er ihn nicht als Meister anerkannt und seiner Lehre sich gefügt. Indem dieser Gedanke seine ganze Seele erfüllte, drängten sich auch die letzten Worte des Fremden, wie mit Flammenschrift, wieder in das Gedächtniß des Grafen und die Möglichkeit, die in der grauenvollen Vorschrift des Doctors bedungenen drei Species zu erlangen, durch deren Mischung ihm mit Gewißheit der Stein der Weisen verheißen worden war, belebte ihn auf's Neue.

Gestärkt erhob er sich, blickte hinüber nach dem Falkenstein und sprach mit grimmiger Freude leise vor sich hin: „was zaudre ich denn und tödte die Zeit in hirnverwirrenden Grübeleien? — Dort drüben liegt mein alter Falkenstein; enthält er denn nicht Alles, was ich brauche? bedarf es mehr als eines befehlenden Winks von mir und der geheimnißvolle Rath des Doctors ist erfüllt! — Und hätte mir's der Böse selbst gerathen — beim Abgrunde der Hölle! ich will mein Ziel erreichen!"

Da erhob sich ein Säußeln, gleich Schlangenzischen, im Wipfel der Buche über seinem Haupte; aber das Säußeln gestaltete sich zu Tönen, die Töne zu Worten, und deutlich vernahm er, wie's ihm zurief in singender Weise:

„Greisenaugen, hell und klar,
Die Dich schützten in Gefahr,
Jünglings Herzblut, warm und roth,
Und der Jungfrau linke Hand,
Die Dir nahe blutsverwandt,
Und erlag dem Hungertod;
Sind der Zaubermittel drei,
Steh'n in jeder Kunst Dir bei."

Ein leises Frösteln durchrieselte den Grafen

bei dem wunderlichen Gesange, aber dennoch erhob er keck sein Auge zum Gipfel des Baumes, und rief mit widrigem Lachen hinauf: „Habt Dank, Herr Doctor, diesmal will ich Eurem Rathe folgen!"

„Nun, so begleit' ich Euch zum Falkenstein!" erscholl in demselben Augenblicke eine bekannte Stimme dicht neben ihm, und als er sich umblickte, stand der schwarze Fremde leibhaftig ihm zur Seite, mit höhnisch lächelnder Miene ihm zunickend. Erschrocken über das plötzliche Erscheinen des unheimlichen Mannes, trat der Graf einige Schritte zurück; doch zwang er sich zur Freundlichkeit, und folgte ihm den Berg hinab. Schweigend schritten sie durch das Thal und stiegen eben so den Burgpfad hinauf, gleich zwei wandelnden Schatten. Die Burgleute, die ihnen das große Hofthor öffneten, entsetzten sich vor dem gefürchteten schwarzen Doctor; noch mehr aber vor dem Grafen, dessen Züge sich furchtbar verändert hatten und dessen Gesicht einer verzerrten Teufelslarve glich. Mit rauher Stimme beschied er den Vogt augenblicklich zu sich und lächelnd folgte ihm der Doctor in sein Gemach. Hier war es dun-

kei wie im Grabe; doch vergebens rief der Graf nach Licht; die Dienſtleute hatten ſich bei ſeinem Erſcheinen ängſtlich von ihm entfernt und Keiner dachte daran, die Lampe in des Herrn Zimmer anzuzünden.

„Ihr werdet trefflich bedient!“ begann der Doctor endlich höhnend, nachdem Beide ſchweigend geraume Zeit im Dunkeln auf- und abgeſchritten; — „ich muß Euch ſelbſt wohl helfen, Ihr habt ja hier der Lichter zwei; die haben gute Flamme! Mit einer kaum merklichen Bewegung ſeiner Hände fuhr er über den Becher, in welchem ſich die Augen des Greiſes Tidian befanden, und augenblicklich ſtieg aus jedem Auge eine hohe, blutrothe Flamme empor, welche das Gemach grell erleuchteten. Der Graf ſtaunte über das unbegreifliche Experiment des Doctors, und nur noch höher ſtieg ſein Glaube an deſſen tiefe Wiſſenſchaft, und nur noch mehr befeſtigte ſich ſein Entſchluß, ſich ſeinen Lehren ganz zu weihen und ſeinem Rathe blind zu folgen.

Endlich erſchien der Vogt und nachdem ihn der Graf hart angelaſſen wegen ſeiner Saumſeligkeit, ſprach er zu ihm: „ich habe noch Gericht zu

halten über meine Nichte und den Buben Conrad. Sie haben Beide gegen meinen Willen einen Liebeshandel angesponnen, der Hirtensohn mit der Grafentochter, und um ihrer schändlichen Undankbarkeit, ihrer Schamlosigkeit die Krone aufzusetzen, wollten sie sich Beide meiner Macht entziehen in vergangener Nacht durch heimliche Flucht. Es bedarf weder eines Verhörs noch ihres Geständnisses; denn ich selbst habe Beide auf der That ertappt. Mein Urtheil ist reif, und Dir, Vogt, befehle ich bei Deinem Leben, es streng und ohne Säumen zu vollziehen: meine verbrecherische Nichte wirst Du in ihr Brautbett führen; Du kennst das steinerne Kämmerlein nahe beim Brunnen, dort mag sie ohne Speis' und Trank auf kaltem Pfühle mit dem Tode Hochzeit feiern. Den Buben Conrad führst Du hin zur spanischen Jungfrau; als seine Buhlin mag er sie heiß umfangen, und zum Wahrzeichen der geschehenen That bringst Du mir einen Becher seines Herzbluts; auch hast Du mir's zu melden, wenn meine Nichte ihre Vermählung mit dem kalten Bräutigam vollzogen, dann trennst Du ihre linke Hand vom Arme und überlieferst sie als Zeug-

niß ihres Todes. Der Wächter rief die eilfte Stunde, sobald er Mitternacht verkündet, muß es geschehen seyn, sonst fällt Dein eignes Haupt.“

Mit der kalten Ruhe eines, an die unmenschlichsten Grausamkeiten gewöhnten, Herzens hatte der Graf diese Worte gesprochen und der Doctor ihm beifällig zugenickt. Dem Vogte aber grauste vor dem entsetzlichen Befehle; doch wagte er durch kein Wort der Einrede den Zorn des strengen Gebieters auf sich selbst zu lenken, und ging, obgleich erbebend, doch mit dem festen Entschlusse, den blutigen Urtheilsspruch treu zu erfüllen.

Er begab sich zuerst nach Bertha's Kerkergemache. Die Arme saß tiefbetrübt in ihrer Einsamkeit, ihrer eignen Lage nicht gedenkend; nur um Conrad ängstlich besorgt. Der Vogt konnte beim Anblicke des holden Geschöpfs es nicht über sich gewinnen, durch das ganze Gewicht des entsetzlichen Urtheils, welches er an ihr erfüllen sollte, die arme Leidende gänzlich zu Boden zu drücken; deshalb theilte er ihr nur mit: daß er Befehl habe, sie in einen andern Kerker zu bringen, und auf ihre dringenden Fragen: wie es dem armen Conrad ergehe? erwiederte er ihr kurz: daß er sich

noch in ſeinem Kerker befinde; doch daß in wenigen Minuten ſchon ſein Herzblut fließen ſollte, verrieth er ihr mit keiner Sylbe. Willig folgte ſie ihm nun durch die feuchten Gewölbe bis in die unterſten Tiefen hinab, wo eine kalte, modrige Kellerluft, wie Grabeshauch, ſie anwehete. Hier, in der unterſten Grundmauer der Burg, befand ſich eine niedrige, eiſerne Thür, welche zu dem ſchrecklichſten Kerkerloche der Burg führte, nur dem Grafen und dem Vogte bekannt, und mit Recht der ſteinerne Sarg genannt. Denn die Unglücklichen, welche zum Aufenthalte in dieſem Kerker verurtheilt wurden, waren auch ſtets der gräßlichen Marter eines langſamen Hungertodes geweiht. Bertha ſchauderte, als ſie in die Höhle hineinkroch, deren engen Raum die trübe Ampel des Burgvogts hell genug erleuchtete. Das ganze Schreckensgemach maaß nur ſechs Fuß in der Länge und eben ſo viel in der Höhe und Breite. Es enthielt nur ein ſteinernes Lager mit faulem Stroh bedeckt, einige kleine Luftlöcher, die nach einem ſeitwärts gelegenen tiefen Brunnen einige Schuhe hoch über deſſen Waſſerſtande führten; der Fußboden aber war ſchlammig, und mit licht-

ſcheuem Ungeziefer überſä't, und die Wände tropften von einer grünen Feuchtigkeit. Bei dieſem Anblicke brach das Herz der armen Bertha und beſinnungslos ſank ſie auf das harte Steinlager nieder. Der rauhe Vogt ſelbſt war tief erſchüttert, und mit dem Wunſche: ſie möge nie wieder zum Leben erwachen, verſchloß er hinter ihr die Thür und entfernte ſich eilig.

Dem ſteinernen Sarge gegenüber befand ſich an einer Mauer der Vorhalle ein langer und ſchmaler, an der Wand aufgemauerter Kaſten, der, gleich einem Schornſteine, dies unterirdiſche Gewölbe mit einer obern Halle in Verbindung ſetzte, und gerade weit genug war, einen menſchlichen Körper hindurch zu laſſen. Ueber dieſer geheimnißvollen Schlucht ſtand auf einer Fallthür in einem obern, größeren Gewölbe die ſogenannte ſpaniſche Jungfrau, eine der grauſamſten Erfindungen der Vorzeit, eine barbariſche Mordmaſchine, wie ſie in vielen alten Schlöſſern und den heimlichen Schlupfwinkeln der Vehmgerichte angetroffen wurde, um blutgieriger Tyrannei oder lichtſcheuer Rachbegierde dienſtbar zu ſeyn. Sobald ſich nun der Unglückliche, welchem das Urtheil ge-

fallen war, die Jungfrau zu küſſen, dem hölzernen oder ehernen Frauenbilde näherte, ſo ſetzte ſein eigner Fußtritt einen geheimen Mechanismus in Bewegung, die ausgebreiteten Arme der geſpenſtiſchen Figur umklammerten ihn, drückten ihn feſt an ſich, durchbohrten mit verſteckten Klingen ſeine Weichen und zahlloſe Dolchſpitzen, die aus ihrem Buſen hervorſprangen, zerfleiſchten ſeine Bruſt; hierauf löſten ſich die Arme wieder und durch die über jenem hölzernen Schornſtein ſich befindliche Fallthür ſtürzte nun das, von unzähligen Todeswunden durchbohrte Opfer hinab in ein dunkles Verließ, wo es, hülflos verblutend, ſeinen Geiſt aushauchte.

Dieſer Schreckenstod war auch Conrad beſtimmt worden, und da die Stunde, welche ihm zur Vollziehung beider Urtheile vergönnt worden, beinahe verſtrichen war, ſo beeilte ſich der Vogt, auch den zweiten Mordbefehl ſeines Gebieters ſchleunig zu vollziehen.

Der Graf und der Doctor ſaßen indeſſen im düſtern Schweigen einander gegenüber im Zimmer, und die aus dem Becher hoch-emporlodernden Flammen beleuchteten blutroth ihre bleichen

Geſichter. Des Grafen Antlitz war unbeweglich, ſtarr, wie aus Erz gegoſſen, und es war nicht möglich, irgend eine Empfindung ſeines Innern darin wahrzunehmen; der Doctor jedoch zeigte eine lächelnde Miene und ſchien, obgleich wortkarg, doch eine heimliche Freude zu empfinden. Endlich trat der Burgvogt faſt athemlos herein, ſo ſehr hatte er geeilt, aus Furcht, ſein eignes Haupt zu verlieren, den Auftrag ſeines Herrn vor der beſtimmten Zeit zu beendigen. „Euer Gebot, Herr Graf, iſt treu erfüllt, und hier das Wahrzeichen, das Ihr begehrt habt; 's iſt Conrads Blut!" — und mit dieſen Worten ſetzte er einen hohen Pokal, mit Blut gefüllt, vor ſeinem Gebieter auf die Tafel, und wollte ſich entfernen. Doch Graf Burchhard, der bei'm Anblicke des Bechers keine Miene verändert hatte, hielt ihn noch zurück, indem er kalt und gefühllos die Worte hinwarf: „und Bertha?"

„Sie hat ſeit vergangener Nacht, als ich ſie in den Kerker brachte —" erwiederte der Vogt — „keinen Biſſen Nahrung zu ſich genommen und ihre Kräfte ſind völlig erſchöpft. Als ich ſie in den ſteinernen Sarg brachte, verließen ſie die Sinne;

ich denke, ſie wird nicht mehr erwachen, und mit Tagesanbruch kann ich Euch, geſtrenger Herr, das begehrte Zeugniß ihres Todes bringen.“

Mit einem befehlenden Winke befahl hierauf der Graf dem Burgvogte, ſich zu entfernen, und als er ſich wieder allein mit dem Doctor befand, rief er dieſem triumphirend zu: „jetzt iſt's vollbracht; was ſagt Ihr nun, gelehrter Herr Doctor, bin ich nicht ein gehorſamer Schüler? Doch nun zaudert auch nicht länger, und weih't mich in die Tiefen Eurer Wiſſenſchaft in dieſer Nacht noch ein.“

„Ei freilich! hi, hi, hi!“ lachte der Doctor gellend, und fuhr mit widerlich freundlichem Tone fort: „biſt ein wackres Mordbrüderchen! drei Blutſchulden an einem Tage und nicht dabei geſchont den Lebensretter, nicht den Jüngling, dem Du hold geweſen, nicht der Jungfrau, die Dir blutsverwandt! Ein trefflich Stücklein für den Lehrling, eines tüchtigen Meiſters würdig! Und ſagt mir doch, regt ſich nicht irgendwo im Winkel Eures Herzens Reue? das wäre häßlich! pfui, das

könnte Euch Eures Lebens letzte Augenblicke garſtig verbittern. Doch Ihr ſeyd von je ein felſenharter Mann geweſen, wie fänden wohl in Eurer Bruſt ſo weibiſche Gefühle Raum? Ihr ſeh't wohl, daß es Euren Meiſter beunruhigt; drum bitt' ich Euch, mein wackres Söhnlein, ſagt mir, ob Ihr Reue fühlt?"

Des Grafen Gewiſſen aber war träge geworden und eingeſchlummert wie eine faule Schlange, die mit gefülltem Leibe im Sonnenſcheine ſich zuſammengeringelt, ihren Raub verdaut und noch im Nachgefühle des Genuſſes ſchwelgt, und ſo erwiederte er auf des Doctors dringende Frage aus innerſter Ueberzeugung ein lautes: „Nein!"

Da rief der Thurmwächter die zwölfte Stunde und rieſengroß erhob ſich der ſchwarze Doctor vom Seſſel, mit flammenſprühenden Blicken trat er vor den Grafen hin und rief ihm zu mit einer Donnerſtimme, vor deren Allgewalt das gewölbte Gemach erbebte: „dann biſt Du würdig meiner Weihe! fahr' hin zur Hölle, drunten wartet Dein die Feuertaufe!" — Tief krallte ſich ſeine Rechte in

die Kehle des Grafen, bis dieſer, nach kurzem Todesröcheln ſchwarzgewürgt, die ſchuldbeladene Seele ausgehaucht hatte. Eine Minute ſpäter waren die rothen Flammen im Becher erloſchen, der ſchwarze Doctor ſpurlos verſchwunden und Grabesſtille herrſchte im Gemache, wo die ſtarre Leiche lag.

6.

Am andern Morgen war der Burgvogt der Erſte, welcher das Zimmer des Grafen betrat, und als er den entſtellten Leichnam ſeines Gebieters erblickte, erhob er ein Wehgeſchrei, welches ſich bald durch die ganze Veſte verbreitete. Doch durch luſtigen Trompetenruf wurde bald das allgemeine Klaggeheul unterbrochen, welcher einen Zug Reiſiger ankündigte, der ſich raſch den Bergpfad heraufbewegte. Bald darauf ſprengte ein Ritter mit anſehnlichem Gefolge auf den Burghof und verlangte den Grafen und deſſen Pflegkind zu ſehen. Beſtürzt ſtanden alle Burgleute um ihn herum, bis endlich der Burgvogt herbeikam und ihm die

Vorgänge der letztverflossenen Nacht und den plötzlichen, unbegreiflichen Tod des Grafen mittheilte. Empört über die Grausamkeit eines Blutsverwandten gegen die arme, unschuldige Jungfrau, befahl der Ritter ihm, augenblicklich Bertha's Kerker zu öffnen und als er sich kund gegeben als einen Ohm der Gefangenen mütterlicher Seite, gehorchte der Vogt ungesäumt. Fast das ganze Burggesinde drängte sich ihnen nach, bis in die untersten Tiefen der Veste, und Erstaunen und abergläubige Furcht ergriff Alle, als sie nun die Vorhalle zum steinernen Sarge eröffneten, die Fackeln den dunkeln Raum hell erleuchteten, und an der Thür des Schreckenskerkers, welcher Bertha einschloß, angelehnt mit untergeschlagenen Armen Conrad erblickten, lebend und unverletzt. Sein Martertod in den Armen der spanischen Jungfrau, war durch den Vogt selbst in vergangener Nacht im Schlosse rings verbreitet worden, und als sie sich nun überzeugt hatten, daß er hier leibhaftig vor ihnen stehe, waren Alle begierig, das Geheimniß seiner Rettung enthüllt zu sehen; aber der Ritter drängte den Vogt, den steinernen Sarg zu öffnen und als dies geschehen war, trug er unter

lautem Jubel die noch lebende, aber völlig erschöpfte Bertha heraus und eilte mit ihr die Stiegen hinauf an's Tageslicht. Die Gerettete kannte den Bruder ihrer verewigten Mutter nicht, aber als er seinen Namen nannte: „Franz von Hohenegk," da tauchte die Erinnerung in ihrer Seele empor: daß in ihrer Kindheit die gute Mutter oft mit der innigsten Liebe von ihm gesprochen und das herzlichste Vertrauen fesselte sie bald an den freundlichen Ohm, der ihr ein treues Vaterherz bot. Sie verhehlte ihm nichts, auch das wichtigste Geheimniß ihres Lebens, ihre heiße Liebe zu Conrad gestand sie ihm freimüthig ein und lächelnd ließ der Ritter ihn zu sich bescheiden. Auch den Burgvogt ließ er rufen und dieser löste in folgenden Worten das Räthsel von Conrads wunderbarer Rettung. „Die spanische Jungfrau" — begann er — „hatte hier in der Burg wohl schon seit Jahren keine Dienste mehr geleistet. Da aber der Befehl, in ihren Armen Conrad dem Tode zu weihen, so unvermuthet schnell gegeben wurde und mein eignes Haupt auf dem Spiele stand, wenn ich nicht zur bestimmten Frist das Urtheil vollzogen hatte, so blieb mir keine Zeit das geheime

Räder- und Federwerk der Maschine zu unterſuchen. Mit Erſtaunen bemerkte ich, als ich Conrad der Jungfrau in die Arme legen wollte, daß dieſe unbeweglich blieb, und ehe ich mich noch beſinnen konnte, wich die Fallthür und unverletzt ſank der Knappe hinab bis in die Vorhalle vor Bertha's Kerker. Da der Verurtheilte dort hinter ſechsfachen Thüren geſichert war, und ich mit jeder Minute des Wächters Ruf, der Mitternacht verkünden ſollte, erwarten mußte, ſo ließ ich's dabei bewenden, ihn dort unten eingekerkert und ohne Hülfe ebenfalls dem ſichern Tode Preis gegeben zu wiſſen, tödtete einen Hund, der mir eben zur Hand war, mit meinem Dolche, ließ deſſen Blut in einen Becher laufen und brachte es dem Grafen als Wahrzeichen vom Tode Conrads."

Der Ritter hatte mit Abſcheu die Erzählung des gefühlloſen Henkers mit angehört und gab ihm verächtlich einen Wink, ſich zu entfernen und augenblicklich auch dem alten Hirten ſeine Freiheit zu geben, deſſen grauſame Verſtümmelung ihm bereits ſchon durch das Burgvolk kund geworden war. Und als nun Conrad an der Bruſt des geblendeten Greiſes lag und heiße Thränen auf die

Wangen deſſen träufelten, der keine Thräne mehr zu weinen vermochte, da ſprach der wackere Ritter: „Deine Augen kann ich Dir nicht wiedergeben, armer Mann; doch ich ſelbſt will Dein Führer ſeyn durch die Nacht Deines Lebens und Deines Sohnes Glück für immer gründen, ſobald er ſich den Ritterſchlag erworben.“ Und er hielt Wort, der edle Mann. Am andern Tage nahm er Bertha und den alten Tidian mit nach ſeiner Helmath, dem fernen Rheingau; hier pflegte er den Greis gleich einem Sohne und war der Jungfrau treuer Vater. Conrad zog ſtattlich ausgerüſtet nach Italien, kehrte nach drei Jahren als wackrer Rittersmann zurück, wurde vom Ritter Hoheneck mit Bertha's Hand und einer ſeiner Burgen reich beſchenkt, und nur der bald darauf folgende Tod des alten Tidian trübte ihr Glück.

Die Burg Falkenſtein und die übrigen Beſitzungen des Grafen, fielen dem Domſtifte zu Halberſtadt zu, dem er ſie vielleicht in einer früheren gottesfürchtigen Regung der Reue über ſeine vielen und ſchweren Verbrechen vermacht hatte.

So lautet die Sage vom „letzten Falkenſteiner.“ Seine noch ziemlich gut erhaltene Burg,

die einzige noch bewohnbare im ganzen Harzlande, ragt noch immer mit Thurm und Zinnen aus der finstern Waldmasse des Berges empor, der sie seit Jahrhunderten schon stolz auf seinem Scheitel getragen. Auch wird dem Harzwanderer noch immer in der Nähe die Tidianshöhle gezeigt, in welcher noch in spätern Zeiten oftmals mitternächtige Schatzgräber ihr Glück gesucht — doch nicht gefunden haben. —

II.

Der ſteinerne Mönch.

1.

Im Harzgebirge, nicht weit von dem ſogenannten Tanzplatze, an der rechten Seite des Bodethales, der Roßtrappe gegenüber, erhob ſich auf ſteiler Felshöhe die Veſte Homburg. Hier lebte im Jahre 1445 der Ritter Heinrich von Homburg, gehaßt und gefürchtet von allen Harzbewohnern, weil ſeine tägliche Beſchäftigung ſich faſt nur auf wilde Räubereien und Grauſamkeiten beſchränkte. Er hatte weder Weib noch Kind, denn die Töchter des Landes flohen ihn, wie den Böſen, und kein Ritter der ganzen Umgegend bezeigte Luſt, ihn zum Eidam anzunehmen. So lebte er mit ſeinem wüſten Schloßgeſinde und Burgmannen, welche aus den verwegenſten Räubern beſtan-

den, in düſtrer Abgeſchiedenheit von ſeinen Nachbarn, denen er nur mit gewaffneter Fauſt nahete, wenn er einen Handſtreich gegen ſie ausführen wollte. Sein gleichgeſinnter Gefährte, an den er unzertrennlich gekettet ſchien, war der Mönch Anſelmus, aus dem Wigberti-Kloſter zu Quedlinburg, welcher von ſeinen Obern die Erlaubniß erhalten hatte, oft Monden lang auf der Homburg zuzubringen, da der Ritter keinen Burgpfaffen hielt, und der Mönch in ſeinem Kloſter vorgab: die Seelſorge des in Sünden befangenen Burgvolkes erfordere dort oft ſeine längere Gegenwart. Aber nicht die Seelſorge trieb den weltlich geſinnten Mönch dorthin; ſondern die luſtigen Bankets und die wilden Orgien, die oft ganze Nächte hindurch auf der Homburg gefeiert wurden, und an denen er der eifrigſte Theilnehmer war. Er kannte den allgemeinen Abſcheu, den man gegen den Ritter hegte; doch anſtatt dieſen zum frommen Wandel anzutreiben und auf beſſern Pfad zu leiten, ſchürte er die Flamme des Gegenhaſſes, welcher die ganze ihn umgebende Menſchheit traf, nur noch mehr, verhärtete ſein Herz durch Lobſprüche ſeiner Grauſamkeiten und gab ihm ſtets die erſten Rath-

ſchläge zu allen ſeinen Schandthaten. Deshalb war ihm auch der Ritter ganz beſonders zugethan und hielt ihn für ſeinen einzigen und wahren Freund; dem Burgvolke aber grauete vor dem wüſten Mönche und Mancher meinte: er ſey wohl eher ein Diener des Satans, als Gottesdiener, weil er in der Burg ſein ſündiges Leben offen zur Schau trug, obgleich er in ſeinem Kloſter daheim in geheuchelter Frömmigkeit und Demuth einherging. Schon längſt hatte der Ritter Heinrich von Homburg ſich eine Gattin gewünſcht, und war deshalb weit hinausgezogen in's flache Land, bis wohin ſein böſer Ruf noch nicht gedrungen auf die Braut. Doch der Mönch hatte ihn begleitet, und überall den Zweck ſeiner Fahrt geſchickt zu vereiteln gewußt, weil er fürchtete, es möge der Liebe eines Weibes gelingen, der rauhen Gemüthsart ſeines Freundes Feſſeln anzulegen, und edlere Keime ſeinem Herzen einzupflanzen, und doch konnte er es nicht verhindern, daß der Ritter in wilder Leidenſchaft entbrannte zu einer Jungfrau, die an Geburt, Reizen und Tugenden hoch über ihm ſtand. Es geſchahe einſt, daß er ohne Anſelmus' Begleitung nach Nordhauſen zog, wo ein glän-

zendes Turnier gehalten wurde; dort sahe er die schöne Elsbeth von Eberstein, und faßte gleich bei ihrem ersten Anblicke eine so heftige Liebe zu ihr, daß er einen fürchterlichen Eid schwur: sie müsse seine Hausfrau werden um jeden Preis. Da er beim Turniere genugsame Beweise seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abgelegt zu haben glaubte, so hielt er sich auch berechtigt, auf der Stelle beim Vater der schönen Jungfrau, dem Grafen Werner von Eberstein auf Ebersburg, um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Aber kalt und bestimmt sahe er sich abgewiesen, denn dem Grafen war sein übler Ruf gar wohl bekannt; doch dies entmuthigte ihn noch nicht, seine Werbung fortzusetzen, und als kurze Zeit darauf der Graf auf seiner Ebersburg unweit Stollberg ein Turnier gab, erschien auch Homburg, stattlich gerüstet, um auch ungeladen am Kampfspiele Theil zu nehmen. Doch schimpflich wurde er als ein, des Ritternamens unwürdiger, Wegelagerer und Buschklepper aus den Schranken gewiesen, und wuthschnaubend gelobte er: die fürchterlichste Rache zu nehmen an den Ebersteinern. Als er nach seiner Burg zurückgekehrt war, traf er hier seinen Freund, den Mönch

Anſelmus, welchem er, noch bebend vor Zorn, den erlittenen Schimpf mittheilte, und dieſer ſchürte nicht allein die Gluth ſeiner Rache, ſondern war auch ſchnell bereit, einen ſchlauen Plan zu erſinnen, um den ſtolzen Grafen Eberſtein am ſchmerzlichſten an ſeiner Ehre zu verwunden. Er verſprach dem Ritter Homburg, die ſchöne Elsbeth in ſeine Hand zu liefern, doch mußte dieſer ihm feierlich geloben, ſie nie zu ehelichen, ſondern zu ſeiner Buhlerin zu erniedrigen. Mit Freuden leiſtete der Ritter das Verſprechen, denn es ſtimmte mit ſeiner hämiſchen Rachſucht überein. Nach einigen Tagen ſchon entfernte ſich der Mönch, nachdem er Kundſchaft eingezogen: daß der Graf Eberſtein, eines Geſchäftes wegen, ſich in Halberſtadt befände, und wanderte geradewegs nach der Ebersburg, wo ihn Niemand kannte. Sein geiſtliches Gewand und ſeine fromme Miene, die er zu erheucheln wußte, verſchafften ihm unverzüglich Einlaß, und als man ihn auf ſein Begehren vor das Fräulein geführt, brachte er dieſer herzliche Grüſſe von ihrer Tante, der frommen Aebtiſſin des Kloſters Wendhuſen bei Thale, welche plötzlich erkrankt ſey, und große Sehnſucht fühle, ihre Nichte zu ſehen,

weshalb — wie er fortfuhr — ſie ihn hierhergeſandt, um unter ſeinem geiſtlichen Schutze das Fräulein Elsbeth ihr zuzuführen. Dieſe zweifelte nicht im mindeſten an der Wahrheit ſeiner Worte, die er mit unveränderter Heuchlermiene zu ihr geſprochen, ſie befahl, ein Roß zu ſatteln für ſich, ein zahmeres Thier für den Mönch, und in Begleitung von zwei Knechten, verließen ſie bald darauf die Ebersburg. Aber als gegen Harzgerode zu die Straße einſamer wurde und der Weg ſich hinabſenkte in den dunkeln Forſt, da ſprang plötzlich der Ritter Homburg mit ſeinen Raubgeſellen aus dem Dickicht hervor, erſchlugen die beiden Knechte Elsbeths, die, erſchrocken durch den jähen Ueberfall, ſich kaum zur Wehre ſtellten, und ſchleppten das ohnmächtige Fräulein tief in den Wald hinein. Hier warteten ſie die Nacht ab und zogen dann erſt, auf wenig betretenen Pfaden, mit ihrer Beute nach der Homburg, wo ſie dieſelbe in einem feſten Gemache verwahrten, und den Reſt der Nacht, zur Feier des gelungenen Planes, im wüſten Gelage durchſchwelgten.

2.

Schon mehrere Tage lang befand ſich Elsbeth in der Gewalt des Räubers und tobte und raſ'te, ſobald er ſich ihr näherte, und drohete, ſich die Stirn zu zerſchellen an den Wänden ihres Kerkers, ſobald er ſie nur berühren würde; denn ſie war ſtark und muthig, und feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt den Tod zu geben, als des ihr verhaßten Ritters Lüſten zu dienen; aber der Mönch ſäumte nicht, auch hier Rath zu geben, wodurch er ſicher hoffte, den Muth der Grafentochter zu brechen und ihre Widerſpenſtigkeit zu lähmen. Die Arme wurde im Schlafe überfallen, geknebelt und mit Ketten belaſtet, in den ſcheußlichſten Kerker geworfen, den die Homburg aufzuweiſen hatte. Es

war ein unterirdisches Gemach, in welches nie ein Sonnenstrahl geblickt, in den Fels gehauen, kaum zwölf Fuß lang und breit, feucht, mit erstickender Kellerluft angefüllt, und vom ekelhaftesten Ungeziefer belebt. Der Leichnam eines gefangenen Handelsmannes, der erst vor kurzer Zeit hier sein Leben geendet, weil er das verlangte Lösegeld nicht herbeischaffen konnte, lag noch auf faulem Stroh, und sollte hier bleiben, ihr zur Gesellschaft, wie der Ritter höhnend befahl. Wenn sie ihren Sinn nicht änderte, sollte sie am andern Tage öffentlich gemißhandelt werden vor allem Volke, und keine Nahrung sollte man ihr reichen, damit der gemeinschaftliche Sturm aller nur erdenklichen Qualen sie niederbeuge und gefügiger mache seinen Wünschen. So lautete die Drohung, die ihr der wüthende Homburg noch zurief, ehe er sie verließ und den Kerker hinter sich verriegelte.

Aber noch wankte Elsbeths hoher Muth nicht. Ein gläubiges Vertrauen zu Gott beseelte noch ihr ganzes Herz, und felsenfest stand ihr Entschluß: selbst den langsamsten Martertod der Schande vorzuziehen. Ungefähr um Mitternacht hatte man sie in den schrecklichen Kerker geworfen, und unge-

fähr eine Stunde ſpäter öffnete ſich auf's Neue leiſe die eiſerne Thür, und mit einer brennenden Ampel verſehen, trat der Mönch Anſelmus herein. Sie hatte ihn nicht wiedergeſehen, ſeitdem ſie bei dem Ueberfalle im Walde, ohnmächtig an ſeiner Seite vom Roſſe geſunken und Erſtaunen ergriff ſie jetzt bei ſeinem Anblicke, als er mit verſtelltem Schmerze und Crocodilsthränen in ſeinen Augen, ſich ihr näherte.

„Du ſtaunſt mit Recht, unglückliche Tochter! mich hier zu ſehen;" begann er, ſcheinheilig ſeufzend. — „Siehe, ich bin gleich Dir in der Gewalt des Gottloſen; obgleich er es nicht wagt, mich gleich Dir, in ſchandvolle Feſſeln zu ſchlagen, und dennoch vermag ich es vielleicht, Dich zu retten. Entſetzlichen Jammer haſt Du ſchon erduldet, aber noch weit entſetzlicheres Unheil ſchwebt über Deinem Haupte; Dein Unglück hat mein Herz gerührt und ich bin gekommen Dir einen Pfad zu zeigen aus Deinem Irrſal, Dir Troſt zuzuſprechen und Dir beizuſtehn mit meinem Rathe." Von wilder Begierde entflammt ruhten ſeine glühenden Blicke auf ihrer ſchönen Geſtalt, er zog ſie näher zu ſich und ſchlang ſeinen Arm um ihren

Nacken und zwang den Zügen seines Gesichts eine heuchlerische Milde ab, als er fortfuhr: „mehr als Mitleid führte mich zu Euch, schöne Elsbeth; mir schaudert, wenn ich bedenke, welche furchtbaren Qualen Eurer noch harren, wie sie alle die Reize Eures Körpers zerstören, Euren Geist schwächen werden, bis Ihr an Leib und Seele kraftlos, endlich dennoch Eurem Peiniger unterliegen werdet. Drum höret meinen Rath: verlangt drei Tage Bedenkzeit vom Ritter, und laßt ihn bitten durch mich, daß er Euch während dieser Zeit aus dem scheußlichen Kerker befreie und in Euer voriges Gemach versetze. Dort zeigt Euch ihm um ein Weniges geneigter, daß er Hoffnung fasse, während ich die Mittel zu Eurer Flucht vorbereite, und sicher führe ich Euch zurück zu Eures Vaters Burg, wenn Ihr den Lohn gewähren wollt, den ich begehre."

„Welchen Lohn?" fragte Elsbeth, ihn starr anblickend und sich heftig losreißend von ihm.

„Nun, welchen Andern, als den Lohn meiner heißen Liebe zu Euch, die mich antreibt, das Aeußerste für Eure Rettung zu wagen;" entgegnete

frech der Mönch, indem er gewaltſam ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Lange ſtand Elsbeth ſprachlos; denn der ſchändliche Antrag des heuchleriſchen Mönchs verletzte ſie noch tiefer, als des Ritters rohe Leidenſchaft, und machte ihr das Herzblut erſtarren. Erſt nach geraumer Zeit wurde die furchtbarſte Empörung in ihrem Innern lebendig und preßte ihr die Worte aus: „hebe Dich hinweg von mir, Unhold, der Du das Kleid der Kirche ſchändeſt! Verflucht ſey das Vertrauen, das mich bei Deinem erſten Anblick blendete! verflucht Dein Rath, der mich aus der Klaue des Habichts unter die Fänge des Raben brächte! — Sag' Deinem Schandgenoſſen: er möge Martern auf Martern häufen auf mein Haupt, ſo lange noch ein Athemzug in mir, würd' er mich nimmer wanken ſehen. Je härter ſeine Folter mich auch träfe, je näher ſähe ich auch das Ende meiner Leiden; denn lieber wollt' ich heute noch den Tod umarmen, als ſeine blut'ge räuberiſche Hand berühren, oder Deinem Schlangenrathe folgen, falſcher Prieſter!"

Mit höhniſchem Gelächter entgegnete der Mönch:

„Wir wollen ſehen, ſpröde Heldin! Du kennſt den Hunger nicht; der Hunger iſt allmächtig! und gewürzt mit dem Peſthauche Deines Kerkers, mit Mißhandlungen aller Art, bedarfs drei Tage nicht, um Dich zum Schatten umzuwandeln, der Gnade flehend ſich zu unſeren Füßen krümmt. Drum höre nochmals meinen Rath; ich biete Leben Dir und Freiheit an. — "

„Kein Wort mehr, ſchändlicher Baalspfaffe!" unterbrach ſie ihn. — „Verlaß mich, denn ich bin jetzt ſchon eine Sterbende und will die letzten Augenblicke mir nicht verbittern durch den Anblick eines Meineidigen an ſeinen heiligſten Pflichten!"

„Und ich kann mein Auge nicht losreißen von Deinen Reizen;" erwiederte der Mönch mit glühendem Antlitz, ſprang auf ſie zu um ſie in ſeine Arme zu ſchließen, doch mit den Ketten, die ihre Hände feſſelten, ſchlug ſie wüthend nach ihm, und traf ſeine Stirn ſo heftig, daß das Blut heiß herabrieſelte, indem ſie ausrief: „hüte Dich, mir zu nahen; denn ſiehe: Dein ſchändlicher Bündner hat mir eherne Waffen gegeben, gegen ihn und Dich!"

Mit dumpfem Schmerzensschrei taumelte der Mönch zurück und unter Androhung der furchtbarsten Rache, verließ er den Kerker, dessen Thür er wieder fest hinter sich verschloß.

3.

Elsbeth blieb allein in ihrer Schreckensnacht. Undurchdringliches Dunkel umgab ſie, und eine Grabesſtille herrſchte rings, die nur zuweilen vom Falle der Waſſertropfen unterbrochen wurde, die vom feuchten Gewölbe herabfielen, oder vom Plätſchern und Raſcheln des Ungeziefers am ſumpfigen Boden. Eine erſtickende Luft, die die Ausdünſtung des halb verweſten Leichnams faſt unerträglich machte, beengte ihre Bruſt und drohte ihr den Athem zu rauben. Doch ihr wahrhaft männlicher Muth verließ ſie nicht. Suchend tappte ſie mit den Händen an der Wand hin, denn ſie hatte vorhin beim Schein der Lampe, welche der Mönch

mit ſich gebracht, nahe bei der Thür ein Luftloch bemerkt. Glücklich fand ſie die Oeffnung, ſie war gerade groß genug, ihr Antlitz zu faſſen, und auf die feuchte Mauer geſtützt, athmete ſie, in dieſer ermüdenden Stellung, die reinere Luft des äußeren Vorkellers ein. Auch für dieſe an ſich geringe Verbeſſerung ihrer ſchrecklichen Lage, dankte ſie Gott inbrünſtig und befahl ihm ihre Seele; denn ſie hatte bereits jeder Hoffnung auf eine glücklichere Wendung ihres Geſchickes entſagt. Wohl würde ihr Vater, der ſie innig liebte, alle ſeine Schätze geopfert, ja ſelbſt ſein Leben daran gewagt haben, ſie zu befreien, aber ſein Geſchäft hielt ihn in Halberſtadt auf längere Zeit feſt; und wenn man auch auf der Ebersburg, durch die im Walde todt gefundenen Knechte, die erſte Spur des ſie betroffenen Unheils zeitig genug erhielt, und es eilig ihrem entfernten Vater mittheilte, ſo fehlte dieſem doch immer die Gewißheit, daß der Ritter Homburg ihr Räuber ſey, und ſelbſt auch mit dieſer Gewißheit blieb dem Grafen nichts übrig, als eine offene Fehde, deren Ausgang, bei der faſt unzugänglichen Lage des ſtarken Felſenneſtes Homburg zweifelhaft, oder doch wenigſtens von ſehr lang-

wierigem Erfolg seyn mußte. Dies Alles hatte Elsbeth wohl bedacht, und obgleich sie es jetzt lebhaft fühlte, daß, wie ihr der Mönch gesagt, es wohl keiner drei Tage bedürfen würde, um ihrem jetzigen schrecklichen Zustande zu erliegen, so war sie sich doch ihrer Seelenstärke bewußt, und mit dieser gewaffnet, glaubte sie jeder Marter trotzen zu können, bis zum letzten Athemzuge. Nur ihres Vaters gedachte sie zuweilen mit schmerzlicher Trauer und auf ihren Lippen schwebten die letzten Abschiedsgrüsse kindlicher Liebe und tief im Herzen hegte sie nur den einzigen Wunsch, daß ihm die Kunde zukommen möge nach ihrem Tode: sie habe siegreich im Kampfe mit dem Laster geendet; denn dieser Triumph, glaubte sie, würde ihm den besten Trost gewähren für ihren Verlust. Aber auch dieses Wunsches Erfüllung schien ihr unerreichbar, deshalb wendete sie ihren Geist gänzlich ab von dieser Welt, und schwang sich empor, im brünstigen Gebete zu jenen heiligen Fernen, wo die Geprüften wandeln, frei von irdischen Leiden und selig in der Glorie ihres Sieges.

Doch plötzlich erhob sich ein polterndes Geräusch in einem Winkel des Kerkers, und als sie

überraſcht nach jener Gegend hinblickte, bemerkte ſie, wie ein lichter Schein aus einer Oeffnung des Fußbodens heraufdrang, und als ſie ſich näherte, gewahrte ſie einen Schacht, in welchem ein zwerghaftes, graues Männlein, beim Scheine einer Grubenlampe, zu arbeiten ſchien. Obgleich Elsbeth keine Menſchenfurcht in ihrem Herzen duldete; ſo konnte ſie doch jetzt, beim Anblicke des kleinen, geiſterhaften Weſens, ſich einer gewiſſen Bangigkeit nicht erwehren; doch bald gewann ſie ihre Faſſung wieder, und mit feſter Stimme rief ſie hinab in den Schacht: „wer biſt Du, nächtlicher Poltergeiſt, und was ſoll Dein Wühlen bis herauf in meinen Kerker? Warum ſtörſt Du die letzten Augenblicke einer Sterbenden durch Dein Erſcheinen?" —

Das kleine Männlein hatte indeſſen den Rand der Oeffnung erreicht, war heraufgeſtiegen in den Kerker, und ſtand jetzt, mit ſeinem Grubenlichte in der Hand, wie ein dreijähriges Kind vor der hohen Elsbeth; und jetzt, da ſie das ſeltſame Weſen näher betrachtete, verſchwand auch der letzte Reſt von Furcht in ihrer Bruſt, und ſie fühlte ſich ſogar von Vertrauen, und einem, ihr ſelbſt

unerklärlichem, Wohlwollen zu ihm beseelt, obgleich ihr Auge noch mit Staunen auf seiner sonderbaren Gestalt ruhete. Der kleine Kobold war vom Kopf bis zu den Füßen in ein graues, grobes Tuchmäntelchen gehüllt; von seinem Scheitel, den ein graues Filzhütchen deckte, fiel langes, schlichtes, graues Haar über seinen Rücken, beinahe bis zum Boden herab, und sein Gesicht selbst, das, obwohl verwittert und tief gefurcht, doch einnehmende, freundliche Züge zeigte, war von gelblich grauer Farbe, und seine Aeuglein, völlig grau, aber mit ihren hellglänzenden Sternen, gutmüthig aufblickend zu Elsbeths hoher Gestalt.

„Du fragst mich, wer ich bin?" begann der kleine Mann mit zarter Kinderstimme; — „so höre denn: man nannte mich schon vor Jahrhunderten, zu einer Zeit, wo nur fromme Menschen diese Burg bewohnten, den guten Hinz; und ich war gern gesehen bei allen wackern Leuten, die hier ein- und ausgingen. Doch seitdem die verderbte Brut der Homburgs hier ihr Nest gebaut, hab' ich auch meine Wohnung, tief unter dem Fundamente dieser Burg nicht mehr verlassen; denn nur guten Menschen bin ich hold und helfe ihnen gern, wo

ich nur kann, in Noth, Gefahr und bitterm Leid. Die Böſen aber, die ich haſſe, flieh' ich, und überlaſſe ſie ihrem gerechten Schickſale. So hat auch der jetzige Beſitzer dieſer Burg mich nie geſehen, und vielleicht gar bald wird ihn der ſtrafende Rächerarm ereilen und er dahin fahren in ſeinen Sünden und Laſtern, eine Beute des Abgrunds. Der Bube aber, der frech im Mönchsgewande ſeine Frevel übt, hat ſeine Seele ſchon verhandelt und der Erzfeind ſtreckt allſtündlich ſeine Kralle nach ihm aus. Die einzige Reine in dieſer Sündenburg biſt Du; drum faſſe Muth, mein Kind; der gute Hinz wird's nimmer dulden, daß Du als ein Opfer jener Böſewichter hier Dein Leben endeſt; denn innerhalb der Mauern dieſer Burg iſt mir die Macht gegeben, verfolgte Unſchuld zu behüten, vor Unheil gute Menſchen zu bewahren. Du biſt ſeit langer Zeit die Erſte, die ich meiner Hülfe für würdig achte; denn jener Leichnam, der in Deinem Kerker hier verweſ't, gehörte einem ungerechten Manne, der durch Wucher und Betrug bei ſeinem Handel reich geworden; dennoch konnte ſein Weib die Summe des verlangten Löſegeldes nicht zuſammenbringen, weil er ſelbſt vor den Sei-

nen den Mammon geheimnißvoll verbarg, und ehe er ſich überwinden konnte, die Stelle zu verrathen, wo ſeine Schätze lagen, ereilte ihn der Tod. Deshalb überließ ich ihn ſeinem gerechten Schickſale; doch Dir, mein Kind, ſtelle ich die freie Wahl: ob Du hier harren willſt, geſchützt von mir an Leib und Ehre, bis Dir von Außen Hülfe wird, oder' ob ich Dir den Weg zur Flucht eröffnen ſoll auf unterirdiſchen Pfaden. Doch bedenke wohl: daß meine Macht nur bis zur äußern Mauer dieſer Feſte reicht; biſt Du erſt draußen, muß Dich eine höhere Gewalt beſchützen; wähle!"

Freudig und auf's Neue durch Hoffnung belebt, erwiederte Elsbeth: „Dank! heißen Dank für die gebotene Hülfe! — Die Wahl iſt leicht: öffne mir den ſchrecklichen Kerker; bin ich erſt draußen unter freiem Himmel, dann wird Gottes Gnade meine Flucht wohl weiter leiten bis zu meinem Vater. Er wird in jeder Stunde tauſendfache Marter leiden; und wollt' ich auch, geſchützt an Leib und Ehre, hier ſeiner Hülfe harren; müßt' ich nicht fürchten: daß er Blut und Leben opferte im Kampfe um ſein Kind, ehe ihm meine Ret-

tung gelänge. Nein, nein, hinaus, hinaus, noch eh' der Morgen tagt!"

„Es iſt Dein Wille! der gute Geiſt, der droben über den Wolken gnädig waltet, möge mit Dir ſeyn!" ſprach der Zwerg feierlich, berührte ihr hierauf nur leiſe Hände und Füße, und klirrend fielen ihre Feſſeln zu Boden, und ſie ſtand frei im Kerker.

Hierauf nahm das graue Männlein die Lampe und ſtieg voran in den dunkeln Schacht. Ueberall waren kleine Stufen in den Felsboden gehauen, die ihren Füßen eine ſichere Stütze gewährten, und bald gelangten ſie in einen horizontal fortlaufenden Gang, wo ſie, zwar gebückt, doch ohne weiteres Hinderniß, ihrem Führer ſchnell zu folgen vermochte. So ging es fort, durch gewundene Gänge, durch düſtre Höhlenräume, durch niedere Felſenthore, über kleine Brücken, unter welchen ſchäumende Waſſer rauſchten, bis zu einer Wölbung, von welcher aus der enge Pfad ſich wieder zu erheben ſchien. Doch auch hier ſtieg der hülfreiche Kobold wieder voraus mit ſeinem

Grubenlichte, beleuchtete jede Stufe, reichte ihr die kleine Hand bei gefährlichen Stellen; der Drang nach Freiheit gab ihr Kraft, und bald wehte ihr von droben die reine Bergluft entgegen, und verkündete ihr das nahe Ziel ihrer ermüdenden Wanderung. Endlich hatte sie auch die letzte Stufe erklommen, und freudig bewegt, die Blicke dankend zum Himmel gerichtet, wo die Sterne schon erblichen, und der ferne Purpursaum der weißen Wolken den nahenden Morgen verkündeten, stand sie frei, außerhalb der Mauern der Burg, vom grünen, duftenden Gebüsch umgeben. Doch auch dem grauen Männchen, ihrem Rettungsengel, flüsterte sie heiße Dankesworte zu, und gelobte: den guten Hinz nimmer zu vergessen in Freud' und Leid. Auch der Kleine schien tief gerührt, und nachdem er ihr noch dringend empfohlen hatte, behutsam im Gebüsche fortzuschleichen, und, wo möglich, ins tiefe Bodethal niederzusteigen, wohin kein verfolgender Reiter einen sichern Pfad für sein Roß finden würde, drückte er sein graues Hütchen tief über die Stirn herab, und ging langsam zurück nach seiner unterirdischen Wohnung. Die

Oeffnung aber unter der äußern Burgmauer, durch welche Elsbeth ſo eben erſt in's Freie gelangte, war auch gleich nach ſeiner Entfernung wieder ſpurlos verſchwunden.

4.

Als der Mönch Anſelmus Elsbeths Kerker verlaſſen hatte, erfüllten finſtre Racheplane ſeine ganze Seele, und immer höher ſtieg ſeine Wuth, je ſchmerzlicher ihn die Wunden brannten an der Stirn, die ſie ihm mit ihren Handfeſſeln geſchlagen hatte. Er zermarterte ſein Hirn mit Erfindung der entſetzlichſten Foltern, mit denen er ſie zu peinigen gedachte; doch keine ſchien ihm empfindlich, keine demüthigend genug, um die von ihr erfahrene Schmach zu rächen. So ſtieg er langſam die Stiegen hinauf; doch oben in den öden Räumen der Burg war es ſtill und todt. Alles ſchlief und ihn floh die Ruhe. Es trieb ihn

raſtlos umher; ſein Lager in der engen Zelle, die er gewöhnlich bewohnte, blieb unberührt, und in den weiten Gehöften der Veſte ſuchte er ſein heißes Blut zu kühlen, indem er, die Kapuze zurückſchlagend, ſein Haupt der Nachtluft Preis gab.

Da gewahrte er plötzlich an ſeiner Seite eine lange Geſtalt, die, gleichen Schritt mit ihm haltend, geräuſchlos neben ihm herſchritt, und als er eben einen Thurm erreicht hatte, der aus der äußern Mauer vorſprang, dicht vor ihn hintrat, als ob ſie ihn aufhalten wolle. Der Mönch bebte zurück und kalter Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirn, als er den nächtlichen Begleiter jetzt näher in's Auge faßte, der im langen, blutrothen Mantel vor ihm ſtand, und mit widerlicher Fratze ihn höhniſch anlächelte.

Doch bald hatte Anſelmus wieder Faſſung gewonnen und keck einen Schritt wieder vortretend, rief er dem Rothmantel mit frecher Miene zu: „was bedeutet mir Dein plötzliches Erſcheinen? — Seit unſerm erſten Begegnen hat mich wahrlich nach Deinem Anblicke nimmermehr gelüſtet; auch glaubte ich Dich ehe nicht wieder zu ſchauen, als

bis am Ende, und das, glaub' ich, liegt meinem Lebenspfade noch gar fern."

„Wer weiß!" erwiederte der Andere kalt und lächelnd und blieb ihm unbeweglich gegenüber stehn.

Doch der Mönch, erbittert durch die ruhige Antwort seines Gegners, rief noch dreister als zuvor: „gedenke unsers Pacts! Du hast nicht früher Macht, mir nur ein Haar zu krümmen, als bis ich selbst auf irgend eine Weise den Tod mir gewünscht. — Willst Du Dein Pactum brechen, Lügengeist?"

„Ei, warum sollt' ich das? Du bist mir doch gewiß, trotz Deiner listigen Bedingniß!" fuhr der Andere mit kalter Ruhe fort. — „Sey unbesorgt, ich halte Dir mein Wort, wie Jedem, dem ich's gab, und um Dir zu beweisen, daß ich's redlich mit Dir meine, so folge mir zur offnen Aussicht jenes Thurmes." Er schritt, ohne die Antwort des Mönchs abzuwarten, voran, die Stiegen hinauf, und Anselmus folgte ihm beherzt und in neugieriger Aufregung. „Ich kenne die geheimsten Gedanken Deiner Seele;" begann der Fremde wieder, als sie nun Beide oben standen an der offnen Thurmluke, welche ihnen die Aussicht gewährte

auf den freien Berggipfel, vor den äußern Burgmauern. „Wilde Liebe und heiße Rache haben Dein Blut erregt, aber der kühnen Elsbeth gefesselte Hand hat Deiner Sinne Gluth gedämpft und Dir ein Angedenken auf der Stirn zurückgelassen, das selbst die Kapuze nicht ganz verbergen kann. Jetzt denkst Du nur daran, den heißen Rachedurst zu stillen; doch während Du hier oben, versunken in Deine grimmigen Plane, nachtwandelst, bricht drunten Dir Dein Täubchen aus dem Kerker und fliegt davon mit Deiner letzten Hoffnung. — Gieb Acht! dort unten an der Mauer, wo der Pfeiler vorspringt, taucht Dein Liebchen im Gebüsche auf!“ Er deutete mit der Hand, höhnisch lächelnd, nach jener Gegend, die er bezeichnet hatte, und der Mönch glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er beim matten Dämmerlichte Elsbeths Antlitz deutlich erkannte, welches vorsichtig durch die dunkeln Büsche schaute. „Es ist kein Blendwerk!“ rief er endlich wüthend aus. — „Bei allen Sünden, die ich jemals beging, sie ist es selbst! und bei allen Geistern des Abgrunds, ich muß sie wieder haben!“

„Das sollst Du!“ entgegnete der Andere. —

„Eile hinunter! die kleine Pforte, dicht an der Stelle, wo Du ſie geſchaut, wirſt Du geöffnet finden; ehe zwei Minuten vergehen, kannſt Du ſie erreicht haben, dann halt' ſie feſt! laß ſie nicht aus Deinen Armen. Ich will indeſſen hier den Wächterdienſt verſehen und Lärmen blaſen, daß man Dir zu Hülfe eile; fort, fort! ich rechne auf Deinen Dank!"

Der Mönch hatte die letzten Worte kaum gehört; er ſtürzte die Thurmtreppe hinab, und noch ehe er das nahegelegene Mauerpförtchen erreichte, erſchallte auch ſchon aus der offnen Thurmluke ein ſo furchtbarer Hornruf, als ihn jemals ein menſchliches Ohr gehört. Das Brüllen des Löwen und das heiſere Geheul der Hyäne vereinigten ſich mit ſo ungeheurer Kraft, daß die Mauern und Zinnen der feſten Burg erbebten und erſchrocken alle Schläfer aufſuhren von ihren Lagern, als ertöne die Poſaune des jüngſten Gerichts.

Schon hatte Elsbeth ſich durch das Gebüſch gewunden und die freie Felſenplatte, der Tanzplatz genannt, dicht am Abgrunde des Bodethals, erreicht, als der ſchreckliche Hornruf ertönte, und als ſie erſchrocken um ſich blickte, gewahrte ſie auch

ſchon den grimmigen Mönch dicht hinter ſich. Ein Schrei des Entſetzens entfloh ihrem Munde, doch ſchnell gefaßt wendete ſie ſich zum ſchwindelnden Abgrunde und muthig den Blick in die grauſige Tiefe gerichtet, ſchwang ſie ſich hinab bis zu einem hervorſpringenden Felsſtücke; doch hier ſchwanden ihr die Sinne. So ſchroff und jähe ſenkte ſich der Fels von hier aus nieder, daß auch kein Vorſprung, eine Hand nur breit, ſich zeigte, worauf ihr Fuß hätte ruhen können, um ſich niederwärts zu ſchwingen, und bewußtlos klammerte ſie ſich an der kahlen Felswand feſt. Als ihre Sinne wiederkehrten, hielten ſie die Arme des Mönchs ſchon feſt umſchlungen, und als ſein Athem ſie berührte, als ſie ſein wildklopfendes Herz an ihrer Bruſt ſchlagen fühlte, als ſeine wuthglühenden Blicke ſie durchbohrten, da ſank ihr der letzte Rettungsgedanke, und der Entſchluß, ſein und ihr Leben jetzt auf's Spiel zu ſetzen, gab ihr übermenſchliche Kraft.

Im furchtbarſten Ringen mit ihrem Verfolger, ſuchte ſie dieſen zum jähen Abgrunde zu drängen, und dieſer, ihren Entſchluß ahnend, kämpfte mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte gegen ſie an.

Doch schon fühlte er sich ermattet, schon sah er sich dicht am Rande der schroffen Felswand, der nächste Augenblick konnte ihn niederschmettern in die entsetzliche Tiefe, und, in Verzweiflung seine erlahmten Arme noch einmal zusammenpressend um ihren Leib, rief er aus tiefster Seele: „o, daß ich doch auf der Stelle zu Stein würde und mit Felsenarmen Dich umklammern könnte!“ — Da erschallte hoch vom Thurme der Homburg ein furchtbares Gelächter, das weit hin schallte über Berg und Thal, und in den grausigen Schlünden der Roßtrappe im hundertfaltigen Echo wiederhallte. Der Mönch aber erstarrte, seine Arme ließen los von ihrer Beute und sanken schlaff herab, der Glanz erlosch in seinem Auge, sein Blut vertrocknete, sein Gefühl erstarb, alle seine Sinne waren wie ein Hauch entflohen und in wenigen Augenblicken war er zum regungslosen, grauen Steinbilde geworden. Noch starrte Elsbeth entsetzt den steinernen Mönch an, da fühlte sie sich von Strikken umwunden und hinaufgezogen zum freien Gipfel des Berges.

Der Ritter war herbeigeeilt mit seinen Knechten, und ihre gefährliche Stellung gewahrend, ohne

eltſame Verwandlung des Mönches zu bemer-
hatte er ihr die Schlinge übergeworfen, die
ieder in ſeine Hände lieferte. Bei den Haa-
ſchleifte er ſie fort durch das Gebüſch, welches
Burgmauern umgab; doch plötzlich ſank er
lautem Fluche zu Boden. Helme, Lanzen
Schwerter blitzten überall auf im Geſträuch;
th war frei und lag ſchon in der nächſten
ute in den Armen ihres Vaters, welcher mit
Reiſigen ſchon die ganze Nacht hindurch
Walde gelagert, und gerade noch im rechten
nblicke den Gipfel des Berges erſtiegen hatte,
ein Kind zu retten. Elsbeths Leiden waren
t; am Buſen ihres Vaters vergaß ſie die
rſtunden, die ſie in der Raubveſte verlebt
und die Vaſallen und Reiſigen des Grafen
en die Luft mit frohen Jubeltönen. Den
Homburg hatte des Eberſteiners Schwert
getroffen, und er hatte ſchon geendet, als
ine Knechte hinwegtrugen. Er war der letzte
r der Homburg, die von jener Zeit an in
mer zerfiel.

tzt ſind nur wenige Spuren jener ehemali-
aubveſte noch vorhanden, aber der ſtei-

nerne Mönch ſteht immer noch auf derſelben Stelle, wohin ihn, der Sage nach, der Böſe einſt gebannt; und ſowohl von der gegenüber liegenden Roßtrappe, als auch vom Tanzplatze aus, kann man das ſeltſame Felsbild deutlich ſehen.

III.

Das Teufelsbad.

1.

n Anfang des zwölften Jahrhunderts war die
imburg, unweit Blankenburg, auf hohem Berge
rgen, eines der gefürchtetſten Raubneſter im
rzlande. Hier hauſte mit ſeinen wilden Geſel-
der Ritter Uſſo von Heimburg und trieb nach
naliger Sitte ungeſtört ſein Räuberhandwerk
t Feuer und Schwert. Unter allen ſeinen Ge-
ſſen auf der Veſte war Keiner, der nicht ſchon
mals mit Gewalt ſich fremden Gutes bemäch-
t und dabei ſeine Hand tief in Blut getaucht
te; nur ſein Sohn Heinrich, ein Jüngling,
kaum zwanzig Jahre zählte, war mitten un-
dieſer wüſten Rotte rein geblieben, und bisher
der durch Bitten, noch durch Spott oder Ge-

walt zu bewegen gewesen, an den wilden Raubzügen oder den darauf folgenden rohen Gelagen Theil zu nehmen. Deshalb war er auch die Zielscheibe des bittersten Hohnes, vom Ritter bis zum niedrigsten Knechte herab, und seines Vaters Verachtung traf ihn schwer. Wie ein Träumender ging er in der Burg umher, verschloß sich oft Tage lang in sein Gemach, oder suchte sich die einsamsten Stellen aus in den weitläufigen Gehöften, und blickte trübsinnig hinaus in weite Ferne. So war sein Leben ihm schon von Kindheit an, denn seine Mutter hatte er frühzeitig verloren, traurig und einsam dahin geflossen, und nur die Jagd, der er zuweilen oblag, und wo er oftmals Proben seltner Kraft und hohen Muthes ablegte, gewährte ihm zuweilen Abwechselung und Zerstreuung.

An einem heitern Frühlingstage stand er wieder allein in einer dunkeln Mauernische und blickte unverwandt nach den Fenstern des östlichen Thurms hinüber, welche geöffnet, doch wohlvergittert, die warme Luft einströmen ließen in das düstre Gemach. Gar bald bemerkte er dort ein schönes, wenn auch bleiches, Frauenhaupt, gestützt auf eine zarte, lilienweiße Hand, gedankenvoll nach ihm hinüber-

ſchauend, und einen wehmüthig freundlichen Gruß ihm ſpendend. Es war die engelgleiche Adelheid von Treſeburg, die der grauſame Ritter Uſſo beinahe ſchon ſeit Jahresfriſt hier gefangen hielt, nachdem er ihren Vater in ungerechter Fehde erſchlagen und ſeine Burg zerſtört hatte. So war die arme Jungfrau früh verwaiſt; denn auch ſie hatte den Tod ihrer Mutter vor Jahren ſchon beweint, und kein blutsverwandtes Herz lebte ihr in der Nähe, von dem ſie hätte Hülfe und Rettung hoffen dürfen; und obgleich man ihr in ihrem Kerker alle Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe des Lebens reichlich gewährte, ſo erſehnte ſie doch mehr, als jemals, die Freiheit, da der wilde Ritter Uſſo in ſeinen wilden Liebesbewerbungen dringender wurde, und ihr noch am vergangenen Abende im höchſten Zorne gedroht, mit Gewalt Befriedigung ſeiner Wünſche zu erzwingen. Anfangs hatte der Ritter ſeinem Sohne Heinrich, um ihn zu demüthigen, das Kerkermeiſteramt über die ſchöne Gefangene übertragen, und ſo gelang es dieſem oft, in ihrer Nähe zu verweilen, mit Sanftmuth ſie zu tröſten, mit der lebhafteſten Bereitwilligkeit ihre kleinſten Wünſche zu erfüllen, in jedem Worte, in

jeder Geberde die innigſte Theilnahme auszudrukken, bis ſich ſeiner eine heiße Leidenſchaft bemächtigte, die mit dem herzlichſten Wohlwollen erwiedert wurde, und als der Ritter Uffo anfing, zu befürchten, es möchte ſich zwiſchen Beiden ein Liebesverſtändniß entſpinnen, war es bereits geſchehen. Heinrich verlor ſein Kerkermeisteramt, mußte die Schlüſſel abgeben, die einem verkrüppelten Knechte, einem ergrauten Böſewichte, der an den Raubzügen nicht mehr Theil nehmen konnte, überliefert wurden, und die Liebenden konnten ſich von jener Zeit an nur verſtohlen aus der Ferne ſehen und heimliche Grüſſe wechſeln.

Als nun auch an jenem Tage Heinrich vom Fenſter herab den wehmüthigen Gruß der Geliebten empfing; da färbte hohe Röthe ſeine Wangen und lebendiger ſtieg der Gedanke in ihm empor, die Leidende aus ihrem Kerker zu befreien; denn er hatte noch am Morgen deſſelben Tages, kurz zuvor, ehe die Burgmannen die Veſte verließen, um einen Streifzug in die Umgegend zu unternehmen, gehört, wie ſein Vater laut gegen die Genoſſen prahlte: bei ſeiner Wiederkehr wolle er die ſpröde Dirne mit Gewalt zu ſeiner Buhlin

machen, wenn ſie nicht einwillige, am Altare ſein Weib zu werden. Er kannte ſeines Vaters wilde Leidenſchaft und fürchtete die höchſte Gefahr. Erſt am andern Tage ſtand die Rückkehr der Räuberrotte zu erwarten, und bis dahin mußte ſein Entſchluß, ſollte er günſtigen Erfolg verſprechen, nicht allein gereift, ſondern auch ausgeführt ſeyn. Doch lebte in der Burg kein einziges, menſchliches Weſen, dem er ſich hätte vertrauen dürfen. Die zurückgebliebenen Knechte, beſonders Adelheids alter Kerkermeiſter, bewachten mißtrauiſch jeden ſeiner Schritte, und wieſen ihn mit rauhem Spotte aus der Nähe des Thurms zurück, wenn er ſich ihm zu nähern wagte. Nur aus verborgenen Winkeln gelang es ihm zuweilen, ungeſtört zu den Fenſtern der Geliebten aufzuſchauen, doch auch dieſer Genuß ſollte ihm heute nur auf wenige Minuten vergönnt ſeyn; denn ſchon ſammelten ſich nahe bei der Mauerniſche, wo er ſtand, mehrere Knechte, um ihre Kampfſpiele zu treiben. Unmuthig verließ er ſeinen Schlupfwinkel und beſchloß auf die Jagd zu gehen und draußen in der Stille des Waldes Rath mit ſich zu halten.

2.

Mit seinen Jagdwaffen gerüstet, war Heinrich schon geraume Zeit auf einem wenig gebahnten Waldwege dahin geschritten, dem das lichte Frühlingsgrün nur erst ein durchsichtiges, dürftiges Laubdach verlieh. Endlich gelangte er in düstres Tannenholz, und hier, wo selbst der Gesang der Vögel ihn nicht störte, setzte er sich auf ein Felsstück nieder, und gestützt auf seine Armbrust versiel er in tiefes Sinnen. Doch so viele Pläne zur Rettung der Geliebten auch sein Hirn durchkreuzten, keiner schien einen günstigen Erfolg zu versprechen, überall traf er auf unbezwingliche Hindernisse, und niemals empfand er es schmerzlicher, allein, ohne Freund, in der Welt zu stehen, als

eben jetzt. Immer tiefer senkte sich sein Haupt, und schon bemächtigte sich seiner eine trostlose Verzweiflung; schon reifte in ihm der tollkühne Entschluß: ganz allein mit seinem Schwerte Adelheids Kerker zu sprengen; oder im Kampfe um ihre Freiheit den Tod zu suchen. Doch plötzlich wurde er aufgeschreckt durch eine rauhe Stimme, welche dicht hinter ihm erschallte und ihm die Worte zurief: „was kümmert Euch, Herr Junker? kann ich Euch helfen, so seh't Ihr mich zu Eurem Dienste bereit.“ Ueberrascht blickte Heinrich um sich und gewahrte einen alten Waidmann, der im verblichenen grünen Wams, zur Jagd gewaffnet, mit breitgekrämptem Hute, der sein Gesicht zum Theil beschattete, mit rother Feder geziert, wie aus der Erde heraufgestiegen, an einem Kieferstamme unbeweglich lehnte. Heinrich war auf seinen einsamen Jagdstreifereien dem fremden Manne mehrmals schon im Forste begegnet, und hielt ihn, ohne nach seinem Namen zu forschen, für einen fahrenden Waidmann, deren zu jener Zeit gar Viele in wildreichen Gegenden umherzogen, und ohne einen Dienst zu suchen, ihr Handwerk trieben auf eigne Faust und oft zum großen Nach-

theile der Forſtbeſitzer. Deshalb wurden ſie gewöhnlich auch hart verfolgt, mußten ſich des Tags in Höhlen und ſchwer zugänglichen Wildniſſen verbergen und lagen nur des Nachts dem Waidwerke ob. Heinrich hatte ſich bei früheren Begegnungen des fremden Mannes eines heimlichen Grauens nicht erwehren können, welches ihm hauptſachlich deſſen wildes, ſonnenverbranntes und ſcharfmarkirtes Geſicht einflößte; doch nach und nach hatte er ſich daran gewöhnt, und da der alte, erfahrene Waidmann ihm mit der größten Bereitwilligkeit mehrere Jagdkünſte gelehrt, ſogar Gefallen an ſeinem Umgange gefunden; da er der einzige Menſch war, der ihn freundlich an ſich zog, und nicht, wie die Raubgeſellen ſeines Vaters, ihn mit Hohn und Verachtung von ſich ſtieß. Auch ließ er ſich jetzt, auf wiederholtes dringendes Befragen um die Urſache ſeiner tiefen Betrübniß, endlich bewegen, dem fremden Manne ſein Vertrauen zu ſchenken und ihm ſein ganzes Herz zu eröffnen. Lächelnd hatte der Jägersmann ſeine treuherzige Mittheilung angehört, und als der Junker geendet hatte, erwiederte er ihm: „freilich iſt ſchleunige Flucht nothwendig, wenn Ihr die

Jungfrau vor Eures Vaters Gewaltthat retten wollt. Doch Ihr allein werdets nimmer vollbringen; drum will ich Euch beistehen und bürge für einen glücklichen Erfolg, wenn Ihr Euch unbedingt meiner Leitung überlassen wollt."

Mit Freuden versprach Heinrich, bei der gefahrvollen Unternehmung jedem seiner Winke folgen zu wollen und erschöpfte sich in Dankesworten; doch der alte Waidmann entgegnete ihm mit einem seltsamen Lächeln: „spart Euren Dank! ich will ihn später von Euch fordern, wenn Ihr am Ziele seyd; dann wollen wir sehen, ob Eure Zunge noch so geläufig ist, wie jetzt. — Geh't nach der Burg zurück, und erwartet mich in der letzten Stunde vor Mitternacht am westlichen Seitenpförtchen, von dort aus werde ich in die Veste unbemerkt gelangen. Dann haltet Euer Jagdgeräth bereit, versehet Euch mit Lebensmitteln, warmen Decken und was Ihr sonst noch zur Bequemlichkeit Eures Liebchens in einer Wildniß nöthig achtet; denn dort, wohin ich Euch führen werde, hat vor Euch wohl noch niemals eines Menschen Fuß gewandelt."

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ver-

ſchwand er im dichten Gebüſche, und Heinrich, dem noch tauſend Fragen auf der Zunge ſchwebten, über die Art und Weiſe, wie der Rettungsplan ausgeführt werden ſolle, blieb allein zurück mit ſeiner Freude, endlich zum erſten Male in ſeinem Leben einen Freund gefunden zu haben in höchſter Noth; denn dafür hielt er den Alten, ohne über deſſen ſeltſame Erſcheinung und ſeine räthſelhaften Worte zu grübeln. Das Herz drohte ihm zu zerſpringen vor innerer Luſt, ſo oft ſich der Gedanke an Adelheids glückliche Rettung ſeiner Seele bemächtigte und all' den Bäumen, die ihn rings umgaben, hätte er die Freude verkünden mögen, die ungeſtüm ſeine Bruſt durchwogte. Doch die Dämmerung hüllte ſchon den Forſt in ihre grauen Schleier, und mahnte ihn, heimzukehren. Mit raſchern Schritten und muthigern Herzens, als vorher, durcheilte er jetzt den Wald, und als er den Burghof betrat und den Kerkerthurm erblickte, da drängte es ihn, der armen Gefangenen mit lauter Stimme Troſt zuzurufen; doch noch zu rechter Zeit mahnte ihn die Vorſicht, zu ſchweigen. Adelheid hatte längſt ſchon das Fenſter geſchloſſen und die Ampel brannte ſchon in ihrem Gemache;

er sah die Unmöglichkeit ein, ihr jetzt auch nur den leisesten Wink zu geben, und begab sich in gespannter Erwartung der nächtlichen Rettungsstunde in das Innere der Burg. Hier bemerkte er, daß die zurückgebliebenen Knechte ihre Wachtposten auf den Wällen und Mauerthürmen, welche sie sonst beim Einbruche der Nacht regelmäßig bezogen, heute unbesetzt gelassen hatten; denn es war der Tag des heiligen Georg und dieser sollte mit einem wilden Trinkgelage beschlossen werden. Alle befanden sich, außer Adelheids Kerkermeister, der seinen Posten an der Thurmtreppe nicht verließ, in der großen Trinkhalle, die Meisten schon ziemlich berauscht und so wurde es ihm leicht, sich aus den übelgehüteten Vorrathskammern unbemerkt mit Lebensmitteln zu versehen, welche er, in zwei Körbe verpackt, in seinem Gemache in Sicherheit brachte. Hier erwartete er nun mit Ungeduld die ersehnte Stunde, und als sie endlich erschienen war und er, mit seinem Mantel verhüllt, mit seinen Jagdwaffen und dem Vorrathe versehen, über den Burghof schlich, da lähmte plötzlich der Gedanke seine Schritte: daß das westliche Seitenpförtchen fest verschlossen sey und er keinen Rath wußte, sich den

Schlüssel zu verschaffen, um dem alten Jäger dort den Eingang zu eröffnen. Bestürzt stand er noch immer, sich selbst bitter anklagend, daß er in seiner Freude dieses wichtigen Umstandes nicht gedacht; da öffnete sich, wie von selbst und mit kaum hörbarem Geräusch, die kleine Mauerpforte, und herein trat der fremde Jägersmann, und befahl ihm leise, seine Bürde hier zurückzulassen und ihm zu folgen. Verwundert über das plötzliche Erscheinen des Alten durch die, wie er wußte, stets fest verschlossene Pforte, gehorchte Heinrich, und Beide lenkten ihre Schritte nach dem östlichen Thurme. Doch noch höher stieg sein Erstaunen, als er hier den alten, sonst so wachsamen Kerkermeister fest schlafend fand, der sich nach einer leisen Berührung des Waldmanns schmerzvoll zusammenkrümmte, dann einen gräßlichen Laut ausstieß, gleich einem Todesseufzer, sich lang ausstreckte und regungslos liegen blieb, wie eine Leiche. Auch die dreifach verschlossene Kerkerthüre wich, wie durch Zauberwerk, der ersten leisen Berührung des alten Jägers, auf dessen Mahnung, sein Liebchen schnell herbeizuholen, Heinrich im Uebermaaße des Entzückens, der wunderbaren Weise vergaß, mit wel-

cher ihm der unheimliche Alte bis hierher Hülfe geleistet. Er stürmte in das Gemach, erklärte in wenigen Worten der staunenden Adelheid sein Erscheinen, empfahl ihr, eilig zusammenzuraffen, was sie mit sich zu nehmen wünsche, und als dies geschehen war, verließen Beide freudetrunken den Kerker, der die Arme beinahe seit Jahresfrist gefesselt hatte.

Noch immer erschallte wilder Lärmen aus dem Trinksaale und unbemerkt gelangten sie in's Freie durch das Mauerpförtchen, dessen Thür der Jäger hinter sich ins Schloß warf, und mit dem Vorrathskörben und Decken beladen, den Flüchtigen folgte. Nun wanderten sie, auf wenig betretenen Pfaden, die ihnen der Alte, so viel es die Dunkelheit erlaubte, bezeichnete, eilig fort, und gelangten gar bald in eine so finstere und dichtverwachsene Waldgegend, daß ihre Schritte unsichrer wurden und kein Gegenstand mehr zu unterscheiden war. Die Liebenden hatten während des ganzen Weges nur wenige flüchtige Worte mit einander gewechselt, da ihnen der Waidmann das tiefste Stillschweigen geboten hatte, der jetzt von einem Kiefernbaume einen Kienast abbrach und diesen, wie

es schien, nur allein durch seinen Hauch zur Fackel entzündete, die mit röthlichem Scheine die wilde Gegend erleuchtete. Jetzt hatte auch Adelheid zum ersten Male im grellen Fackellichte das Angesicht des Fremden gesehen, den ihr Heinrich als seinen Freund und ihren Retter bezeichnet hatte und unwillkührlich schauderte sie zusammen bei seinem Anblicke. Doch suchte sie sich zu fassen und verschloß die düstre Ahnung, die in ihr aufstieg, in ihrer Brust, folgte Heinrich, an dessen Arme sie hing, noch eine weite Strecke durch das dichte Gesträuch und fast gänzlich erschöpft, gelangte sie endlich bis zu einem hervorspringenden Felsstücke, auf welchem der Jäger, welcher mit der Fackel vorausgeeilt war, sie erwartend, Platz genommen hatte.

„Schaut dort hinunter!" rief er Heinrich entgegen, indem er weit über das Felsstück hinausleuchtete; — „ein sichreres Versteck findet Ihr nicht im ganzen Harzgebirge und Eure Liebe wird Euch jene Wildniß bald zum Blumengarten wandeln." Heinrich lehnte sich hinaus über das Felsstück, schaute hinab in den furchtbarsten Abgrund, den sein Auge jemals geschaut. Aber nur flüchtig

ſtreifte ſein ſchwindelnder Blick an den unbeſtimmten Umriſſen der niedern Geſträuche und unförmlichen Felsbrocken, welche in der ſchaudererregenden Tiefe zerſtreut lagen, vorüber, und hafteten deſto länger auf dem, vom Fackelſcheine gefärbten, blutrothen Spiegel eines Weihers, welcher im tiefen Grunde lag, umgeben von dunklem Erlengeſträuch. Eine finſtre Ahnung, als ob dort unten ihn nur Unheil erwarten könne, ergriff Heinrich, und das Entſetzen mit ſeinen kalten Armen umklammerte ihn immer heftiger, je länger er hineinſtarrte in den blutigen Teich. Da fühlte er ſich endlich von des Jägers Hand ergriffen und zurückgezogen vom Abgrunde und hörte, wie Jener mit lächelnder Miene ſprach: „Iht ſucht umſonſt den Pfad, der Euch hinunterleitet; doch vertraut Euch ferner meiner Leitung, und wie mit Adlerſchwingen ſollt Ihr ſanft hinab in jene Tiefe ſchweben; zuvor nehmt aber einen Becher Wein zur Stärkung, auch Euer Liebchen wird der Feuertrank erwärmen in der kalten Nacht.“ Mit freundlichem Zureden reichte er dem Junker einen vollen Becher, den Heinrich, nachdem er ihm Adelheid kredenzt hatte, die nur wenig davon genoß, bis zum letzten Tro-

pfen leerte; doch nicht die gewünschte Stärkung gewährte ihm der Trank, sondern schlaffe Mattigkeit drückte ihn fast zu Boden, und unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank er neben der Geliebten zu Boden, die sich schon vor ihm erschöpft auf das Felsstück niedergelassen hatte. Der alte Waldmann aber stand noch einige Minuten, mit hämischen Blicken seine Schützlinge beobachtend, bis Beide ein fester Schlaf gefesselt hatte.

3.

Als am andern Morgen Beide, faſt zu gleicher Zeit, erwachten, glaubten ſie, ein ſeltſamer Traum habe ſie geäfft. Doch ſchon die erſten Blicke auf die fremden Gegenſtände, die ſie rings umgaben, ließen ſie nicht länger zweifeln, daß ſie ſich wirklich in jener Schauerſchlucht befänden, bis zu deren Rande ſie in vergangener Nacht der fremde Jäger geführt hatte. Sie befanden ſich beim Erwachen in die von der Veſte mitgenommenen Decken gehüllt, auf weichen, ſchwellenden Mooslagern, über ſich die ſteinerne Wölbung einer geräumigen, tiefen Höhle, die, wie einige Oeffnungen in den Seitenwänden deutlich zeigten, noch mehrere Ne-

benkammern enthielt. Der ganze Raum war trocken und eine reine, frische Luft strich vom Haupteingange, welcher nach der Schlucht führte, herein. Jagdwaffen, Lebensmittel und Alles Uebrige, womit sie sich in der Burg zur Flucht versehen hatten, fanden sie in der Höhle aufgestellt, und Heinrich jauchzte laut auf vor Freuden, bei dem Gedanken: jetzt sein längstersehntes Ziel erreicht zu haben, Adelheid befreit zu wissen, und hier in ungestörter Einsamkeit um ihre Liebe werben zu dürfen. Doch schien das Fräulein seine ungestüme Freude nicht ganz zu theilen. Nach der ersten Ueberraschung hatte sie sich leise und verschämt von ihrem Lager erhoben, und sich hinaus, vor den Eingang der Höhle, begeben, wo sie sinnend das wilde Thal überschaute. Ihr reiner, jungfräulicher Sinn hatte die Gefahr erkannt, der sie sich hier preisgegeben sah, getrennt von der übrigen Welt, in tiefer Einsamkeit und im steten Beisammenseyn mit dem Jünglinge, dem ihr Herz gewogen war, dem sie ihre Rettung dankte von dem verhaßten Bündnisse mit einem Manne, den sie tief verabscheuen mußte. Ihre Freiheit aus den Fesseln des Raubritters hatte sie zwar wieder erlangt; doch

umgab sie hier nicht ein neuer Kerker? — Ihre Tugend zu vertheidigen gegen die rohen Anmaßungen eines ihr verhaßten Mannes war ihr leicht geworden; doch wenn das Schicksal sie mit dem Freunde, den sie innig liebte, Monden, vielleicht Jahre lang an das schauerlich einsame Thal fesselte; wenn sie im steten Umgange, in dieser Wildniß nur auf sich beschränkt, täglich sich einander immer mehr vertraulich näherten, wenn die Versuchung, in ungestörter Einsamkeit, sie tausendfach umlauerte, wenn die Langeweile, die Mutter aller Sünden, ihre Netze um sie spann; würde sie auch dann noch ihrer Kraft und Heinrichs Edelsinne vertrauen dürfen? — Zu diesen gerechten Besorgnissen gesellte sich noch das innere Grausen, welches sie ergriff, so oft sie des unheimlichen Waldmannes gedachte, der ihre Flucht geleitet hatte; dem sich Heinrich so vertrauungsvoll hingegeben, obgleich sich ihrer Seele schon bei seinem ersten Anblicke das finsterste Mißtrauen bemächtigt hatte. Sie erinnerte sich, daß sie in vergangener Nacht ihres Bewußtseyns mächtig gewesen, bis sie den Rand des Abgrunds erreicht hatte, daß sie eine unwiderstehliche Müdigkeit ergriffen, nachdem sie

von dem Weine genossen, den ihr Heinrich kredenzt; doch hatte sie keine Vorstellung von dem, was sich später mit ihr begeben, und ihre wunderbare Versetzung von der schwindelnden Höhe jener Felsenhäupter, deren Entfernung ihr Auge mit Entsetzen maß, in die Höhle des tiefen Abgrundes, blieb ihr ein unerklärliches, banges Räthsel. — Geraume Zeit schon hatte sie sich der Folter ihrer trüben Sorgen hingegeben; doch da lichteten endlich freundliche Strahlen die Nacht ihrer finstern Gedanken; es war die Fackel des Glaubens, die ihr den rechten Pfad zeigte in der gefahrvollen Wüste, und gestärkt und ermuthigt richtete sie ihre Blicke jetzt auf Heinrich, der mit freudestrahlendem Antlitze sich ihr näherte, und im Entzücken ihre Hand ergreifen wollte.

„Nicht also, lieber Heinrich!" sprach sie zu ihm, mit freundlicher Milde ihm abwehrend. — „Die Furcht vor Menschen wird uns hier unten nimmermehr beängstigen; doch um so fester laß die Gottesfurcht in unsern Herzen wurzeln. Laß uns denken: jener schmale Himmelstrich, der unsre Kluft bedeckt, der so blau und freundlich auf uns niederblickt, sey Gottes Vaterauge, dem auch die

kleinſte Handlung nicht verborgen bleibt, die wir begehen hier unten. Drum laß uns fromm und tugendhaft hier wandeln, wie es guten Menſchen ziemt, und wie ſchon Tauſende vor uns gethan zu Gottes Ehre, die der Welt entſagten und freiwillig ſich in tiefe Einſamkeit verbannten. Ich will Dir Schweſter ſeyn, Du wirſt als Bruder mir zur Seite ſtehen, und ſo laß uns ergeben, treu und fromm hier in dem dunklen, abgeſchiednen Thale wälten, bis die Zukunft unſer Schickſal wendet, und uns vergönnt, geweiht durch Prieſterſeegen uns unſrer Liebe ganz zu freuen. Doch ſchwöre mir bis dahin, bei Gott und ſeinem Heiland! auch nicht die kleinſte Gunſt von mir zu fordern, die nicht die Schweſter ihrem Bruder gewähren dürfte, ohne zu erröthen."

Begeiſtert von ihrem reinen Tugendſinne leiſtete Heinrich willig den geforderten Eid, auf ein kleines ſilbernes Crucifix, welches ſie aus dem Buſen zog, und überließ ihr alle Anordnungen, die ſie nun mit reger Geſchäftigkeit in ihrer Eremitenwohnung traf. Die erſte Aenderung jedoch, wozu ihr ſittliches Gefühl ſie anregte, war eine ſtrenge

Absonderung der Schlafgemächer, welche durch Ein richtung zweier kleinerer Nebenhöhlen bewerkstelligt wurde. Unter den mitgebrachten Vorräthen befanden sich auch die nöthigen Materialien, um Feuer anzuzünden, kaum zwanzig Schritte von der Höhle entfernt, sprudelte ein christallheller Quell aus dem Felsen und so mangelten den Liebenden freilich die beiden wichtigsten Elemente zu ihrer kleinen Hauswirthschaft nicht; obgleich der Speisevorrath nur auf kurze Zeit berechnet war, und nothwendige Geräthschaften und Geschirre fast gänzlich mangelten.

Aber noch fühlten sie diesen Mangel nicht; sie waren zufrieden mit ihrer Lage und blickten getrost in die Zukunft, denn Heinrich hatte, als er das Thal, welches sich wohl eine halbe Stunde weit in die Länge erstrecken mochte, flüchtig durchstreifte, überall im Gebüsch und an Felsen das Kraut nahrhafter, wilder Beeren bemerkt, welche der Reife des nahen Sommers entgegen harrten, auch eßbare Wurzeln wuchsen häufig im feuchten Grunde, und Rehe, wilde Kaninchen und Schwarzwild belebten in großer Menge die Einsamkeit der Kluft; so daß ihm seine Einöde bald lieb wurde, und er und Adelheid sie in einem weit günstige-

rem Lichte erblickten, als es bei ihrem erſten Anſchauen geſchehen war. Nur beim Anblicke des düſtern Weihers regte ſich ein unerklärliches Grauen in ihnen, und obgleich ſein Spiegel jetzt hell und rein erglänzte, und man hinabſchauen konnte bis auf den klaren Kiesgrund, ſo war doch kein lebendes Weſen in ſeiner ſtillen Fluth zu erblicken.

Am Abende deſſelben Tages aber, als Adelheid ganz allein vor ihrer Höhle ſaß, denn Heinrich war mit der Armbruſt einem Rehbocke nachgegangen, wurde ſie ſeltſam überraſcht durch das plötzliche Erſcheinen eines wunderlichen Weſens, welches hüpfend und ſpringend, wie in einem fremdartigen Tanze begriffen, ſich ihr näherte. Es war ein Männlein, kaum drei Fuß hoch, das auf ſeinen kleinen, gekrümmten Beinen einen dicken Leib trug, auf deſſen kurzen Halſe wieder ein unförmlicher Kopf ſaß, deſſen Geſicht, obgleich verwittert, voller Runzeln und von brauner Farbe, doch die unleugbarſte Gutmüthigkeit ausdrückte. Seine Kleidung beſtand in braunen Lederſtiefelchen, weitbauſchigten grauen Höschen und einem braunen, faltigen Grubenkittel, wie ihn die Bergleute trugen, und mit den langen Armen ſchwenkte

er ein graues Hütchen in der Luft, das er in der Hand hielt. So schien der kleine Kobold eben erst aus einer Höhlung von geringem Umfange, welche sich hier überall in den rauhen Felswänden zeigten, hervorgekrochen zu seyn, und tänzelte auf wunderliche Weise der erstaunten Jungfrau immer näher. Sie hatte oftmals von dem kleinen Zwergenvolke sprechen hören, welches zu jener Zeit, der Sage nach, in großer Anzahl das Harzgebirg bewohnte, und die Schilderung, die man ihr davon entworfen, bezeichnete die Leutchen als überaus gutmüthige Wesen, die fleißigen und frommen Menschen sich stets hold und gefällig bewiesen, während sie die Faulen und Bösen mit tausend Neckereien verfolgten und ihnen Schaden zufügten, wo sie nur konnten. Deshalb erwartete auch Adelheid ohne Furcht die Annäherung des ungestalteten Männleins, welches ihr jetzt mit schnarrender Stimme zurief: „Heil und Frieden sey mit Dir, schöne Jungfrau! wir heißen Dich willkommen in unserm stillen Thale und bieten Dir unsre Dienste freundlich an. Laß sehen, wie Dein Hauswesen bestellt ist, und wenn sich Mangel zeigt, ist unsre Hülfe da!“ Behende schlüpfte der Zwerg in

die Höhle, doch bald darauf trippelte er auch schon wieder heraus, und als er an ihr vorübereilte, schnarrte er unaufhörlich vor sich hin: „Teller, Schüsseln, Töpfe, Pfannen, Mehl und Eier, Speck und Brod, nichts zu finden, Alles kahl, Alles leer, armes, armes weißes Kind!" und damit verschwand er wieder in der Felswand. Sie blickte ihm verwundert nach; doch noch höher stieg ihr Erstaunen, als nach kurzer Frist sich ihr gerade gegenüber die Felswand öffnete und ein Zug von mehr als zwanzig Zwergen, den bereits Bekannten an ihrer Spitze, aus dem Berge hervorbewegen und sich ihr nähern sah. Die kleinen guten Leutchen aber waren beladen mit allerlei Küchengeräthe, spiegelblank und rein, mit kleinen Mehlsäcken, Eierkörben, gedörrten Früchten, Waizenkuchen, Brodten, Speck und Schinken. Und alle ihre freundlichen Gaben trugen sie nach der Höhle, richteten dort eine Vorrathskammer ein, wo sie die Vorräthe in bester Ordnung aufstellten, erbauten einen kleinen Feuerheerd, und hingen die stattlichen Küchengeräthschaften regelmäßig an den Wänden auf an hölzernen Pflöcken. Nachdem sie dies Alles mit großer Emsigkeit vollbracht hatten,

entfernten ſie ſich wieder, und nur der Anführer blieb zurück, indem er der ſtaunenden Adelheid all' die herrlichen Gaben zeigte; doch als dieſe nun mit den herzlichſten Dankesworten ſich an ihn wendete, fuhr er faſt verdrießlich auf: „laß das, liebe Tochter, laß das! ich will keinen Dank; die guten Worte ſind den Zungen der Menſchen geläufiger, als die guten Thaten ihren Herzen und Händen. Undank, ſo ſchwarz, wie die Nacht, die auf unſerm ſtillen Thale liegt, haben wir ſchon tauſend Mal erfahren von Deinem Geſchlechte. Hohn, Spott und bittre Verfolgung laſtet ſchwer auf unſerm armen Volke; das iſt der Dank, den wir geärndtet für unſre Dienſtleiſtungen, für unſre reiche Gaben an unglückliche und an arme, gute Menſchen. Wir leben hier in unſerm tiefverſteckten, kleinen Thale noch weit zufriedener, als unſre armen Brüder, die in Gegenden ſich angeſiedelt, von Deinesgleichen ſtark bevölkert. Dort würde ſonſt keine Hochzeit, keine Kindtaufe, kein Feſt begangen, wobei man unſre Hülfe nicht begehrte. Wir mußten Feierkleider bringen, und blankes Kochgeſchirr und Hausgeräth, auch Lebensmittel und oft ſogar gemünztes Gold borgte man uns

ab; und wenn wir kamen, unſer Eigenthum wieder zu fordern, wurden wir mit Spott und Hohn aus den Häuſern gejagt, Fußtritte und Scheltworte waren unſer Lohn. Da gab es denn Viele unter unſern Brüdern, die ſich bitter rächten; ſie mäheten das Korn, noch ehe es reifte, von den Feldern der Bauern, verſtopften die Quellen, machten das Vieh krank, ſtahlen die Säuglinge aus den Wiegen und legten ihre eignen Kinder dafür hinein. Aber ſie und wir Alle mußten dieſe Rache, die ich und viele Andere nie gebilligt, ſchmerzlich büßen; denn das ganze Landvolk ſtand nun auf gegen uns. Es hatte ſich die Orte gar wohl bemerkt, wo wir, dem Menſchenauge unſichtbar, allnächtlich unſre Spiele trieben; dorthin begaben ſie ſich in großer Anzahl und hieben mit langen Ruthen durch die Luft. So gelang es ihnen, Mehreren von uns, ſelbſt einigen der Angeſehenſten, die Nebelkappen, die uns unſichtbar machen, von den Köpfen zu hauen, ſo daß die armen Brüderchen zu Boden ſtürzten, wehrlos, wie niedergeſchlagene Fledermäuſe. Dann nahm man ſie gefangen, knebelte ihnen Hände und Füße zuſammen, ſchleppte ſie fort und ſperrte ſie ein

im Dorfe Thale, hinter feſten Mauern. Dort ſchmachten nun die Armen und wimmern nach unſrer Hülfe; wir aber können nichts thun, als die böſen Menſchen bitten um ihre Freiheit, und haben vor drei Tagen unſre Abgeſandten ihnen zugeſchickt, die Auslieferung der Gefangenen zu erhandeln. Man wird als Hauptbedingniß unſern allgemeinen Abzug aus dem Gebirge begehren; aber wir wollen lieber unſer ſchönes Harzland meiden, ehe wir unſre Brüder im Elende verlaſſen."

Bei den letzten Worten war ſeine Stimme weicher geworden, und Adelheid, die ihre Rührung nicht verbergen konnte, verſicherte ihm mit herzlichen Worten ihrer Theilnahme. Dies ſchien ihm ein wohlthuendes Gefühl zu erwecken und mit milderem Tone erwiederte er ihr: „ja, ja, es giebt wohl gute Menſchen hier und da! doch Eure Sinnesart verwandelt ſich oft gar ſchnell! — Noch biſt Du gut und rein, Dein Buhle auch; ſeyd ſtark und rüſtet Euch, der böſe Geiſt iſt Euch nicht fern und ſeine Netze ſind geſtellt. Vor Allem aber bitte ich Dich, Dir tief die Warnung einzuprägen: „Hüte Dich vor jenem Weiher!" Nachdem er die Worte mit feierlichem Ernſte ihr

zugerufen, verſchwand er. Gedankenvoll blickte ſie ihm nach und wurde erſt durch Heinrich aus ihrem Sinnen erweckt, der mit dem erlegten Wilde zurückkehrte. Auch er ſtaunte, als Adelheid ihm den Beſuch der freundlichen Zwerge mittheilte und ihm die reichen Gaben zeigte, womit ſie ihre kleine Haushaltung ausgeſtattet hatten. Dankerfüllt gegen die guten Leutchen beſchloſſen Beide, ſich ihrer Wohlthaten werth zu zeigen, die gutmüthigen Geber zu ehren und ſich ihr Vertrauen durch reinen, frommen Wandel und durch aufrichtige Dankbarkeit auch ferner zu ſichern. Ein heiteres Geſpräch am hellen, flackernden Heerdfeuer hielt ſie hierauf bis um Mitternacht munter, dann verrichteten ſie ihr Nachtgebet, und ein ſanfter, ruhiger Schlummer ſenkte ſich auf ihre Lagerſtätten.

4.

Mehrere Tage waren ihnen verflossen und ihr stilles, reines Glück war durch nichts getrübt worden. Der freundliche Zwerg war ihr täglicher Gesellschafter gewesen; er hatte nicht allein viel dazu beigetragen, ihnen Unterhaltung zu gewähren, sondern ihnen vielfältige und große Dienstleistungen erzeigt, welche überall in ihrem kleinen Hauswesen sichtbar wurden, ihnen Bequemlichkeit und ein ganz behagliches Leben in ihrer wilden Einöde gewährten. Auch sogar für nützliche Beschäftigung hatte der kleine Mann Sorge getragen; denn für Adelheid hatte er in der Höhle einen großen Vorrath Flachs angehäuft, und der Spinnrocken wurde ihr bald ein unentbehrlicher Zeitver-

treib; Heinrich aber lehrte er Netze ſtricken und Schlingen knüpfen zum Vogelfang, fertige ihm eine große Menge Bolzen für ſeine Armbruſt an, und führte ihn auf ſichern Wegen zu den verborgenſten Lagern des Wildes. So hatte er ſich in kurzer Zeit um Beide höchſt verdient gemacht und war im wahren Sinne des Wortes ihr Hausfreund geworden, deſſen Erſcheinen ſie ſtets mit Ungeduld entgegenſahen; um ſo tiefer mußte ihr Schmerz ſeyn, da er eines Abends ganz betrübt erſchien und ihnen verkündete: ſein ganzes Volk hätte, mit Ausnahme Weniger, beſchloſſen, noch in dieſer Nacht das ſchöne Harzgebirge zu verlaſſen. Um die Haft der gefangenen Brüderchen zu löſen, hatten die armen Zwerge ſich wirklich verpflichten müſſen, das ſchöne Bergland, wo ſie ſeit undenkbaren Zeiten gehauſt, zu räumen, und mußte noch überdies ein Jeder beim Uebergange über die Brücke, welche die beiden Ufer der Bode mit einander verbindet, ein Geldſtück als Abzugszoll zurücklaſſen. Traurig war der Abſchied von dem kleinen Manne, der ihnen bisher in ihrer Einöde wie ein hülfreicher Genius erſchienen war, und deſſen heitrer Umgang ihnen manche frohe Stunde gewährt hatte.

Als er schon längst von ihnen geschieden und die Nacht hereingebrochen war, saßen sie noch immer einander schweigend gegenüber; denn das bange Gefühl des Alleinseyns, welches sie bisher noch nie so empfunden, hatte sich ihrer Herzen mit drückender Gewalt bemächtigt und ihre Lippen gefesselt. Gegen Mitternacht aber vernahmen sie drüben an der Felswand ein lebhaftes Geräusch und bemerkten beim Sternenlichte die dunkeln Umrisse der armen Auswanderer, welché auf kleinen Leitern emporstiegen zum Gipfel des Bergrückens und droben verschwanden im dichten Gebüsch. Ueberall im Walde begegneten sich die Züge der Zwerge und wendeten sich hinab gegen Thale, wo man bis zur Morgendämmerung das Trappeln ihrer kleinen Stiefel auf der Bodebrücke, und das Klingen der Geldmünzen hörte, welche sie in ein dort aufgestelltes, großes Faß warfen. In der Gegend von Quedlinburg aber verschwanden sie Alle im dichten Nebel und wurden im Harzlande nie wieder erblickt. Nur sehr Wenige waren zurückgeblieben, als gutartige und dienstbare Burg- oder Hausgeister. Die Zwerghöhlen oder Kröppellöcher findet man aber noch jetzt an vielen Stellen im

Gebirge, besonders bei Wolkenried im Bodethale und bei Halberstadt.

Am andern Morgen war Heinrich zuerst erwacht; die Sonnenstrahlen leuchteten so freundlich zur Pforte der Höhle herein, und sein heißwallendes Blut trieb ihn auf von seiner Ruhestätte. Seine Schritte waren leise, als ob er sich fürchte, die bange Stille zu unterbrechen, die ihn rings umgab; ein unwiderstehliches Verlangen zog ihn hin zu Adelheids abgesondertem Schlafgemache, und als er nun lauschend am Eingange desselben stand und als er ihre leisen Athemzüge hörte, als er sie erblickte auf ihrem Lager, die schöne Gestalt züchtig in Decken gehüllt, noch sanft umfangen von den Armen des Schlummers; da konnte er sich nicht länger beherrschen, er vergaß ihr Gebot, welches ihm streng untersagt hatte, dies Heiligthum zu betreten, kniete nieder an ihrem Lager und drückte seine heißen Lippen auf ihren im Traume lächelnden Mund. Erschrocken fuhr sie empor und ein ernster Vorwurf war ihr erster Morgengruß. Heinrich aber, welcher glaubte, durch einen brüderlichen Kuß seinen Eid noch nicht verletzt zu haben, entfernte sich tief gekränkt, nahm

seine Waffen, verließ ohne ein freundliches Abschiedswort, welches er sonst nie vergaß, die Höhle, und zog hinaus auf die Jagd. Und heute fühlte Adelheid drückender, als jemals, nicht allein die Qualen der Einsamkeit, sondern auch die immer steigende Folter, die sie sich selbst auferlegt: ihr eignes Herz zu beherrschen. Die Kränkung Heinrichs, die sie wohl bemerkte, schmerzte sie tief, obgleich ihr Gewissen ihr bezeugte: daß ihr strenger Vorwurf nur gerecht gewesen; aber sie fühlte ja, wie die heißen Flammen der Liebe zu dem Jünglinge, mit dem sie das Schicksal so eng zusammen gekettet hatte, sich täglich immer mehr ausbreiteten in ihrem Busen, wie sie bei seinem Anschauen, bei jedem seiner Worte, bei seinen leidenden Mienen, die er nicht immer verbergen konnte, fast stündlich neue Nahrung fanden. — Und dennoch durfte sie nicht wanken in ihrem Entschlusse: mit den Fesseln strenger Zurückhaltung an seiner Seite zu wandeln, ihn in gewisser Entfernung zu halten durch erkünstelte Kälte, unter welcher, wie unter leichter Eisdecke, ein glühender Vulkan in ihrem Busen brannte. Denn lag nicht schon ihre ganze Zukunft düster und trostlos vor

ihren Blicken? Ihre Mutter, früh ſchon durch den Tod ihr geraubt, ihr Vater erſchlagen, ihr Eigenthum ihr entriſſen, durch Räuberhand getrennt von der übrigen Welt, in eine wüſte Einöde verbannt, hatte die arme Waiſe nichts gerettet, als ihr reines, ſchuldloſes Herz, ihren Tugendſinn und Gottesglauben; mußte ſie nicht fürchten, auch dieſe einzigen Güter, die ihr noch geblieben, unwiederbringlich zu verſcherzen, ſobald ſie den reinen Quell ihrer Liebe durch Verbrechen trübte? — Deshalb hütete ſie jeden ihrer Blicke, wog ſie jedes ihrer Worte, um Heinrich, der ſeine Leidenſchaft weniger zu bezähmen vermochte, von vertraulicher Annäherung zurückzuſcheuchen, und auch heute gelobte ſie ſich wieder feſt und heilig, die Reinheit ihres Umganges mit ihm zu bewahren.

Erſt gegen Mittag kehrte Heinrich von der Jagd zurück, erhitzt, doch mit freudeſtrahlendem Antlitze. Er ſchien die Kränkung ihres Vorwurfs vergeſſen zu haben, denn mit offener Freundlichkeit eilte er auf ſie zu, und rief ihr ſchon aus der Ferne entgegen: „theile meine Freude mit mir, geliebte Adelheid; ich glaube einen Weg entdeckt zu haben, der uns herausführt aus unſrer trau-

rigen Einöde zu den Wohnungen der Menschen. Ich habe helle Glocken gehört, wahrscheinlich von den Thürmen des Klosters Michaelstein, und es war mir, als ich die traulichen Töne vernahm, als ob sie mir freundlich zuriefen wie Engelsstimmen, mit Dir zu wallen nach dem Heiligthum und unsern Bund zu weihen durch den Segen der Kirche. Dann, wenn ich frei vor Gottes Auge Dich als mein Weib umarmen darf, dann soll die trostlose Wüste mir zum Paradiese werden, und ich will die Stunde segnen, die uns von der Menschheit trennte, weil ich dann ungestört, in strenger Einsamkeit, mein höchstes Glück genießen kann."

Gleich einem Winke der Vorsehung erweckte diese Mittheilung auch eine freudige Hoffnung in Adelheids Brust, und der längstgenährte Wunsch, durch die kirchliche Weihe ihres Bundes mit Heinrich, die strenge Prüfung, die sie sich selbst auferlegt hatte, zu endigen, tauchte lebhafter als jemals in ihrer Seele auf.

Sie theilte seine Freude und war sogleich bereit, die Wanderung mit ihm zu unternehmen auf den entdeckten Pfaden, die, wie er sicher

glaubte, zum Kloſter führen mußten. Dort hofften ſie zuverſichtlich die frommen Mönche, nach offnem Eingeſtändniſſe ihrer Schickſale, zur Einſegnung ihres Ehebundes zu bewegen, da ſie wußten, wie im ganzen Kloſter der Ritter Ulfo von Heimburg verhaßt war wegen ſeiner Räubereien und ſeines böſen Lebenswandels. Mit den freudigſten Hoffnungen wandelten ſie das enge Thal entlang; aber je weiter ſie ſich von ihrer gaſtlichen Höhle entfernten, deſto wilder und unfreundlicher wurden die dunkeln Parthien des Grundes. Zu beiden Seiten wölbten ſich die hohen unerſteiglichen Felſenwände bis zu den Wolken empor, und vor ſich erblickten ſie nur dichtverworrenes Geſtrüpp auf ſumpfigtem Moorboden, und bald bemerkte Adelheid, daß Heinrich oft ſtill ſtand, die Gegend mit prüfenden Augen durchforſchte, nach Zeichen ſuchte, die er durch zuſammengeknüpfte Zweige am Gebüſche zurückgelaſſen; doch vergebens war ſein ängſtliches Forſchen, kein Pfad, kein Zeichen war aufzufinden, ſo heilig er auch betheuerte: dieſelben Stellen noch vor kurzer Zeit betreten zu haben. Immer weiter vorwärts drang er durch die Wildniß, Adelheid mit ermuthigenden Worten

nach sich ziehend; da ertönten wieder ganz nahe die hellen Klosterglöckchen hinter der Felswand, und neue Hoffnung belebte die bereits ermüdeten Wanderer. Aber mit jedem Schritte, den sie nun noch vorwärts thaten, versanken sie immer tiefer in den schlammigen Moorgrund, und obgleich Heinrich ganze Bündel grüner Zweige mit dem Waidmesser von den Büschen mähete, um Adelheids Fuße eine sichre Brücke zu bauen, so wurde doch selbst, ungeachtet dieser Vorsicht, ein weiteres Vordringen unmöglich, denn aus den Sumpflachen und Felsspalten strömte plötzlich in grauen Wolken ein dichter Nebel hervor, und hüllte sie in ihre feuchten Schleier. Sie wurden einander selbst unsichtbar und wie in dunkler Nacht um sich tappend, gelang es endlich, Heinrich Adelheids Arm zu ergreifen und sie mit sich fortzuziehen in eiliger Flucht, aus dem schrecklichen Nebelmeere. Erschöpft und mit getäuschter Hoffnung erreichten sie erst spät am Abend ihre sichre Höhle wieder, und dennoch wagten sie am andern Tage, von neuem Muthe belebt, die undankbare Wanderung wieder, ohne glücklicheren Erfolg, und wallfahrteten Tag für Tag aufs Neue die trostlose Bahn, ohne je-

mals ihr Ziel zu erreichen; denn sobald das Klosterglöcklein ihr lauschendes Ohr erreichte und sie dem heiligen Gebäude sich so nahe glaubten, daß ihrer Stimme Ruf hinüberschallen könnte, da dampften die dichten Nebelwolken herauf und drängten sich ihnen wie feindliche Geisterschaaren entgegen, denen sie eilig entfliehen mußten, wollten sie nicht Gefahr laufen in den sumpfigen Tiefen rettungslos zu versinken.

5.

So hatte in wenigen Tagen der Abſchied des Zwerges und die oft wiederholten, vergeblichen Verſuche, den Weg zum Kloſter zu finden, Beide gar tief betrübt. Von Stunde zu Stunde fühlten ſie ihre Abgeſchiedenheit von der Welt immer drückender und die traurige Ausſicht, vielleicht bis an das Ende ihres Lebens an die wüſte Einöde gebannt zu ſeyn, der immerwährende Kampf mit der heißen Leidenſchaft, welche ihre Herzen erfüllte, welche nur eine ewige, ſtrenge Entſagung zum Ziele hatte, verwandelte ihr ſtilles Aſyl, das ſie einſt als ein Glück verheißendes Eden begrüßt hatten, in eine troſtloſe Wüſte, und gab ihrer Gemüthsart eine

neue, unglückselige Richtung. Besonders Heinrich war kaum wieder zu erkennen in seiner stillen Verzweiflung. Alle die sanftern Gefühle seines Herzens, die er früher unter den wilden Raubgesellen seines Vaters heilig bewahrt hatte, waren hier in der Einsamkeit einer düstern Wildheit, einem kecken Trotze gewichen, welche sich in seinen Reden und Handlungen, von Tage zu Tage immer deutlicher aussprachen. Mit Anbruch des Morgens zog er hinaus auf die Jagd und kehrte erst am späten Abend heim zur Höhle, wo er sich der Gefährtin schweigend gegenuber setzte, mit glühenden verzehrenden Blicken ihr in's bleiche, schöne Antlitz starrte, und auf ihre freundlichen Reden, ihre frommen Tröstungen, nur einsilbige Hohnworte gegen ihre strenge Tugend kalt erwiederte. Adelheid aber war von glühender Schwärmerei ergriffen worden, alle die Legenden von frommen Frauen, die der Welt entflohen, sich in die tiefste Einsamkeit begraben hatten, um hier jede unlautere, menschliche Regung zu tödten, hatten sich lebhaft wieder in ihre Seele gedrängt, und ihnen gleich zu thun, in enger Verkettung mit dem heiß geliebten Manne dennoch der Versuchung zu widerstehen, hielt sie

für die von Gott ihr gewordene Aufgabe ihres Lebens, deren Lösung einer Heiligen würdig sey. In Heinrichs Abwesenheit übte sie die strengsten Bußübungen und obgleich ihre Liebe zu ihm sich noch mit gleicher Macht, wie früher in ihrem Herzen regte, so schien sie doch täglich kälter und zurückstoßender gegen ihn zu werden, sobald er sich mit der leisesten Vertraulichkeit ihr zu nähern wagte.

So waren schon zwei Monden entflohen und ein schöner Sommermorgen lockte den unsläten Heinrich wieder hinaus auf die Jagd. Mit wahrer Grausamkeit verfolgte er, obwohl zu ungewöhnlicher Jagdzeit, das arme Wild, und, Adelheids Mahnungen ungeachtet, schien es seine Absicht, das ganze Thal von allen jagdbaren Thieren zu entvölkern, und oft ließ er seine Beute, da, wo er sie gefällt hatte, unbenutzt verwesen, weil der reichliche Vorrath, den er in die Höhle geliefert hatte, noch längst nicht aufgezehrt war. So verfolgte er auch heute mit wildem Ungestüm die Spur eines Ebers im unsichern Moorgrunde, indessen Adelheid, vor der Höhle knieend, ihren Blick zu den Wolken gerichtet und das Crucifix in ihren gefalteten Händen, ihr Morgengebet ver-

richtete. Aber nicht ſo inbrünſtig, wie ſonſt, verrichtete ſie heute ihre Andacht; denn verführeriſche Träume hatten kurz vor ihrem Erwachen alle ihre Sinne erregt, und ihr Blut in feurige Wallung gebracht. So ſehr ſie ſich auch bemühte, durch heiße Gebete die weltlichen Phantaſiebilder aus ihrer Seele zu drängen, ſo gaukelten ſie doch immer wieder, wie bunte Schmetterlinge mit den glänzendſten Farben, vor ihren geiſtigen Blicken; bald ſchweiften ihre Gedanken umher, folgten raſtlos Heinrichs Spuren im dichten Waldgebüſche, und ohne daß ſie es bemerkte, entglitt das Crucifix ihren Händen und fiel zu Boden. Sie erhob ſich, glühende Röthe ſtieg ihr in's Antlitz und ſie eilte zur Quelle, um dort Geſicht und Hände zu baden mit der kühlen Fluth. Doch das Waſſer, welches eiſig kalt der Felsſpalte entſtrömte, ſchien ihr heute warm und matt, und nicht geeignet, ihre brennenden Wangen zu kühlen. Sie ſank nieder auf den weichen Raſen, welcher ringsum ausgebreitet war, wie ein grüner ſchwellender Teppich, mit bunten Blumen durchwebt. Die heißen Sonnenſtrahlen aber, welche die alten Felſen durchglühten, ſchoſſen faſt ſenkrecht herab in's enge Thal, und eine ſchwüle ſtille Luft zog ermattend,

mit bleiernem Flügel, die Kluft entlang. Selbſt die Vögel verſtummten, hüpften träge von Zweige zu Zweig und ſchlüpften in's düſterſte Gebüſch; der Inſecten muntres Heer, das ſonſt die Luft durchſchwirrte, kroch mühſam von Blatt zu Blatt und ſuchte den Schatten. Feuergluthen ſtrömten in Adelheids Adern, brennende Hitze zehrte an ihren Gliedern, und zum erſten Male blickte ſie ohne Widerwillen, ja ſogar mit heimlicher Sehnſucht, nach dem ſtillen, vom ſchattigen Erlengebüſch umkränzten Weiher, deſſen klare Fluthen ſie einzuladen ſchienen zum kühlenden Bade. Wohl gedachte ſie der ernſten Mahnung des guten Zwerges, wohl erinnerte ſie ſich der unheimlichen Empfindungen, die ſie ſonſt ergriffen, wenn ihr Weg in ſeiner Nähe ſie vorbeigeführt, aber immer mächtiger wurde die Sehnſucht in ihrer Bruſt, und der lockende Gedanke, ihre von brennender Hitze gelähmten Glieder dort neu zu beleben in der reinen Fluth, verdrängte bald jede Mahnung, jede Erinnerung aus ihrem Gedächtniſſe. Entſchloſſen erhob ſie ſich endlich vom Raſen, und, nicht vermögend, ihrem glühenden Verlangen länger zu widerſtreben, ging ſie mit raſchen Schritten nach dem Weiher.

Ein leiser Anflug von Grauen erfüllte sie zwar wieder, als sie jetzt am Ufer stand, und wie leise Klagen es flüstern hörte in den Zweigen der dunkeln Erlen; aber schnell entschwand auch diese unheimliche Empfindung vor dem Anblicke ihres eignen reizenden Bildes, das ihr deutlich, in den lebendigsten Farben, aus dem krystallenen Spiegel des Teiches entgegenlächelte. Mit innigem Wohlgefallen haftete ihr Auge auf den lieblichen Formen ihres Antlitzes, und sich ihrer selbst kaum bewußt, hatte sie den vollen, lilienweißen Nacken entblößt, hatte sie, auf dem Ufermoose sitzend, von jeder Bekleidung ihre niedlichen Füßchen befreit, und sie hinabgesenkt in die helle Fluth. Plätschernde Wellen schlagend trieb sie so einige Minuten lang ihr Spiel, aber es war ihr dabei, als würde die Gluth immer mehr zum Herzen hinaufgedrängt, als zöge eine unwiderstehliche Gewalt sie hinab, und Heinrich fern wissend, löste sie den Gürtel, der ihr Oberkleid zusammen hielt, und bald, mit vor Ungeduld erzitternden Händen, hatte sie auch die letzte Hülle abgestreift, und mit offnen Armen tauchte sie hinab in die hellen Wogen, als ob sie in sehnsüchtiger Umarmung sie umfassen wollte. Gleich

einem Schwane in ſtiller Fluth badete ſie die ſchneeweißen Glieder und ein unbeſchreibliches Entzükken ſtrömte durch alle ihre Nerven, und erſt nach geraumer Zeit gelang es ihr, ſich loszureißen von den traulichen Wellen, die ſchmeichelnd ihre reizenden Formen umſpielten. Noch bebend vor Luſt, hüllte ſie ſich wieder in ihre Kleider, und das traurige Thal erſchien ihr in den wenigen Minuten verwandelt in einen blühenden Roſengarten. Alles, was ſie umgab, was ihre Blicke nur erreichten, hauchte ihr Liebe entgegen, eine neue Welt umfing ſie, es ſchien, als ob ſie ein neues Leben erſt begonnen; doch alle die heiligen Empfindungen ihres Herzens, die glühende Schwärmerei für unentweihte Unſchuld waren ſpurlos aus ihrer Seele entſchwunden; ſelbſt die Stimme ihres kindlich frommen Gottesglaubens war verſtummt in ihrer Bruſt, und mit ihm jede Erinnerung ihres vorigen Daſeyns aus ihrem Gedächtniſſe entwichen. Nur der einzige Gedanke an ihre glühend heiße Liebe zu Heinrich war ihr geblieben, deſſen Bild ihr jetzt lebendig, wie im wonnigſten Traume, vor Augen ſchwebte. Sie pflückte auf dem Rückwege zur Höhle Blumen und grüne Zweige; ſchmückte

ihre Wohnung mit Kränzen, ſtreute duftende Blüthen und Blätter auf ihr Lager, und bereitete unter Liebesgeſängen ein Mahl, ſo köſtlich ihre Vorräthe es erlaubten, als ob ſie den Bräutigam erwarte zur Hochzeitsfeier.

Lange hatte indeſſen Heinrich vergeblich dem Eber nachgeſpürt, endlich gelang es ihm in ſeinem Lager ihn zu überraſchen; doch ehe er die Sehne ſeiner Armbruſt noch aufgezogen, jagte das wilde Thier ſchnaubend an ihm vorüber, und blieb dem nachellenden Jäger ſichtbar, bis in der Nähe des Weihers der ſchwarze Keiler ſpurlos verſchwand. Vorſichtig und leiſe nahete ſich nun Heinrich dem Erlengebüſche, in der Hoffnung: das flüchtige Wild möchte ſich dort verborgen haben; doch wie erſtaunte er, als er ſtatt des unförmlichen Ebers Adelheid erblickte, welche eben dem Bade entſtiegen war und ſich eilig in ihre Kleider hüllte. Leicht errieth er den Zweck ihres Hierſeyns und ſobald ſie den Teich verlaſſen hatte, konnte er nicht widerſtehen ihrem Beiſpiele zu folgen, ſchnell warf er die Kleider von ſich und an derſelben Stelle, die ſie eben verlaſſen hatte, tauchte er die feſſelfreien, kräftigen Glieder in die kühle Fluth. Auch

seiner bemächtigte sich gar bald dasselbe unbeschreibliche Entzücken, auch ihm schwand jede Erinnerung der Vergangenheit, auch er sahe nur Adelheids Bild lebendig vor sich und glühende Liebe war sein einziger Gedanke. So erreichte er die Höhle, als eben Adelheid die Mahlzeit beendet hatte; mit lautem Ausrufe des Entzückens flog sie ihm entgegen, mit wilder Gluth schloß sie ihn in ihre Arme und ihre heißen Küsse brannten auf seinen Lippen. Die Umwandlung ihres ganzen Wesens schien ihn aber nicht zu befremden und mit gleichem Feuer erwiederte er ihre Liebkosungen; hierauf setzten sie sich zu dem von ihr bereiteten Mahle nieder und ihre Fröhlichkeit steigerte sich durch den Genuß des letzten Kruges Wein, welchen Adelheid noch aufgespart, zur wildesten Lust. So begingen sie ihr Hochzeitsfest, und die ersten Sonnenstrahlen des nächsten Morgens, fanden sie schlummernd in fester Umarmung, auf dem Lager der gefallenen Jungfrau.

6.

Von diesem Tage an war ihr ganzes Leben nur den sinnlichsten Genüssen geweiht; keine heiligere Regung ihrer Herzen, keine mildere Empfindung kehrte ihnen zurück. Adelheids fromme Gedanken waren spurlos verwischt, kein Gebet drang mehr über ihre Lippen, und das silberne Crucifix, welches an jenem Morgen ihrer Hand entfallen war, lag noch immer auf derselben Stelle unbeachtet im Sande und wurde oft im Hin- und Herschreiten von ihren Füßen berührt. Sie zog jetzt täglich hinaus mit Heinrich auf die Jagd und ohne Bedürfniß mordeten sie das wenige Wild, was sich noch zeigte, zu ihrem Zeitvertreibe und

empfanden ein grauſames Vergnügen an den krampfhaften Zuckungen der verendenden Thiere; durch die oft wiederholten Bäder im ſtillen Weiher aber ſchienen die rohen Neigungen ihnen immer tiefer eingeimpft zu werden und der Hang zur Sünde immer feſter zu wurzeln in ihrem Herzen.

Da erſchien eines Abends, als ſie eben heimgekehrt waren zu ihrer Wohnung und die Dämmerung ſchon ihre ſchwarzen Schatten über das Thal gebreitet hatte, der alte Waldmann wieder, der ſie auf ſo wunderbare Weiſe aus der Burg gerettet. Mit lautem Jubel empfingen ſie ihn wie einen längſterſehnten Freund und mit hämiſchem Lächeln ſtatete er ihnen ſeine Glückwünſche ab zu ihrem wilden Ehebunde. Mit Lachen und Scherzen wurden ſie angenommen, und freudig willigte Heinrich ein, als ihm der Fremde erklärte: er ſey gekommen, zur Abwechſelung ſeines einförmigen Lebens, ihn auf kurze Zeit herauszuführen aus der Schlucht und droben auf den Bergen, oder in der freien Ebene mit ihm herumzuſchweifen nach Herzensluſt. Nachdem er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hatte, war Heinrichs Liebe zu Adelheid merklich erkaltet und es fiel ihm leicht, ſich

von ihr zu trennen, obgleich sie Thränen bei seinem Abschiede vergoß.

Der alte Waidmann führte ihn sicher über den Moorgrund, der jetzt fast, wie Felsboden, ihren Tritten widerstand; kein Nebelwölkchen strömte ihnen entgegen und ohne Hinderniß gelangten sie in der Tiefe des Thales endlich auf einen gebahnten Pfad, welcher, wie es schien, zum Kloster Michaelstein führte. Doch schlugen sie diesen Weg nicht ein, sondern wendeten dem Kloster den Rücken und gingen auf eine Felsgruppe los, wo ihnen aus einer Höhlenöffnung helles Licht entgegenschimmerte. Wilder Lärmen schallte ihnen von dort entgegen, und mit rohem Jubel wurden sie von einer Schaar schwarzgewappneter Männer begrüßt, welche sich im Kreise in der Höhle um ein großes Feuer gelagert hatten. „Auf, auf Gesellen! an's Werk!" rief ihnen der Waidmann mit donnernder Stimme befehlend zu und augenblicklich herrschte Todtenstille in ihrem Kreise; sie schlichen in sclavischer Demuth an ihm vorüber, und bestiegen die Rosse, welche sie draußen im Thale angebunden hatten. Auch für Heinrich und den Jägersmann, der für den gefürchteten Be-

fehlshaber der Schaar zu gelten ſchien, wurden zwei feurige Rappen vorgeführt, und Heinrich, der lange das Vergnügen entbehrt hatte, ein Roß unter ſich zu tummeln, ſchwang ſich mit wilder Luſt in den Sattel, unbekümmert in welche Geſellſchaft er gerathen, unbekümmert, wohin der Fremde ihn führen werde, zu blutigen Gefahren oder zum luſtigen Banket. Wie auf Flügeln des Sturmwindes ſauſte der Zug dahin, doch nur ein hohles Brauſen vernahm Heinrich, kein Hufſchlug der wilden Roſſe wurde hörbar, welche den Boden kaum zu berühren ſchienen. Endlich gelangte man bis zu einer Burg, die friedlich auf einem Hügel lag, an deſſen Fuße ſich eine weite Ebene ausdehnte. Hier wurde Halt gemacht, und in ſchauerlicher Stille entzündeten die ſchwarzen Geſellen Feuerbrände und Pechkränze, und ſchleuderten ſie in die Veſte. Bald leckten Flammen an den niedern Gebäuden und Stallungen und mehrere Feuerſäulen ſtiegen auf einmal empor zum nächtlichen Himmel. Ein Zetergeſchrei ertönte in der Burg und wurde jetzt vom wilden Halloh der Mordbrenner beantwortet, welche abgeſtiegen waren von ihren Roſſen und mit grimmiger Wuth Zugbrücke

und Mauern stürmten. Heinrich, dem die Erzählung solcher Gräuel sonst schon Schaudern erregte, jauchzte laut auf vor Lust im wilden Getümmel, stürzte sich mit hochgeschwungenem Schwerte in die vordersten Reihen und war einer der ersten im Burghofe. Hier wüthete der Mord furchtbar, denn die aus dem Schlafe taumelnden Burgmannen, waren theils nicht gerüstet zum Kampfe, theils suchten sie ihr Leben durch Flehen um Gnade zu retten. Aber umsonst war ihr Jammer, umsonst ihre Bitten, die schwarze Schaar würgte Alle nieder; Männer und Frauen, Greise und Kinder wurden unter heiserm Gelächter und gräßlichen Scherzen gemordet und selbst mit den zuckenden Leichen trieb man noch frevelnden Spott. Hierauf zerstreuten sich die Mörder in der Veste, nach Beute suchend oder zechend in den Sälen, doch bevor noch der Morgen graute, bestiegen sie die vom Raube beladenen Rosse wieder, und zogen lautlos denselben Weg zurück, den sie gekommen. Auch Heinrich war ihrem Beispiele gefolgt, und trug auf seinem Rappen reiche Beute mit sich fort. Bei der Höhle trennte sich die Schaar und zog in einzelnen kleinern Zügen, auf

verſchiedenen Waldſtraßen fort; Heinrich aber und der alte Waidmann blieben allein; ſchon ſchwebte Erſterem die Frage auf der Zunge, nach dem Namen der ſchwarzen Geſellen, welche unter ihren herabgezogenen Viſieren oder ſchwarzen Larven ihm ſämmtlich unbekannt geblieben waren; doch der alte Jäger kam ihm zuvor mit der Warnung: was er auch ſchauen oder erfahren möchte in ſeiner Geſellſchaft, ihn doch niemals mit einer Frage zu beläſtigen. Es möge ihm genug ſeyn, zu wiſſen: daß auch er den fremden Geſellen unbekannt geblieben, indem ſein Antlitz ſo verwandelt ſey, daß ſelbſt ſeine Adelheid ihn nicht wieder erkennen würde. Erſchrocken ſchaute Heinrich auf die kleine Metallplatte, welche ihm der Fremde verhielt, und in deren Spiegel er ein ihm gänzlich unbekanntes, von wilden Leidenſchaften verzerrtes Geſicht erblickte. Doch nachdem ſich der Jäger eine Zeit lang an ſeinem Erſtaunen geweidet hatte, ſprach er zu ihm: „ſey unbeſorgt; um Deines Liebchens Willen geb' ich Dir Deine Mädchenlarve wieder, wenn Dir das Männerantlitz nicht behagt, welches jetzt Dich ziert. Siehſt Du dies Kraut, das hier im Ueberfluſſe wächſt?" — fuhr

er fort, auf eine seltsame Pflanze deutend — „wenn Du mit dem Thaue, der auf den dunkeln Blättern perlt, dreimal vor dem ersten Sonnenstrahle Dein Antlitz netzest, so ist der Zauber gelöst.“ Heinrich that, wie der Alte ihm gerathen, und ein Blick in den Metallspiegel überzeugte ihn, daß er wahr gesprochen.

„Unsere Wege scheiden hier!“ sprach der Jäger weiter. „Die Rosse bleiben hier, sie werden wohlversorgt in jener Höhle und wenn wir ihrer bedürfen, finden wir sie dort bereit. Du begiebst Dich jetzt mit Deiner Beute in Dein Thal zurück; bald ruf ich Dich wieder zum blutigen Tanze; Dein erstes Probestück hast Du brav bestanden, deshalb bin ich Dir gewogen und will Dich nächstens führen zu einer That, die Dir meine höchste Gunst erwerben soll.“

Hierauf schied er und war bald verschwunden im Gebüsche. Heinrich aber fühlte sich geschmeichelt durch das Lob des Fremden, dessen räthselhaftes Wesen ihn nicht zum Nachdenken führte und mit unwiderstehlicher Lust fühlte er sich jetzt zu den schwärzesten Unthaten hingezogen, die er sonst so tief verabscheut hatte. Auch Adelheid erschöpfte

sich in seinem Lobe, als er heimgekehrt war, seine Beute vor ihr ausgeschüttet hatte, und prahlend seine Freveltaten erzählte, und gleich einem festlichen Ereignisse feierten sie in wilder Lust seinen ersten Mord.

7.

Wieder waren Monden hingeſchwunden, und unter täglich erneuerten Freveln waren ihnen ihre Lebenstage, in ihrem einſamen Thale, doch pfeilſchnell dahingeflogen. Oftmals hatte Heinrich wieder, vom alten Waidmanne dazu aufgefordert, Theil genommen an den nächtlichen Raub- und Mordzügen und immer tiefer verſank er im Pfuhle der Sünde, immer feſter umſchlangen ihn die Feſſeln des Laſters; doch er fühlte nicht ihre drückende Laſt, ſein Auge war im ſclaviſchen Dienſte ſeiner Lüſte erblindet für Alles Edle und Gute, ſein Herz taub geworden gegen jede Warnung, ſein Gewiſſen erſtarrt im Todtenſchlafe. Eine

gleiche Umwandlung war mit Adelheid vorgegangen seitdem sie zum ersten Mal dem Bade entstiegen, und in schrecklicher Harmonie einte jetzt der wilde Trieb zur Sünde ihre Herzen, wie vormals reine Liebe und der edle Sinn für Recht und Tugend sie zusammengeführt.

Herbst und Winter waren vorübergeeilt, der Frühling trieb junge Knospen, und lockte neue Keime aus der erwachten Erde. Auch unter Adelheids Herzen regte sich ein neues Leben; denn bald sollte sie Mutter werden. Doch sie sahe diesem Zeitpunkte gleichgültig entgegen, und keine Ahnung jenes süßen Gefühles der Mutterliebe regte sich in ihrer Brust.

Da erschien eines Abends der alte Waidmann wieder und forderte Heinrich auf, ihm zu folgen. Adelheid sahe mit jeder Stunde dem Augenblicke ihrer Entbindung entgegen, sie konnte kaum noch das Lager verlassen, und mit Thränen bat sie den Geliebten, nicht von ihr zu gehen in dieser Nacht, sie nicht ganz allein zu lassen mit ihrer Noth in dieser hülflosen Wüste. Doch kalt wendete er sich von ihr und ohne auf ihre Thränen zu achten, verließ er das jammernde Weib, und durcheilte

an der Seite des Jägers das Thal. Da schwur sie einen furchtbaren Eid, bei allen finstern Mächten des Abgrundes (denn Gottes Namen hatte sie seit ihrem letzten Morgengebete nicht mehr genannt): der grausame Vater solle nie sein Kind sehen! —

In der Höhle, wo die Rosse standen, fanden Heinrich und sein Begleiter auch die ganze Rotte schon wieder versammelt. Doch ehe sie sich ihnen näherten, zog der Waldmann Ersteren bei Seite und sprach zu ihm: „ich war bisher zufrieden mit Dir und denke Dich heute zu belohnen. Das Einsiedlerleben behagt Dir nicht mehr, Dein Asyl im öden Thale ist Dir zuwider geworden und Du sehnst Dich wieder in die Welt zurück. Doch um dort Dein Glück, zu gründen bedarfst Du einiger Macht und schützender Mauern; Dein Vater aber hat Dich nach Deiner Flucht mit Adelheid enterbt, und nach seinem Tode theilen seine Genossen sich in seine Güter. Hast Du nun Muth, Dein Erbe mit Gewalt Dir zu erkämpfen, so folge uns. Heut gilt es einen Sturm auf die Heimburg und ehe uns noch die Morgensonne leuchtet, sollst Du Deinen tyrannischen Vater zu Deinen Füßen sehen, um ein Gnadenplätzchen flehend, wo er ruhig sterben könne."

Mit Begierde faßte Heinrich den Gedanken auf: ſich ſeines Vaters Burg zu bemächtigen, und jubelnd ſtimmte er ein in den Plan ſeines Gefährten, der ihm heute geſtattete, ſein eignes Geſicht zur Schau zu tragen, und ihm nur ernſtlich anrieth, ſich mit einer ſchwarzen Rüſtung, die er herbeibringen ließ, zu wappnen. Als dies geſchehen war, zog Heinrich, mit herabgelaſſenem Viſiere, und ſelbſt in ſeinem Aeußern nicht mehr zu unterſcheiden von ſeinen Raubgenoſſen, mit der ganzen Rotte, im tiefſten Schweigen durch den Wald. In der Nähe der Heimburg angelangt, bemerkten ſie aber, daß der Ritter Uffo Wachten ausgeſtellt hatte auf allen Mauern und Thürmchen. Da ertönte des alten Waidmanns Donnerſtimme und gab den Befehl zum Sturme, und ſchon nach wenigen Minuten raſte ein fürchterlicher Kampf auf allen Seiten. Heinrich focht an der Zugbrücke wie ein Raſender; doch undurchdringlich ſchien ſein Panzer, gefeiet ſeine Waffe, denn unzählige Lanzenſtöße und Pfeilſchüſſe, die ihn getroffen, hatten ihm noch keine einzige Wunde beigebracht, indeß ſein Schwert mit jedem Streiche blutige Quellen öffnete. Endlich waren die Ketten geſprengt, die

Brücke raſſelte nieder, das Hauptthor war erſtürmt und ein ſchwarzer Mörderſchwarm warf ſich in den Burghof. Andere hatten von Außen Feuer in die Ställe geworfen, und die lodernden Flammen beleuchteten hell den grauſigen Kampf. Beim Kerkerthurme kämpfte ein vom Kopfe bis zu den Füßen verkappter Ritter, mit geringer Mannſchaft, wüthend gegen die Uebermacht, und trieb die Siegenden, mit furchtbaren Streichen ſchon wieder zurück zum Hofthore. Dorthin wendete ſich Heinrich im raſchen Laufe, denn der tollkühne Ritter ſchien ihm ein würdiger Gegner. Es gelang ihm bald, bis dicht zu ihm ſich durchzuſchlagen, und nun entſpann ſich ein ſo entſetzlicher Zweikampf, daß die Streiter auf beiden Seiten zurückwichen, und zuſchauend, ihre eigenen Schwerter ruhen ließen. Weitſchallend fielen die Hiebe auf die ehernen Panzer; der Gegner blutete ſchon aus mehreren Wunden, doch Heinrich war unverletzt geblieben; da raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen zu einem entſcheidenden Streiche, ſauſend fuhr ſein Schwert durch die Luft und drang tief in die Halsſchienen des verkappten Ritters. Doch war ihm bei der heftigen Bewegung der Helm entfallen, die rothe

Feuergluth leuchtete ihm hell in's Antlitz und als sein Gegner, von seinem letzten Schlage tödtlich getroffen, zusammenstürzte, stöhnte er die gräßlichen Worte: „o Heinrich! Fluch Dir, Vatermörder!" Wie vernichtet stand der Sieger bei diesem Rufe; doch bald aus seiner Betäubung erwachend, warf er sich auf den Gefallnen, riß ihm den Helm vom blutigen Haupte, und starrte sprachlos in seines Vaters todtenbleiches Antlitz. Da schien die Binde von seinen Augen gefallen, gleich einer Furie tauchte die klare Erkenntniß seines Lasterlebens in seiner Seele auf, die Schlangen der Reue fraßen gierig an seinem Herzen und der alte Waidmann trat zu ihm und sprach zu ihm mit giftigem Hohne: „Du stehst am Ziele jetzt; wie lautet nun Dein Dank?"

„Fluch! dreimal Fluch Dir Lügengeist der Hölle!" schrie ihm Heinrich, sich vom Boden erhebend, entgegen, und, gegeißelt von wüthender Verzweiflung, stürzte er fort aus dem Burghofe, in den dichten Wald hinaus, verfolgt vom gellenden Gelächter des alten Jägers.

9.

In derſelben Nacht aber, als droben in der Heimburg der furchtbare Kampf zwiſchen Vater und Sohn wüthete, wurde Adelheid im öden Thale von einem Söhnlein entbunden. Mit irren Blikken ſtarrte ſie das Kind an, und kein zärtlicher Name für das Pfand ihrer Liebe drang über ihre Lippen. Zuweilen ſprach ſie unzuſammenhängende Worte leiſe vor ſich hin; die Sonne ſtand ſchon hoch, das arme hülfloſe Geſchöpf begehrte in Jammertönen Nahrung von ihr, ſie ſchien es nicht zu hören. Endlich raffte ſie ſich vom Lager auf, hüllte das kleine Weſen in ein Tuch und verließ mit ihm die Höhle. Kraftlos ſchleppte ſie ſich eine Strecke durch's Thal, ihre irren Blicke ſpäheten

überall umher und über ihre Lippen drangen wohl hundertmal dieſelben leiſen Worte: „wo verſteck' ich's Würmchen denn, vor dem böſen Vater?" Und nur der Gedanke ſchien ſie zu beſchäftigen, ihrem Heinrich, der ſie in der höchſten Noth grauſam verlaſſen hatte, den Anblick ſeines Kindes zu entziehen. So gelangte ſie endlich zum Teiche, deſſen Fluthen heute trübe und ſumpfig waren; ſie ſchien es zu bemerken und ſtand nachdenkend bei dem Weiher ſtill, indem ſie wieder die leiſen Worte vor ſich hinflüſterte: „dunkle Wellen, ſchwarz wie'n Leichentuch, und drunten auf dem Grunde ein warmes Bettlein für mein Kind; huſch, huſch, in's Bettchen, armer Wurm! dort unten ſucht Dich wohl Dein Vater nimmer!" Und der wimmernde Knabe entglitt ihren weit hinausgeſtreckten Händen, die ſchwarzen Wogen ſchlugen über ihm zuſammen, und im Grunde des Teiches fand er ſein Grab. Doch kaum war die ſchreckliche That vollbracht und das Kind ihren Blicken entſchwunden, als auch ihr der dunkle Schleier riß, der ihre Sinne umnebelt hatte, als auch ihr die ſchweren Feſſeln ſanken, die in ihrer Bruſt alle die edleren Gefühle umkettet hielten, die ſonſt ſo frei empor-

gekeimt. Wie die Erscheinung eines Nachtgespenstes trat die Erkenntniß ihrer Sünden vor sie hin; doch nur wenige Augenblicke empfand sie die Qualen der bittern Reue; denn mit einem gellenden Weherufe sank sie zu Boden, und erwachte erst wieder nach geraumer Zeit, im Fieber des Wahnsinns. Es war noch Tag als sie die Augen öffnete; sie rupfte die Blumen ab, die Erstlinge des Lenzes, die hier und da ihre bunten Häupter erhoben, wand sie zu einem Kranze und schmückte ihr lang herabwallendes Haar damit. Dann versuchte sie, einen hohen Felsblock mühsam zu erklettern, von welchem man die Thalschlucht überschauen konnte, und wo sie sonst schon oftmals Heinrichs Rückkehr mit Sehnsucht erwartet hatte. Endlich gelang es ihr, die Höhe zu erreichen und kraftlos sank sie auf das Steinmoos nieder, das hier wucherte. So lag sie lange mit offnen Augen, hinaufstarrend zum blauen Himmel und ihre Lippen bewegten sich, wie im leisen Gebete; aber es waren unzusammenhängende Worte ohne Gedanken; dann sang sie wieder klagende Liebeslieder oder rief Heinrichs Namen mit matter Stimme ins Thal hinab.

Endlich scheuchte sie ein Geräusch von ihrem harten Lager auf, Schritte näherten sich, ihr Blick spähete in die Ferne, und deutlich bemerkte sie, wie Heinrich sich durch die Gesträuche wand. Sie ließ sich vom Felsen herab und schleppte sich ihm entgegen; doch wie furchtbar war auch er verändert! — Die schwarze Rüstung hatte er stückweis von sich geworfen, seine Kleidung war zerrissen und blutig, seine langen Locken hingen wild um seinen Nacken, bleich war sein Antlitz, starr sein Auge und auch seine Stirn trug den Stempel des Wahnsinns. Grauenerregend war ihr Wiedersehen, denn mit gellenden Jubeltönen, dem Geheul wilder Thiere ähnlich, begrüßten sie sich. Dann begannen Beide zugleich, in seltsamer Hast, mit unzusammenhängenden Worten, sich die Schicksale der vergangenen Nacht, die ihre witren Sinne noch am lebendigsten festhielten, mitzutheilen; doch ohne sich gegenseitig zu verstehen. In wildes Geschrei artete endlich ihr Zwiegespräch aus, dem wieder der gellende Jubel folgte, daß es furchtbar widerhallte an den Felsen rings umher. Glühende Umarmungen wechselten mit den bittersten Vorwürfen, abgebrochene Gebete mit Verwünschungen. So

waren sie endlich im Thale vorwärts gedrungen bis zum Teiche und hier fühlte sich Heinrich fest gehalten von Adelheid, welche mit triumphirender Miene und ausgestreckter Hand auf die dunkeln Wogen deutete. Seine irren Blicke schienen nach der Ursache zu fragen: warum sie ihn am Weitergehen hindere? da der Anblick des Teiches ihm jetzt gleichgültig schien, und als ob sie ihm ein wichtiges Geheimniß anvertrauen wolle, flüsterte sie ihm leise in's Ohr: „so hab' ich meinen Eid gehalten; Dein Bübchen liegt drunten im nassen Grabe; such' bis die Todten auferstehn, dann wirst Du's finden!" Eine dunkle Vorstellung des Vergangenen schien in Heinrichs Seele zu dämmern, und einige Worte ihrer Mittheilung beim Wiedersehen, schienen jetzt seinem Gedächtnisse wiederzukehren und ihm verständlich zu werden; denn mit den Tönen des tiefsten Schmerzes brachte er endlich die Frage hervor: „Du hast Dein Kind gemordet?" Eine stumme Neigung ihres Hauptes war Adelheids Antwort, und Heinrich brach in wilde Verzweiflung aus. — „Und noch trägt uns die Erde!" rief er, die rollenden Augen zum Himmel gewendet. — „Ewig verdammt, ein Auswurf

aller lebenden Geschöpfe, leuchtet uns noch die Sonne? — Gesegnet sey die Nacht, die uns in ihre dunkeln Schleier hüllt! ich der Vatermörder, Du die Kindesmörderin, verfallen dem finstern Abgrunde — wohin verbergen wir uns?"

„Dort hinein, zu unserm Kinde!" entgegnete Adelheid, tonlos auf den Weiher deutend, und wie ein lichter Funke blitzte es auf in Heinrichs Hirn, und nach kurzem Bedenken rief er aus: „Dein Rath ist gut! hier, wo die Sünde uns geboren wurde, finde auch die Sünde ihr Grab. — Fühlst Du nicht die Erde beben? sie schüttelt uns von sich, wie der Baum die frühzeitige Frucht, die der Wurm zerfressen. — Willkommen, Nacht des Todes! hinab! hinab!" Umschlungen in fester Umarmung stürzten Beide sich in die stille Fluth hinab. Ein Wirbelkreis auf der Wasserfläche bezeichnete auf Augenblicke die Stelle wo sie versanken, und wie ein dunkler Schatten schritt triumphirend der alte Waidmann über die trüben Fluthen.

Wenn man den kürzesten Weg von Blankenburg nach Wernigerode, am Unterharz, in ziemlich gerader Richtung gehen will, so kommt man

unfern des alten Kloſters Michaelſtein, vom frommen Klausner Volkmar begründet, durch ein düſteres Gehölz, durch welches nur ein einziger Weg führt. Verfolgt man dieſen Pfad weiter, ſo wird er immer düſterer und man gelangt zu einem Abhange, in deſſen Tiefe jetzt eine Wurzeltreppe hinabführt. Der Thalgrund iſt wild romantiſch, läuft in gewundener Richtung fort, zu beiden Seiten begrenzt von himmelhohen Bergen, rechts nackt und öde, denn es ſind Kalkfelſen, links mit dichtem Geſträuch bewachſen. Hinter jenen Kalkfelſen erblickt man die Trümmer der Veſte Helmburg, und im Schooße des Thales findet man den ſtillen Teich, welcher das Teufelsbad noch heutigen Tages genannt wird; das abergläubige Harzvolk aber glaubt noch feſt daran: daß man durch ein Bad in jenem Teiche die heilige Taufe vernichte und alle Laſter ſich aneigne.

IV.

Schön-Ilse.

1.

An der Nordſeite des Harzgebirges, lag vor Jahrhunderten, am Fuße jenes Bergrückens, auf welchem in ſpäterer Zeit Kaiſer Otto der Dritte ein ſtattliches Schloß erbauen ließ, ein einſames Landhaus. Hier wohnte die reiche Wittwe des Edeln von Haſſen mit ihrer Tochter Helfriede, deren Amme Gertrude und weniger Dienerſchaft. Helfriede ſtand bereits in dem Alter, wo die Jungfrauen die Wahl eines Gatten nicht mehr von ſich weiſen; ſondern vielmehr mit Gunſt verheißenden Blicken ihre Augen umherſchweifen laſſen auf den Söhnen des Landes. Aber die Wohnung ihrer Mutter lag tiefverſteckt in dem damals noch öden und nur wenig bewohnten Gebirge und ihr

nächſter Nachbar war der alte Graf von Weſterburg, der mit ſeiner Tochter Ilſe auf ſeiner Steinburg hauſte. Die beiden Familien hatten lange Zeit freundſchaftlichen Umgang mit einander gepflogen, bis Elfriede, die nur mit ſehr beſcheidenen Reizen die Natur begabte, wahrzunehmen ſchien, daß Ilſens Schönheit täglich auffallender und blendender erſcheine. So trennte bald der Neid zwei Freundinnen, deren Bund nicht von gleichgeſtimmten Herzen, ſondern von der Nothwendigkeit geſelliger Unterhaltung in trüber Einſamkeit geſchloſſen worden war. Aber ſchon begann Elfriede die Trennung zu bereuen; denn es war Herbſt und die feuchten Nebelwolken ſchwammen ſchon häufig durch die Thäler und hüllten die grauen Berghäupter in ihre duftigen Schleier. In wenig Monden war der Winter zu erwarten, der die ſchönen Berge mit Eis und Schnee belaſtete, die kurzen Tage durch ſchwarze Wolken trübte und für die langen Abende keine andere Unterhaltung bot, als den Spinnrocken, und der alten Amme Gertrud ſchauerliche Mährchen.

Da tönte eines Abends durch den Sturm, der um des Hauſes Giebel wüthete, ein lautes,

ungeſtümes Klopfen an der äußern Thüre, bis zu dem Gemache, wo die drei Frauen bei einander ſaßen. Mutter und Tochter fuhren erſchrocken auf und ſchlugen fromm ein Kreuz; die alte Amme aber machte kein frommes Zeichen, obgleich ſie heftig erzitterte und ſagte, es ſey Simon Juda's Abend, da ginge der Böſe um im Gebirge. Ein beherzter Diener hatte endlich geöffnet und führte bald darauf einen jungen Fremdling ein, der bei dem einnehmenden Aeußern zwar alle Merkmale eines argen Weltkindes blicken ließ, doch kein einziges der gefürchteten Attribute des böſen Feindes an ſich trug. Sein friſches, jugendliches Geſicht war wirklich ſchön zu nennen, und ſeiner ſchlanken, wohlgeformten Geſtalt, verlieh auch die einſt aus reichen Stoffen gefertigte, doch jetzt ziemlich abgetragene Kleidung ein edles, herriſches Weſen, obgleich die Laute, die an ſeidenem Bande über ſeine Schultern herabhing, auch auf ſanfte, ſchwärmeriſche Gefühle zu deuten ſchien.

Bei ſeinem Eintritt in das Haus der Wittwe erfreute er ſich ſowohl von ihr als von der Tochter des freundlichſten Willkommens, und Beide ſchienen bald völlig befriedigt durch ſeine kurze,

offne Mittheilung: er heiße Wallrich und ſey der Sohn eines hohen, mächtigen Grafen am Rhein, habe ſich jedoch mit ſeinem grämlichen Vater veruneinigt, und ziehe nun auf gutes Glück umher, die Welt zu ſchauen, bis ſeines Vaters Zorn daheim ſich wieder gelegt. Dieſer Mittheilung folgte ſogleich die Einladung: im Hauſe der Wittwe auf längere Zeit ein Obdach anzunehmen; denn während Elfriede mit der alten Amme die feinſten Leckerbiſſen zu ſeiner Bewirthung herbeitrug, hatte die ſorgſame Mutter bereits ein Plänchen zur Reife gebracht, welches nichts weniger bezweckte, als den jungen Fremdling, ſobald als möglich, mit ihrer Elfriede zu verheirathen, die vielleicht zu gleicher Zeit eine ähnliche Spekulation beſchäftigte, denn ſie belohnte jede Aufmerkſamkeit Wallrichs, die er ihr ſehr freigebig bezeigte, mit den ſchmachtendſten Blicken. Es bedurfte aber keiner weitern Einladung, um den Fremden zum längerem Bleiben zu bewegen; denn er fühlte ſich ſchon nach wenigen Tagen recht behaglich heimiſch im Hauſe der Wittwe und ließ kein Wort von einer Abreiſe hören. Durch lebendige Erzählungen ſeiner Wanderungen, durch Lautenſpiel und Geſang und heitre Poſſen

belebte tagtäglich immer mehr die einſame Wohnung und bezauberte Mutter und Tochter in kurzer Zeit ſo ſehr, daß Beide ihre heißen Wünſche kaum verbergen konnten, die Erſtere ihn zum Eidam, die Andere ihn als Gatten zu beſitzen. Leider ſchien er ſich aber um dieſe Wünſche gerade am Wenigſten zu kümmern; denn obgleich er Elfrieden eifrig den Hof machte und ihr täglich tauſend Schmeicheleien ſagte, ſo ſchienen doch alle ſeine Reden nur in die Farbe des Scherzes gekleidet, und nie kam ein ernſtes Wort aus ſeinem Munde, welches eine tiefere Empfindung verrathen hätte. Deſto mächtiger aber ſtieg die Leidenſchaft in Elfriedens Buſen empor und bald ſtand der Gedanke feſt in ihrer Seele: wenn ſie ihn nicht beſitzen könne, ſey ihr der Tod der willkommenſte Bräutigam. So war der Winter herangekommen und die Weihnachtszeit nahe. Wallrich ſchien ſich jetzt ſchon unbehaglicher zu fühlen, denn Elfriede verfolgte ihn mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit, und die Mutter ſchilderte ihm täglich mit den lachendſten Farben das Glück der Ehe. Der Tochter Antlitz ſchien ihm immer unbedeutender zu werden, ihre ganze Geſtalt bereits verwelkt, ihre Zärt-

lichkeiten unausstehlich, und er sehnte sich nach Veränderung seiner einförmigen Lebensweise, obgleich er noch nicht Willens schien, das gastliche Haus für immer zu verlassen. Die Umgegend bot ihm, außer dem Steinschlosse des Grafen Westerburg, keine gesellige Unterhaltung dar, und jenem Schlosse sich zu nähern, war er von Elfriede und deren Mutter täglich gewarnt worden, indem sie ihm den Grafen als einen bösen, menschenfeindlichen Mann, die Jungfrau Ilse aber als ein häßliches Gänschen geschildert hatten. Dies erregte freilich seine Lust nur wenig, die Bewohner der Steinburg kennen zu lernen, doch traf sich's einst, daß die Nacht ihn überfiel auf der Jagd, die ihn jetzt öfter als sonst vom Hause entfernte, und als er, die Gegend kaum mehr erkennend, im Dunkel herumirrte, gelangte er zu der grauenvollen Klippe, jetzt der Ilsenstein genannt, welche damals noch mit dem gegenüber sich befindlichen Felsriffe eng verbunden war, und so eine ungeheure, rauhe Steinwand bildete, welche einer natürlichen, unerschütterlichen Schanze gleich, den alten Riesenberg, den grauen Brocken zu beschützen schien. Gleich einem Adlershorste war das Steinschloß des

Grafen Weſterburg auf dieſe Felsmauer erbaut, und aus deſſen Bogenfenſtern ſchimmerte dem verirrten Wallrich in jener Nacht noch helles Licht entgegen, welches den Wunſch in ihm erregte, Herberge dort zu ſuchen. Auf einem engen Felſenpfade gelangte er bis zur äußern Pforte und erhielt auf ſeinen Anruf willig Einlaß.

Der Hausherr empfing ihn freundlich, und keine Spur des ihm angedichteten, menſchenfeindlichen, böſen Sinnes war in ſeinem offnen Antlitze zu entdecken. Noch mehr aber ſtaunte der Junker Wallrich, als er Fräulein Ilſe ſah, und ihrer Schönheit ſeltner Glanz den hellen Kerzenſchein, der ſie umſtrahlte, weit übertraf. Zum erſten Male fühlte er bei ihrem Anblicke den Pfeil der Liebe tief verwundend in ſeinem Innern, und da der freundliche Empfang ihm Gaſtlichkeit verhieß, ſo ſchlug er hier ſein Aſyl auf, das ihm auch gern vergönnt wurde. Sein Leichtſinn ließ ihn gar bald das Haus der Wittwe und Elfriedens Zärtlichkeit vergeſſen, die ſeinen neuen Aufenthalt gar bald erfuhren, den Junker des ſchwärzeſten Undanks und der ſchändlichſten Untreue beſchuldigten, dem Grafen und ſeinem Töchterlein aber, die, wie

ſie glaubten, den jungen Fant durch buhleriſche Künſte an ſich gelockt, die bitterſte Rache ſchwuren. Drei Tage lang tobte und raſte Elfriede, gleich einer Furie, in ihrem Hauſe, dann ſank ſie erſchöpft auf's Krankenlager, und betheuerte der Mutter täglich, ſie werde den Tod umarmen, wenn der Junker nicht zu ihr zurückkehre und ſie zum Altare führe.

Wallrich aber lebte fort im Steinſchloſſe, ohne ihrer zu gedenken, noch ihrer unzähligen Botſchaften einer Antwort zu würdigen; er lebte den ganzen Winter hindurch in Freuden und ſüßen Hoffnungen, denn auch in Ilſens Herzen ſchien der Strahl der Liebe gezündet zu haben, und ſeinen Wünſchen ein baldiges, frohes Ziel zu verſprechen. Nur zuweilen fühlte er die glücklichen Stunden, die ihm pfeilſchnell entſchwanden, getrübt; denn es begegnete ihm oftmals, wenn ihn heitrer Sonnenſchein hinauslockte in die herrliche Winterlandſchaft, ein junger Mann von ſeltner Schönheit und königlichem Anſtande, der ſtolz und ohne Gruß an ihm vorüberging und mit ſeinen Feuerblicken die Fenſter der alten Steinburg ſo lange muſterte, bis ſie droben Ilſens Blicken begegne-

ten, worauf er, freundlich grüßend, seinen weißen, langen Mantel um sich schlug und hinter den nächstgelegenen Felsenparthieen verschwand. Schon oft hatte Wallrich, mit schlechtverhehlter Eifersucht, nach jenem seltsamen Fremdlinge bei der schönen Ilse geforscht; doch ihre Antworten waren nicht ganz befriedigend. Sie wisse nicht, wer der Fremde eigentlich sey — theilte sie ihm mit; doch schon in ihrer Kindheit erinnere sie sich, ihn oft gesehen, und ihm zuweilen im Thale begegnet zu seyn, wo er freundlich mit ihr gespielt, ihr seltene Blumen, glänzende Steine und Früchte geschenkt. Seit sie aber zur Jungfrau erwachsen sey, habe er sich ihr weniger genähert und sich nur damit begnügt, vor der Burg auf und nieder zu gehen und sie am Fenster stumm zu grüßen. Uebrigens bemächtige sich ihrer jedesmal bei seinem Anblicke eine unwillkührliche Scheu, die sie sich nur durch das geisterhafte Wesen des Fremden zu erklären wisse, welcher ihr noch jetzt eben so unverändert erscheine, als sie sich seiner aus der Kindheit Tagen noch zu erinnern wisse. So sehr nun Wallrich zur Eifersucht geneigt war, so schien er doch den schweigsamen Nebenbuhler nicht sehr zu fürch-

ten; oder hatte nicht Luſt, mit einem geſpenſti-ſchen Liebhaber anzubinden, und leichtſinnig, wie immer, ſchien er ſich nach Ilſens Mittheilung, ſo wenig befriedigend dieſe auch war, doch bald wie-der zu beruhigen.

2.

Der Winter war beinahe hingeſchwunden, und Elfriede hütete noch immer das Krankenbett und welkte mit jedem Tage ſichtlicher dem Grabe entgegen. Alle Mittel der berühmteſten Doctoren aus nahen und fernen Städten, waren umſonſt angewendet worden, alle Koſten vergeblich verſchwendet; ſogar die frommen Mönche und Nonnen aller Harzklöſter hatten, durch reiche Spenden angefeuert, alle ihre Gebete ohne Erfolg erſchöpft; Elfriedens Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jedem Tage und ſie wünſchte ſich ſelbſt den Tod herbei, denn ohne Wallrich war ihr das Leben eine unerträgliche Bürde geworden. Da nahm eines

Abends die alte Amme Gertrud die jammernde Wittwe bei Seite, die sich nicht trösten kennte über das Leid ihres Kindes und sprach zu ihr: „Ihr habt nun alle natürlichen Mittel angewendet, sogar die ganze Macht der Kirche aufgeboten, wie es einer frommen Frau geziemt, um Eurem Kinde zu helfen, und doch seht Ihr es hinwelken von Stunde zu Stunde dem Grabe entgegen. Ich weiß, Ihr hängt mit ungemess'ner Liebe an Elfrieden und scheut kein Opfer für ihr Wohl und Leben. So wendet Euch zu dem, der sicher hilft, wenn Gott und seine Heiligen uns arme Menschen verlassen haben. Die erste Mainacht ist nahe, dann geht's zum lustigen Tanze auf den Brocken, und der Altmeister giebt Gehör auf seiner Kanzel Allen denen, die ihn huldigen und seine Hülfe begehren. Folgt mir in der Mainacht zum Brocken und ich setze meinen Kopf zum Pfande, Euer Kind ist gerettet und alle seine Herzenswünsche sind erfüllt."

Wohl schauderte die fromme Wittwe vor dem entsetzlichen Rathe der Alten zurück, und wies sie anfangs von sich mit harten Worten. Doch wie mit Geierklauen krallte sich der böse Rathschlag

immer tiefer in ihr Mutterherz, und die leuchtende Hoffnung die ihr Elfriedens Rettung und künftiges Glück, in immer lachendern Farben vorspiegelte, drängte ihren frommen Glauben mehr und mehr aus ihrer Bruſt, ſo daß es endlich der Ueberredungskunſt der Alten kaum mehr bedurfte, um den Entſchluß in ihr zu reifen, ihrem Rathe zu folgen. Da hörte ſie von ihrer Dienerſchaft, daß am erſten Maientage die feierliche Verlobung des Junkers Wallrich mit Schön-Ilſe gefeiert werden ſollte, und von jenem Augenblicke zählte ſie mit Ungeduld die Stunden bis zur Brockenfahrt.

Endlich erſchien die längſterſehnte Nacht. Gertrud hatte Alles vorbereitet zum geheimnißvollen Fluge und in der Mitternachtsſtunde beſtiegen Beide ihre hölzernen Roſſe, die ſich auf das Zauberwort der alten Amme in Bewegung ſetzten und wie auf Geierſchwingen ſie zum Brocken trugen. Da war ſchon überall ein luſtiges Gewimmel luftigen Geſindels und Gertrud, die hier wohlbekannt zu ſeyn ſchien, wurde mit jauchzendem Geheul begrüßt. Wohl ſchauderte der ehemals ſo frommen Wittwe, die nur von allzuzärtlicher Liebe zu

ihrem Kinde angetrieben, verzweifelnd auf den Blocksberg kam, um hier des Höllenfürſten Hülfe anzurufen; und als ſie alle die ekelhaften Nachtgeſtalten hier erblickte, die ſich wie Sumpfgewürm hier durch einander wanden, da glaubte ſie, die Sinne müßten ihr vergehen und der bleiche Tod müſſe ſie würgen mit ſeiner Knochenhand. Aber Gertrud ſprach ihr Muth ein, ergriff ſie am Arme und zeigte ihr alle die Herrlichkeiten des hölliſchen Feſtes, auf der grauſigen Wüſte des Brockenfeldes. Sie zog ſie hin zum Hexentanzplatz, wo das ganze Jahr hindurch kein Gräschen ſproßt; rings um die dürre Ebene brannten lodernde Feuer, und mitten im Flammenkreiſe tanzte das wüſte Volk, trunken von Wolluſt und gährendem Hexengebräu. Dort am Hexenbrunnen badeten die berüchtigten Auserleſenen, die mit dem Höllenfürſten Buhlſchaft trieben und ſangen ſchändliche Lieder. Auf dem Hexenaltar flammte der ungeheure Holzſtoß, über welchem der Rieſenkeſſel hing. Ein Scheuſal, deſſen Anblick verſteinern konnte, kochte hier die unſchätzbare Hexenſalbe, deren Gebrauch von jeder Krankheit befreite, den Körper ſchützte vor jeder Wunde, ſogar unſichtbar machte. Welche,

Kröten, Schlangen und das giftigſte Ungeziefer ſchmorten hier im Keſſel und mit triefenden Augen hineinglotzend, ſog die gräuliche Köchin den gelben, ſtinkenden Qualm mit Entzücken in ihre monſtröſe Habichtsnaſe. Aber um die Teufelskanzel war das furchtbarſte Gedränge, denn dort ſaß der Höllenfürſt mit allen Attributen ſeiner Macht, im feuerfarbnen Kleide, mit blitzendem Golde verbrämt und gewährte Gehör Allen, die ſeine Hülfe begehrten. Zu ſeinen Füßen lag ein ſchwarzer Ziegenbock, der ihm als Schemel diente und um ſein Haupt, im tanzenden Kreiſe, ſchwirrten unzählige Luftgeſtalten von unbeſtimmter Form, bereit in Nähe und Ferne auf den leiſeſten Wink ſeine Befehle zu vollziehen. Um die Kanzel aber drängte der ungeheure Haufe Bittender, und bahnte ſich mit ſtürmiſcher Ungeduld den Weg zu ſeinem Throne. Alle Leidenſchaften in ihrer furchtbarſten Geſtalt hatten ſich hier eingefunden und forderten mit wilder Begier Befriedigung. Wolluſt, Geiz, Neid, Schadenfreude, Rachſucht, Eitelkeit, Ruhmſucht und wie die Feinde der Menſchheit alle heißen, hatten ſich hier in einem dichten Knäuel zuſammengedrängt, und umringten den ſchrecklichen

Meiſter gleich einer Heerde zähnfletſchender Hyänen, die heulend Stillung ihres Heißhungers begehren. Endlich gelang es Gertrud, ſich Bahn zu machen durch den drängenden Haufen, gewaltſam zog ſie die widerſtrebende Wittwe nach ſich und ſchob ſie vor den Thron des Erzfeindes. Da trat der Tochter bittres Leid wieder lebendig vor die Seele der Mutter; mit bebender Lippe leiſtete ſie den gotteslästerlichen Huldigungseid und brachte ſtammelnd ihre Bitte vor, ihr Kind vom Tode zu erretten und mit dem Manne ihrer Liebe zu vereinen.

„Eh' Du heimkehrſt, ſoll Dein Kind geneſen ſeyn, und feſt vereinen will ich ſie mit ihrem Buhlen; trau' meinem Wort und geh'!" erwiederte ihr hohnlachend der Fürſt der Finſterniß, und von tauſend goldenen Hoffnungen neu belebt, trieb nun die Wittwe ihre Führerin zur ſchleunigen Rückfahrt an.

Dieſe, welche großen Gefallen zu finden ſchien am hölliſchen Treiben auf dem Brockenfelde, gab endlich ihren Bitten nach, und wenige Minuten reichten hin, um das öde Landhaus im eiligen Fluge wieder zu erreichen. Als aber die Wittwe

in das Schlafgemach der kranken Tochter trat, saß diese aufrecht im Bette und spielte auf Wallrichs Laute, welche dieser hier zurückgelassen, heitre Minnelieder, und kündete der Mutter, sie fühle sich auf wunderbare Weise schnell gesundet und neue Kraft durchströme ihre Glieder. Die Mutter war vor Freuden außer sich, daß der Böse ihr so schnell sein Wort erfüllt, zweifelte auch nicht, daß er sein zweites Versprechen lösen werde, und ohne der Tochter ihr Geheimniß zu enthüllen, tröstete sie dieselbe schon mit der bestimmten Zusage: noch heute würde der ungetreue Junker bei ihr erscheinen, reuig um Verzeihung bitten und zum Pfande der Versöhnung ihre Hand begehren. Entzückt durch diese Hoffnung, sprang Elfriede auf von ihrem Lager, legte ihren kostbarsten Putz an und schmückte ihr Haupt schon im Voraus mit der bräutlichen Krone,

3.

Am frühen Morgen des erſten Maitages erwachte Ilſe und gedachte eines wunderbaren Traumes, der ſie während ihres Schlummers geraume Zeit beſchäftigt hatte. Der Traumgott hatte ihr ein ſeltſames Bild gezeigt: es war ihr, als wohne ſie in einem kryſtallenen Pallaſte; ſie ſaß auf goldenem Throne in einem prachtvoll ausgeſchmückten Saale, deſſen Wände mit blauen, reich mit Gold geſtickten Sammetgardinen behangen waren. Ein Springbrunnen zierte deſſen Mitte, der zwölf Strahlen wohlriechenden Gewäſſers in ſeine ſilberne Schaale aufnahm, und ein Teppich, der in den lebendigſten Farben die ſchönſten Blumen zeigte, deren Blätter hier und

da, gleich glänzenden Thautropfen, mit Diamanten überſäet waren, breitete ſich zu ihren Füßen aus. Ein hoher Kryſtallſpiegel in goldenem Rahmen, ihr gegenüber, zeigte ihr aber ihre eigne Geſtalt, im reichſten Putze einer Königin. Eine himmelblaue Sammetrobe, mit Silber und Perlen reich geſtickt, wurde über den Hüften von einem diamantnen Gürtel zuſammengehalten, deſſen blendendes Lichtfunkel kaum ihr Auge zu ertragen vermochte. Weiße, ſeidene Schuhe, mit ſilbernen Sternchen überſäet, zierten ihre niedlichen Füßchen; die langen Flechten ihres ſchönen Haares waren mit Perlenſchnüren durchwunden und ihre Stirn zierte ein koſtbares Fürſtendiadem, von den edelſten Steinen geformt. Zwölf ſchöne Jungfrauen in leichten Elfenkleidern ſchwebten vor ihr auf und nieder, und boten ihr in den anmuthigſten Bewegungen Blumen, Früchte und die ſeltenſten Erfriſchungen. Ein Chor prachtvoll gekleideter Zwerge lockten aus ihren ſilbernen Saiteninſtrumenten eine wahrhaft himmliſche Muſik hervor, und fliegende Genien weheten ihr Kühlung zu mit duftenden Blumenfächern. Staunen und Entzücken feſſelten ihre Sinne; da ſprangen die hohen Flü-

gelthüren plötzlich auf und herein trat mit glänzendem Gefolge jener ſchweigſame Fremde, der ſo oft ihr ſeine Grüße aus dem Thale hinaufgeſendet zu den Fenſtern der Steinburg. Aber kaum erkannte ſie ihn jetzt wieder in der blendenden Kleidung, die er trug und die der ihrigen in Farbe und Stoff faſt ganz gleich war. Eine Tunika von himmelblauem Sammet, mit Silber und Perlen geſtickt, fiel bis auf ſeine Kniee herab, gehalten vom diamantnen Gürtel. Perlenſchnüre hielten ſeine weißſammetnen Sandalen feſt und ein gleich koſtbares Diadem zierte ſeine hohe Stirn. Mit dem Anſtande eines Fürſten trat er ihr entgegen und mit der Zärtlichkeit eines feurigen Liebhabers beugte er ſein Knie vor ihr. Alle folgten ſeinem Beiſpiele, aber Schön-Ilſe wagte es nicht, ihm die Hand zu reichen, um die ſein flehender Blick zu bitten ſchien, und eine bange Ahnung flüſterte ihr zu: ſie ſtehe vor dem mächtigen Geiſterfürſten des Harzgebirges, der alle die geiſtigen Weſen der vier Elemente, die ungereizt dem Menſchen nie Böſes zufügen und einen höchſten Gott als ihren Schöpfer erkennen, unter ſeinem Scepter vereinigte. Da gedachte ſie mit ganzer Seele des Junkers

und ſeiner heißen Liebe, die ihr Herz erwiederte, und ſchnell entſchloſſen, nahm ſie das Diadem vom Haupte und reichte es dem Geiſterkönig dar, zum Zeichen, daß ſie ſeinen Thron verſchmähe. Er aber trat zurück, eine Zornwolke flog über ſein Antlitz, ein ungeheurer Donnerſchlag erſchütterte das ganze Schloß und — ſie erwachte. Aber hocherſtaunt, und ihres Wachens völlig ſich bewußt, hielt ſie auch jetzt noch das koſtbare Diadem in ihrer Hand, ganz ſo, wie es ihr der Traum gezeigt. Nach langem Sinnen über die wunderbare Weiſe, wie ſie zu dem ſeltenen Kleinode gekommen, ſuchte ſie es endlich auf die natürlichſte Art zu erklären, und meinte: es ſey wohl ein Geſchenk ihres Bräutigams, des Junkers Wallrich. Schnell verließ ſie nun ihr Lager, ließ ſich von ihren Dienerinnen feſtlich zur Verlobung ſchmücken, und vor Allem prangte das reiche Diadem auf ihrem Scheitel.

Kaum hatte ſie ihren Putz vollendet, ſo begann auch draußen der Tag zu grauen, doch ſchwere, ſchwarze Wolken zogen unheilverkündend am Himmel hin, und ein ungewohntes, hohles Brauſen, tief unten im Thale, zog ſie zum Fen-

ſter. Da gewahrte ſie mit Entſetzen das ganze Thal erfüllt mit ſchäumendem Gewäſſer und von den hohen Bergen rings umher ſtürzten Ströme herab, Bäume entwurzelnd, uralte Felſen trennend aus ihren Fugen und ſpielend mit ſich hinunter reißend in das trübe Meer, das im Thale wogte. Vom Brocken bis zur jenſeitigen Thalſchlucht wälzte ſich ein unabſehbarer Waſſerfall ſtürmend herab und ſchlug donnernd ſeine Wogen gegen die Steinmauer, daß ſie tief in ihrem Grunde erbebte. Kein einziger Sonnenſtrahl ſpiegelte ſich in der furchtbaren Fluth, nur ein blaſſer Dämmerſchein drang zuweilen durch die ſchwarzen Wolken, die jetzt ſich zu entladen begannen. Flammende Blitze zuckten ſchlangenartig am nächtlichen Horizonte auf und nieder, Regenſtröme ſtürzten unaufhaltſam herab und das Brüllen des Donners übertäubte das hohle Brauſen der immer höher ſchwellenden Fluth. Plötzlich wankte das ſteinerne Schloß; ein einziger gellender Schrei ertönte durch alle ſeine Räume, und ſchreckenbleich ſtürzten der Graf und der Junker in Ilſens Gemach. Sie aber trat ihnen muthvoll entgegen und forderte ſie auf, das wankende Gebäude mit

ihr zu verlaſſen. Entſchloſſen ſchritt ſie voran, Vater und Bräutigam, mit ihnen die heulende Dienerſchaar, folgten ihr vertrauensvoll, denn eine innere Stimme ſchien ſie zu begeiſtern und ihr einen Rettungsgedanken eingegeben zu haben. Die tröſtenden Worte, die ſie den Nachfolgenden zurief, verhallten ungehört im wilden Lärmen der Elemente, aber mit ausgeſtreckter Hand deutete ſie nach der nahen Felſengruppe, deren Häupter kühn ſich himmelhoch erhoben, und Schutz verhießen gegen die drängenden Waſſerwogen. Schon hatte ſie das unerſchütterliche Fundament jener Granitpyramiden erreicht und blickte, die Säumenden heranwinkend, hinter ſich, doch kämpfend gegen des Sturmes entfeſſelte Gewalt, waren ſämmtliche Schloßbewohner, den Grafen und den Junker an ihrer Spitze, noch über hundert Schritte weit zurück und klommen mit aller Kraft der Verzweiflung die wankende, ſteile Felswand empor. Doch plötzlich krachte ein furchtbarer Wetterſtrahl, die Wolken zerreißend, über ihren Häuptern, und im gleichen Momente erbebte drunten das ganze Thal; die heulenden Fluthen bäumten ſich hoch empor, ſchon netzten die Schaumwellen die Füße der Flüch-

tenden —, da stürzte mit Donnergebrüll das alte Steinschloß zusammen, da spaltete sich die Felswand und sank in tausend Trümmern und der hereinstürzende Wasserfall riß gierig Alle hinab in sein schäumendes Grab, die seiner Wuth zu entfliehen gedachten. Die Köhler und andere arme Thalbewohner, die sich auf die umliegenden Felsen gerettet, sahen starren Blicks das entsetzliche Schauspiel mit an; sie gewahrten aber auch das schöne Fräulein Ilse hoch über dem Wasserstande, ohnmächtig hingesunken zwischen Steinklippen, denn des Vaters und des Bräutigams schreckliches Ende hatte sie ihrer Sinne beraubt. Doch ehe sie wieder zum Leben erwachte, öffnete sich hinter ihr die steile Felswand, und der hohe Fremdling trat heraus, umfing die Schlummernde mit seinen Armen, schlug sorgsam seinen langen, weißen Mantel um die Erstarrte, und verschwand mit ihr im Nebeldampfe, der dem schäumenden Gewässer entquoll.

Indessen war auch in das Landhaus der Wittwe Entsetzen eingezogen. Die Mutter hatte ihr Haupt verhüllt und saß im finstersten Winkel ihres Gemachs zusammengekrümmt; denn sie wollte

das Verderben nicht ſchauen, das der Böſe herabgeſchleudert hatte von ſeinem hohen Brockenſitze auf die unglücklichen Bewohner des Steinſchloſſes. Es war ihr niemals in den Sinn gekommen, ſo ſchweres Unheil zu begehren; ſie hatte ja nur das Leben und das Glück ihres Kindes erbeten, und der Argliſtige leiſtete ihr Gewährung auf ſeine Weiſe: durch grauenvolle Vernichtung. Deſto lebhafteren Antheil nahm aber Elfriede an dem ſchrecklichen Schauſpiele, das ſich vor ihren Augen entfaltete. Mit unverhaltenem Jubel blickte ſie vom Söller hinaus in die allgemeine Zerſtörung, und beugte ſich weit über die Brüſtung hinüber, um den Geliebten, den ſie mit jedem Augenblicke, nach ihrer Mutter Verheißung, erwartete, jauchzend zu begrüßen. Als ſie aber in neblichter Ferne das alte Felſenſchloß in Trümmer ſtürzen ſahe, als auch bis dicht zum Landhauſe die trüben Wogen ſich heranwälzten und die Thalwege überſchwemmten, auf welchen nur allein der Junker zu ihr gelangen konnte; da ergriff auch ſie ein heimliches Entſetzen und die Angſt bleichte ihr Antlitz, und hemmte den Schlag ihres Herzens.

Da richtete ſie plötzlich ihr Auge ſtarr auf die

ruhiger wallende Fluth, die ſchon die Grundſteine des Hauſes umſpülte; drunten im naſſen Bette wurde ein menſchlicher Körper hin- und hergewiegt, noch war ſein Geſicht vom dichten Lockenhaar umſchleiert, im nächſten Augenblicke aber ſchwemmte es eine ſpielende Welle hinweg, und — ein Schrei des Entſetzens zerriß die Luft — es war des Geliebten bleiches Todtenantlitz das ihr aus dem Gewäſſer entgegenſtarrte. — Mit dem Schreckensſchrei waren auch Elfriedens Sinne geſchwunden, und mit ausgebreiteten Armen ſtürzte ſie vom Söller herab in die wogende Fluth. Die von Gewiſſensbiſſen gepeinigte Mutter hatte den markerſchütternden Schmerzensruf ihres Kindes gehört, und als ſie zitternd den Söller betrat, erblickte ſie tief unten in feſter Umarmung die ſchwimmenden Leichen Elfriedens und Wallrichs. Da erkannte ſie des Lügengeiſtes doppelſinniges Verſprechen: er hatte ihr Töchterlein mit ihrem Buhlen feſt vereint im grauenvollen Tode.

Ihre Sinne verwirrten ſich, ſie verließ ihr Haus und wurde nie wieder geſehen. Lange aber ſtreifte die alte Amme Gertrud noch in der Gegend umher, als eine gefürchtete Hexe.

Der Traum Ilſens aber ſchien ſich doch erfüllt zu haben, denn allgemein nahm man an: ihr Retter ſey der mächtige Geiſterfürſt des Harzgebirges geweſen und ſie theile ſeinen Thron mit ihm. Noch jetzt findet man den Glauben in der Gegend verbreitet, Schön-Ilſe erſcheine zuweilen auf der Oberwelt, und zwar gewöhnlich an jenem Flüßchen, welches ſeinen Urſprung dem Brocken verdankt, und nach ihr den Namen „Ilſe" erhielt. Dort will man ſie im fürſtlichen Putze, die Stirn geſchmückt mit dem blitzenden Diadem, erblickt haben, in heitern, warmen Sommernächten, langſam die Gewänder ablegend und ſich badend in der kühlen Fluth. Auch ſoll ſie armen Unglücklichen auf einſamen Thalwegen zuweilen begegnet ſeyn und ſie durch reiche Geſchenke von aller irdiſchen Noth befreit haben.

Auch jene Felſengruppe, von welcher der Geiſterfürſt die Jungfrau in ſein Reich trug, wird noch jetzt der Ilſenſtein genannt, und gewährt von ſeiner Höhe die reizendſte Ausſicht in das wahrhaft romantiſche Thal, und nach dem alten, berüchtigten und berühmten Brocken gegenüber.

Ende.

Druck von C. S. Krausche in Camenz.

In gleicher Verlagshandlung ist erschienen:

Pfennigencyclopädie

oder

neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen.

Herausgegeben

vom

Prof. Dr. O. L. B. Wolff.

1833—37. 4 Bde. (41 Liefr.) mit 80 Stahlstichen gr. 4. 13 Thlr. 16 gr. od. 24 Fl. 36 Xr. rhein. Ausgabe ohne die Stahlstiche 8 Thlr. od. 14 Fl. 24 Xr.

Bildergallerie zur Pfennigencyclopädie.

80 Stahlstiche. 8 Thlr. od. 14 Fl. 24 Xr. rhein.

Wer dieses Werk noch vollständig zugleich mit dem Supplement anzuschaffen wünscht, erhält es für 12 Thlr. (22 Fl. 30 Xr. rhein.)

Napoleon

dargestellt

nach den besten Quellen

von

2 Bände (oder 23 Liefr.) mit 46 Stahlstichen nach Originalgemälden der berühmtesten Maler Frankreichs.

7⅔ Rthlr. (13 fl. 48 Xr. rhein.)

Richelieu,

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

M. B. Lindau.

Neue Taschenausgabe mit Stahlstichen.

3 Bdchn. 1⅓ Rthlr.